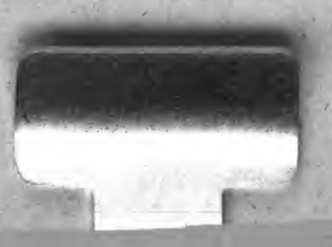




Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Erster Band.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

I. Briefe aus London.
II. Tagebuch aus Paris.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Vorwort.

Diese kleinen Wanderungen durch die große Welt sind meistentheils mit der harmlosen Diogeneslaterne gemacht, und der Verfasser hofft sein Licht noch so lange ungestört brennen lassen zu können, bis er Das, was er suchte, wirklich gefunden. Denn er gedenkt in den nächsten Bänden noch einige weitere Spaziergänge zu unternehmen und hat sich dazu bereits bei dem Zeitgeist Siebenmeilenstiefel bestellt, um eine Weltfahrt durch die lüneburger Haide, einen Ausflug nach der afrikanischen Berberei, Promenaden mit dem vertriebenen Bey von Constantine und verschiedene Entdeckungsreisen durch mehrere andere barbarische Länder, in denen es zwar viel Cultur aber noch keine Menschen gibt, zu machen.

Der zweite Theil dieser Skizzen befindet sich unter der Presse und wird unverzüglich nachfolgen,

da durch ihn erst die Anschauungen des Verfassers von den gegenwärtigen französischen Verhältnissen und dem modernen Volksleben überhaupt vollständig hervortreten können.

Die Tagebücher des Verfassers sind nichts als Papier- und Culturstreifen der Gegenwart und mögen als solche von Andern combinirt und beliebig verbraucht werden. Der Verfasser sucht auf seiner Wanderschaft das ächt Menschliche in der weiten Welt zu entdecken, ihm ist in der Fremde viel Humanität begegnet, vor der er sein Knie gebeugt hat als vor dem wahren Gott, und er bittet daher das gütige Schicksal, daß es ihm in der Heimath niemals schlechter ergehen möge, wenn er Menschen sucht und hofft. —

Inhaltsverzeichniß.

II. Tagebuch aus Paris.

1. Wanderungen mit dem Strome der Seine.

I.

Briefe aus London.

(Im Sommer 1837.)

1.

An Mrs. H. P. in Croydon bei London.

— Sie sehen, ich bin Ihnen bald gefolgt, eine günstige Welle hat mich an's Land geschaukelt, und dies Land ist England, Ihr England! In Paris hörte ich zuweilen aus einem Nachbarhof herüber ein Waldhorn, während ich ermüdet vom Umhertreiben oder von den Genüssen der babylonischen Stadt mich auf dem Sopha ausstreckte, und die Augen schloß. Dann, indem ich den Tönen mit meinen Gedanken folgte, kam es mir sonderbarer Weise jedesmal so vor, als durchreiste ich den lieben thüringer Wald, ich erblickte seine schönsten Schluchten und Berggelände vor mir, und das grüne Gebüsch klang wieder von geheimen Melodieen, die von Deutschland sangen und deutsches Herz und deutsche Liebe feierten. Dann mußte ich lächeln über mich selbst und über

das gute Deutschland, das in der Ferne oft einen so gewaltigen Zauber ausübt, gleich einer alternden Schauspielerin, die in der Bühnenperspective noch vortrefflich fernt, aber in der Nähe, wenn die Illusion der Lichter ausgelöscht ist, ihre welken Reize, ihre vergilbte Schönheit uns nicht mehr bergen kann. Ich muß Ihnen sagen — denn Sie lachen gern! — daß ich mir in Paris wieder tausenderlei Illusionen und Lichter über mein fernes Deutschland ausgegossen hatte, und daß ich zuweilen ein rechter verliebter Thor wurde, wenn ich dem Waldhornzug meiner deutschen Träumereien nachging, und an einen französischen Hornisten deutsche Glücks- und Freiheits-Ideale anknüpfte.

Seit den wenigen Tagen, wo ich das Pflaster von London trete, bin ich aber wieder entzweit mit meinen deutschen Träumen. In Frankreich sah ich zu meinem Leidwesen, wie die Franzosen mit allen Vortheilen eines gänzlich verschiedenen Naturells, welche sie über die Deutschen voraus haben, doch so Wenig bis jetzt erlangten, und wie sie, nach so vielen gewonnenen und verlorenen Schlachten, nach so vielem Blut, Schweiß, Kampf und Arbeit, doch entfernter sind als jemals von der Erreichung eines glücklichen und

vollkommenen Zustandes. In England aber stellt sich mir ein ganz anderes Schauspiel menschlicher Bestrebungen vor Augen, und ich sehe hier mit erschrockenem und herzklopfenden Staunen, zu welchen hohen Dingen das germanische Element, diese auch mir angestammte Natur, zu gelangen vermag! Es giebt wohl keinen Deutschen, der nicht in England die Volksverwandtschaft des Naturells froh empfände, aber es ist auch ein großer Schmerz für ihn damit verbunden, ein Schmerz und ein Neid, die mich in Frankreich nie beschlichen haben! Daß die Franzosen mit ihren den Deutschen entgegengesetzten Eigenschaften Nichts erlangten, als höchstens eine Preßfreiheit, die auch schon wieder halbtodt gehetzt und durch tausend Intriguen gelähmt ist, kann mich weltgeschichtlich bekümmern und traurig machen, aber meine deutsche Natur fühlte sich dabei wieder auf der andern Seite gewissermaßen aufgerichtet, denn ich dachte bei mir selbst: die deutsche Michelnatur ist also noch nicht die unglückseligste in diesem modernen Völkerleben, man muß vielmehr gläubig und redlich an ihr festhalten, und muß sehen, ob sie nicht noch anderer und bei weitem besserer Dinge fähig ist, diese so viel geschmähte und verachtete Michelnatur! Und ich ließ den gallischen Hahn krähen, so laut und prahlerisch

er wollte, und wandte mich ab von ihm, nachdem ich noch einmal auf den Père Lachaise gegangen war, um von Börne's Grab eine gelbe Immortelle zu pflücken, von dem Grab unseres größten Patrioten, der in der Ferne sein Vaterland am meisten geliebt und gescholten hat, der Sympathieen für sein krankes deutsches Herz bei Frankreich suchte, aber keinen Trost und kein Heil bei Frankreich fand. Und hier in Ihrem England treffe ich wieder mit meiner germanischen Natur zusammen, mit der die Engländer Alles erreicht haben, die Deutschen aber Nichts! Oder soll ich mich hier einfach freuen über den Triumph, den das germanische Element in England davongetragen, indem es hier durch seine gediegenen Resultate alle kühnere Beweglichkeit des französischen Naturells weit überflügelt hat? Ich bin noch immer nicht Kosmopolit genug zu dieser uneigennützigen Freude und doch scheinen mir wieder die Thränen kindisch, die ich weinen sollte über den Triumph des germanischen Elements außerhalb Deutschlands. Ich begrüße lieber die hohe Britannia als meine Lehrerin, an deren Mienen und Worten ich fortan andächtig hängen will, und sie soll mir sagen, wie die Freiheit aus der germanischen Natur zu entwickeln ist, in der sie nach allen Richtungen

des Lebens hin ursprünglich gegeben und von Anfang an verborgen liegt!

Sie werden doch hoffentlich bald nach London herüberkommen, denn trotz aller germanischen Wahlverwandtschaft hier möchte ich doch in dem überwältigenden Treiben verloren gehen, wenn ich nicht auf gut Englisch überall vorgestellt und durch einen englischen Mund empfohlen werde! Vor allen den Lustbarkeiten in London kann man anfangs ordentlich einen Schauer haben, denn die riesenhaften Affichen davon werden, an hohe steile Leiterwagen geklebt, langsam feierlich durch die Straßen gefahren, einem Leichenzug von Vergnügungen ähnlich, und gestern begegnete mir in Oxfordstreet ein langer schwarzer Mohr, der dazu gebraucht wird, auf seinem breiten Rücken die ungeheuern Anschlagzettel durch die Stadt zu tragen. Mit einer einfältig verschmitzten, dumm abgestorbenen Miene bewegte sich das schwarze Ungethüm, das alle Sünden der weißen europäischen Welt auf seine Schultern geladen zu haben schien, vorwärts, stand zuweilen still und bot mit einer bewundernswürdigen ironischen Gleichgültigkeit seine Hinterseite dar, von der man alle gegenwärtigen Freuden der Hauptstadt, die italienische Oper, Signora Grisi und Albertazzi, die Aus-

stellung in Wasserfarben, die Anwesenheit der Madame Schröder-Devrient und die neue Eröffnung des Vauxhall, den Clavierspieler Thalberg und das Panorama im Colosseum, sich ablesen konnte! — Ich erwählte mir, da mich in einer fremden Stadt immer die Volksvergnügungen am meisten anziehn, für den gestrigen Abend das Vauxhall, und setzte mich bei Westminster-Bridge auf ein leichtes Themseboot, das mich bald bis zu den magisch erleuchteten Feengärten des Vauxhall hinruderte. Aber was bei diesen Volksvergnügungen fehlt, ist, wie jetzt überall in der Welt, Volk! Alle Volksfeste haben jetzt in der That etwas Gespenstisches, und man begreift nicht, wo das Volk hingekommen sein muß, da man es jetzt nirgend mehr anzutreffen weiß in den modernen Staaten und Städten. Warum hat man noch keine akademischen Preisaufgaben gestellt über die zunehmende Unpopularität der Volksfeste und Volksvergnügungen in unserer Zeit, und über die Ursachen derselben? — Was sonst die Herrlichkeiten des Vauxhall anbetrifft, so blieben sie keineswegs hinter meiner Erwartung zurück, es sind glänzende und wahrhaft zauberische Einrichtungen, wie ich sie in keiner andern Stadt zu Volkslustbarkeiten gefunden habe, und selbst der Prater

und der Augarten in Wien können, hinsichts der kunstvollen Anordnung, keinen Vergleich damit aushalten. Aber diesen Volksörtern in Wien muß man nachrühmen, daß sie menschenreicher und gestaltenbelebter sind, als es noch irgendwo der Fall ist, wie man denn überhaupt noch in Wien ein volleres und unmittelbareres Volksleben antrifft, als selbst in Paris oder London. Ich durchstreifte die geheimnißvolle italienische Allee des Vauxhall, wie Diogenes nach Menschen suchend, und da ich keine fand, lief ich wieder an die Themse zurück, und ließ mich nach Westminster-Bridge fahren. Daß Ihre fashionable Welt das Vauxhall nicht besucht, begreife ich, weil der Eintrittspreis zu wohlfeil ist und nur vier Schilling kostet, aber das Volk, das Volk, das Volk! wie kommt es, daß man es jetzt überall vergebens sucht? Nächstens hoffe ich es aber auf den großen Pferderennen in Hampton Court wenigstens einigermaßen in seiner colossalen Massenhaftigkeit zu treffen, wenn ich nicht ganz an ihm verzweifeln soll! —

Bei unserm gemeinsamen Freund, dem Sanscrit-Professor Rosen, dem liebenswürdigsten deutschen Gelehrten, den ich kenne*), fand ich neulich auch

---

*) Friedrich Rosen, ein trefflicher, ächt deutscher

unvermuthet einen deutschen Naturdichter, der hieher nach London verschlagen ist, und den Sie kennen lernen sollen, sobald Sie wieder in der Stadt sind. Er heißt Niclas Müller und ist seinem Handwerk nach ein Buchdrucker aus Wür-

---

Charakter, der eine mädchenhafte Liebenswürdigkeit des Wesens mit großartigen und gediegenen Kenntnissen verband, ist seitdem gestorben, und seine Landsleute, die an ihm einen treuen Freund und Führer in der großen Weltstadt hatten, werden künftig nur sein bescheidenes Grab in London finden. Er war von Geburt ein Westphale, empfing aber seine durchgreifende, auch mit Philosophie vielfach genährte Bildung in Berlin, und verlebte sieben Jahre in London als Professor des Sanscrit an der London-University. Die Theilnahme für diese Studien zeigte sich freilich in London so gering, daß Rosen oft Jahrelang keine Zuhörer fand und nicht zu lesen im Stande war. Da die Professoren an der London-University kein Gehalt beziehen, sondern lediglich auf den Ertrag ihrer Vorlesungen angewiesen sind, so war es ein Glück für Rosen, daß ihm die Mitarbeit an dem Catalog der orientalischen Handschriften im British Museum übertragen wurde, wodurch er sich sorgenfrei in London erhalten konnte. Seine seltene Anspruchslosigkeit war merkwürdig im Vergleich zu seinen Kenntnissen, von denen er in seinen Radices der gelehrten Welt eine gewichtige Probe gab. Leicht sei ihm die fremde Erde!

temberg, seinem Wesen nach aber ein Dichter, und hat vor einiger Zeit ein Bändchen Poesieen herausgegeben, die ihm allmälig und wie von selbst bei seiner Druckermaschine eingefallen sind. Hübsch ist die Art, wie er selbst in einer Einleitung von seinem Leben spricht, und wie er von seinem armen abergläubischen Vater erzählt, der sich zeitlebens mit Alchemie, Weissagungen und dem Stein der Weisen abgegeben, und der auch seinem Niclas prophezeite, daß dieser einst einen großen Schatz finden würde. Niclas nun glaubt ihn wirklich gefunden zu haben, und meint, die Poesie sei dieser Schatz, der ihm in seinem Innersten aufgegangen. Jetzt hat er sich aus seiner schwäbischen Heimath aufgemacht, um die Welt zu sehen, und um zu wandern, wie es von Alters her die deutschen Handwerker und Poeten gethan. Er hat hier in einer Buchdruckerei in der City zu arbeiten angefangen, und es gefällt mir von ihm, daß er sich hier überall, in der naiven und treuherzigen Einfachheit seines Wesens, als Buchdrucker einführt, und nicht als Dichter. Sie müssen ihn sehen, um einen Begriff von der schönen, tüchtigen und kernhaften Art des deutschen Handwerkerthums zu bekommen, wie es sich an ihm in einer allerdings veredelten, aber noch seinem

Typus getreuen Erscheinung verräth. Sie glauben nicht, wie viel Poesie in dem deutschen Handwerkerthum steckt, und wie dies eine ganz besondere Gattung von Individualität ist, die man nirgend anderswo hat, freilich sehr abgeschwächt und modernisirt in den letzten Zeiten, besonders seit dem Verfall des Zunftwesens, aber hier und da noch in seinem wahren Kern fortdauernd. Diese poetische deutsche Handwerkernatur ist es, die in Niclas Müller's Persönlichkeit mir so kräftigend entgegentrat und unbeschreiblich wohlthuend ist, die ich aber leider in seinen Gedichten fast gänzlich vermisse. Weil man ihn mir einen Naturdichter genannt, so hoffte ich darin auf einen frischen Volkston, nachdem mein Herz so lange geschmachtet, aber ich fand bereits die Baumschulenzucht der schwäbischen Lyrik darin, die sich Müller angenommen und worin ihn sein Mentor Gustav Schwab unterwiesen hat. Vielleicht bringt ihn jetzt die Entfernung von Deutschland dazu, daß er sich ganz und gar auf sein eigenstes und ursprüngliches Wesen wieder zurückführt, und Lieder singt, wie sie einem ächten deutschen Handwerker, der ein tüchtiges und kräftiges Herz hat, geziemen. Dann kann er viel Neues und Originelles leisten, und er besitzt das Zeug dazu schon in seiner eigensten

Persönlichkeit. Er ist eigentlich ein gelernter Schriftsetzer, aber weil ihm bei dem Setzerkasten nicht so viel Muße bleibt, seinen Gedanken nachzuhängen, beschäftigt er sich lieber an der Druckerpresse, und setzt blos seine eigenen Gedichte. —

Hier in London begegnet mir nicht mehr das Glück, daß man mich für einen Engländer hält, eine Ehre, die ich in Paris alle Tage auf der Straße haben konnte. Im französischen Volke giebt es eine gewisse Bornirtheit in der Beurtheilung der fremden Nationalitäten, und wie die Türken Alles Franke nennen, was sich von Ausländern bei ihnen sehen läßt, so hält der gemeine Franzose jeden Fremden für einen Anglais und scheint kaum noch eine andere Nationalität zu kennen. Ihre Landsleute haben es gut in Paris, und vergnügen sich überhaupt viel besser dort, als die Franzosen selbst, da sie in die glänzenden Genüsse der französischen Hauptstadt ihren eigenthümlichen Comfort hineinzubringen verstehen und sich mit größerer Behaglichkeit einzurichten pflegen. Sie wissen, wie sehr mich das Treiben der englischen Familien in Paris angesprochen hat, namentlich ihre Liebhabertheatervorstellungen in dem Hôtel Castellane, wo ich so schöne Stunden an Ihrer Seite zubrachte. Jetzt bin ich noch nicht

recht im Klaren, wie es mir in London in gesellschaftlicher Hinsicht mit Ihren Landsleuten ergehen wird, da es so schwierig ist, derselben auf eine rasche Weise habhaft zu werden. Man muß hier entweder Familienmitglied oder Clubmitglied werden, dann kann man sich wohlbefinden; eine Mittelstufe des Zusammenlebens, wie in Paris das Café für das öffentliche und der Salon für das gesellschaftliche Begegnen ist, giebt es in London nicht. Daß die Engländer nicht, wie die Franzosen, gewohnt sind in Caféhäusern zu leben, sieht man sogleich an der schlechten und trostlosen Einrichtung der londoner und an der Vortrefflichkeit der pariser Cafés; das Café ist eine durchaus französische Lebenserfindung, die dort allen übrigen Einrichtungen und nationellen Gewohnheiten entspricht und von den Engländern und Deutschen nur mittelmäßig nachgeahmt wird. In einen Londoner Club aufgenommen zu werden, könnte mir wohl gefallen, da sich viele Vortheile damit verbinden. Man hat an dem Clublocal gewissermaßen eine zweite Wohnung in der großen Stadt, besorgt dort alle seine Geschäfte, liest die Zeitungen aller Nationen, schreibt seine Briefe, Tagebücher und was man sonst zu thun hat, findet zu jedem Augenblick einen zuverlässigen Boten an

dem Dienerpersonal, wenn man irgend eine Sendung zu machen benöthigt ist, läßt seine Briefe auf die sicherste Weise dorthin adressiren, erhält durch ein abgebrochenes und gelegentliches Gespräch mit den übrigen Mitgliedern, das nicht viel Mühe und Unkosten verursacht, eine rasche und oft aus den besten Quellen fließende Uebersicht der Tagesvorgänge, und genießt endlich auch eine sehr gute und verhältnißmäßig sehr wohlfeile Bekóstigung, und das Alles für einen Beitrag, der besonders einem Fremden bei den sonstigen londoner Verhältnissen sehr klein erscheinen muß. Aber man muß von einigen englischen Mitgliedern gewissermaßen garantirt werden, ehe man die Aufnahme in einen solchen Club erlangen kann.

In dem Caféhause bei Very in der Regentstreet, welches jetzt das großartigste von London ist und in Paris nur für ein mittelmäßiges Vorstadtcaféhaus gelten würde, sieht man sehr viel Deutsche, und darunter manches traurige und bekümmerte Gesicht. Es giebt jetzt sehr viele Flüchtige hier, die in London ihr letztes Asyl genommen und ein sehr bejammernswerthes Dasein führen, da hier jede Art, sich Mittel der Existenz zu erwerben, erschwerter ist als anderswo, und außerdem die Langeweile diese Unglücklichen aufreibt. Auch der berüch-

tigte Mazzini, ein Mensch von einer wahnsinnigen Genialität, ist mir hier gezeigt worden, unter dem sich jetzt das junge Deutschland aus der Schweiz völlig übersiedelt und in London ein festeres Lager als jemals aufgeschlagen hat. Diese tolle und verderbliche Partei scheint sich jetzt hier in sehr glänzenden Umständen zu befinden und es ist kein Zweifel, daß Lord Palmerston ihnen letzthin nicht unbeträchtliche Summen Geldes angewiesen. Jedoch ist ihr Hauptaugenmerk in diesem Moment auf Spanien gerichtet, wo sie wie hetzende Hunde unter die Parteien geschickt sind. Aber ich muß fürchten, zu tief in die Politik hineinzugerathen, und sage Ihnen für heut Lebewohl! Ich wollte Ihnen mit dieser Epistel nichts weiter anzeigen, als das: Auch ich in England, und nun kenne ich Ihre Güte, die mir bald auch Ihre Person zuführen wird! —

2.

An Louis.

Während ich die Herrlichkeiten der londoner Season genossen, wirst Du Dich unterdeß zu Pferde zwischen * und ** weidlich herumgetummelt haben. Recht so, Alter! Zu Fuße will es bei Euch in Deutschland nicht mehr recht vorwärts gehen, man muß es einmal zu Pferde versuchen, um über die Bahn mit Hindernissen fortzukommen! Was mich betrifft, Louis, so bin ich ein völliger Engländer geworden. Diese herrliche Insel mit ihren gedämpften Lichtern und traulichen Schatten hat mir viel Liebes angethan, und ich habe unserer Mrs ** geschworen, England an den Vorurtheilen der Deutschen zu rächen. Manche werden vielleicht zu mir sagen: Du hast gemeint, die Luft der Freiheit zu athmen, aber Narr, es war Steinkohlenluft, die Du schlucktest! Du hast

Dich überall von Gemüthlichkeit umgeben gesehen, aber das waren die Nebel von London, die Dich hinderten, schärfer zu sehen. Du hast Toleranz gefunden, aber es war Phlegma und Unempfindlichkeit; Du hast geglaubt, hier wahrhaft in den Kern des Lebens zu beißen, aber war es nicht hartes und halbrohes Beefsteaks-Fleisch, das Deine deutschen Organe nicht zu verdauen wußten? — Ich bin nicht Dein Vater Cephises, Louis, aber ich sage Dir dennoch Nichts als Dieses: In einigen Jahren kommst Du nach England, und ich bin auch dort, in einem hübschen stillen Hause, nicht weit von Hyde-Park, in dem Du in den allergrößten Dimensionen reiten kannst. Dann sitzen wir zusammen in unserm Pleasure-Ground, oder gehen auf Piccadilly spazieren, und lieben unser gutes und unvergeßliches Deutschland aus der Ferne. Nicht wenn man es schlecht hat, sondern wenn man in der Fremde Leben und Liebe findet, hat man die ferne Heimath erst recht lieb und dann unsäglich. Seltsames Ding, daß es in der Fremde so viel Liebe, in der Heimath so viel Haß, Mißhandlung und Gleichgültigkeit gibt! —

Meine großen und kleinen Freuden willst Du wissen? Wenn Du sähest, mit welcher Schweig-

samkeit und großartigen Stille die hiesige Bevölkerung den Glanz ihrer Season hinnimmt, so würdest Du finden, daß es nicht Manier in London ist, von dem, was man genießt, viel zu sprechen. Man kann jedoch noch von der diesjährigen Season sprechen, da der Tod des guten Königs Wilhelm IV. sie nicht, wie es anfangs schien, vorzeitig endete, sondern nur mit etwas schwarzem Flor einfaßte. Die junge und schöne Königin Victoria hat den Theatern, Concerten, Pferderennen und allem Uebrigen, was zur Fashion und einer fashionablen Existenz gehört, wieder freien Lauf gelassen, während die Theaterunternehmer zuerst durch das Donnerwort, daß bis in den November hinein alle Lustbarkeiten unterbleiben sollten, in Verzweiflung gerathen waren. Man befürchtete schon, mehrere Theaterdirectoren aus der Themse wieder herausfischen zu müssen. Aber das achtzehnjährige Blut einer Königin mag kein Freudenstörer im Lande sein, und höchstens hat sie den Tories auf einige Zeit den Spaß verdorben, während ihr die Whigs ein nm so freudenhelleres **God save Victoria** in die Ohren schmettern. Vielleicht täuschen sich beide Parteien in diesem jungen Thron, der ahnungsvoll, unschuldig und lieblich wie Maidenblush-Blüthe in

die verworrene Zeit hineinlächelt, aber die Theater-Entrepreneurs verdienten, als die treuesten Unterthanen der englischen Krone, eine Berücksichtigung. Denn kein Theaterzettel wird im Coventgarden oder Drurylane oder irgendwo ausgegeben, auf dem nicht unten in der Ecke die Devise: **vivant rex et regina!** (jetzt blos: **vivat regina!**) gedruckt stände. Man darf sich nicht wundern, daß in England selbst die Theaterzettel royalistisch sind! Das Königthum ist in England volksthümlich, es ist eine hohe und feste Säule, in der sich alle Parteien zuspitzen, und zu deren Füßen John Bull fröhlich sein **rule Britannia** donnert. In der City sah ich dies Volk in ganzen Schaaren um die Straßenecken sich drängen, wo das Bulletin über die Krankheit des Königs in kleinen Gitterkasten angeschlagen war. An einem Sonntage ging ich über Pall Mall spazieren, und begegnete mehr Leuten als man sonst des Sonntags auf den londoner Straßen zu sehen pflegt. Ich folgte ihnen, es ging nach St. James Palast, um über das Befinden des kranken Königs Nachricht einzuholen, aber die Gesetze eines englischen Sonntags sind noch mächtiger und unerschütterlicher als König, Volk, Tod und Alles. Am Sonntage, wo man in London nicht

einmal ein Stück frisches Brot haben kann, war auch keine Kunde über den königlichen Kranken zu erlangen, es gab nicht einmal ein Bulletin. —

Es ist angenehm, daß die Engländer ihre Saison in die schönere Jahreszeit legen. In Paris, wo man irrigerweise noch so thut, als lebe man unter einem südlichen Klima, muß man die Freuden der Saison gar zu empfindlich mit der Kälte, Straßenkoth und beständigem Regenwetter theilen. Der Engländer, der später aufs Land und auf Reisen geht, ersieht sich auch hierin seinen Comfort ab, und während er seine Guineen auswirft, um die Talente aus allen Ländern zu seiner Season herbeizulocken, hört er zugleich schon die Nachtigallen in Regents-Park schlagen, die mit Madame Pasta und der ganzen italienischen Oper um die Wette flöten. Die mildere Jahreszeit erhöht auch den Reiz der fashionablen Toiletten, denen man auf den Spazierfahrten, Promenaden, Morgenconcerten und im Kingstheater begegnet. Uebrigens geht in der Season der Londoner Alles so sehr nach dem hergebrachten Maßstabe zu, daß man mitten im Tumult und Genuß doch kaum Jemanden sich in außerordentliche Bewegung setzen sieht. Der Engländer läßt Alles still an sich herankommen, und wenn er es

hat, mag er sich nicht merken lassen, wie viel es ihm bedeutet, wenigstens in der Season nicht, denn das wäre gegen die Fashion. Dabei nimmt er aber um nichts weniger tief und sinnig alle Eindrücke auf. Und wenn Du fashionable sein und werden willst, so kannst Du gar nicht fehlen, es gibt einen bestimmten Codex für die englische Modewelt, von dem Du weder abgehen, noch zu dem Du hinzuthun darfst, und der Dir sagt, was Du anziehen und wo Du wohnen, welche Bälle und Gesellschaften Du besuchen, und welche Pferde Du reiten sollst, welches Gesicht Du im Theater, beim Frühstück, im Wagen und auf der Straße zu machen hast. Man könnte sich einen **homunculus** der englischen Fashion nach einem bestimmten Recepte kneten und ihn während der Dauer der Season für einen leibhaften Menschen halten. Aber ich werde Dir in der Folge noch davon schreiben, wie diese scheinbare Krystallisation und Versteinerung des englischen Wesens doch eigentlich nur um den herrlichsten Kern sich herumlegt, gleichsam ihn schützend und behütend gegen das fremde rauhe Außenleben. Der Engländer ist nach Außen ein wunderliches Mimosenkraut; nach Innen, in seine Herzen, seine Häuser und seine Familien hinein verbirgt er

seine wahre Blüthe und lebt da ein seltenes Liebeleben. —

Ich kam von Frankreich, und hatte deshalb eine etwas härtere Aufnahme in dem Hafen von London zu erfahren als Fremde aus andern Gegenden. Während England das einzige Land in ganz Europa ist, wo man von Pässen und Paßbeschwerden gar nichts weiß, wurden wir doch bei unserer Ankunft aus Boulogne in das Custom-House gebracht, um dort auf unsere Pässe einen englischen Ankunftsschein in Empfang zu nehmen. Dann sperrte man uns in ein Zimmer ein, vor dem sich ein Mann Wache befand, um Niemand herausgehen zu lassen, der nicht seine Sachen der Visitation unterworfen. In diesem Zimmer fanden wir schon beim Hereintreten eine Liste an die Wand angeschlagen, welche zu meiner Verwunderung unsere sämmtlichen Namen der Reihefolge nach enthielt, und in dieser wurden wir aufgerufen. Es war vorgeschrieben, bei seinem Namen mit einem lauten und vernehmlichen here zu antworten. Die Untersuchung ist sehr genau und die versteuerbaren Gegenstände bedeutend theuer. Die französischen Literaten in Paris hatten mir ihre neuen Bücher geschenkt, und so trug ich unglücklicherweise eine ziemliche Portion Literatur bei mir, de-

ren Einführung in England sehr kostspielig ist. Meine Bücher wurden genau ausgepackt, einige englische, welche sich darunter befanden, als freigehend bei Seite gelegt, die übrigen gewogen, und der Urtheilsspruch darüber lautete: ten shillings! — Menzel, der Franzosenfresser, von Börne, war als französisches Buch mitgewogen worden.

An die Theuerung des englischen Lebens gewöhnt man sich schon einigermaßen in Boulogne, diesem am Meere liegenden merkwürdigen Petrefacten des Londonismus. Diese Art Verenglisirung ist beispiellos auf einem nichtenglischen Boden, und es gibt keine andere Stadt, die ein ähnliches Schauspiel darböte, wie Boulogne-sur-Mer. Aber es hat der Curiosität wegen einen interessanten Anstrich. Zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags muß man die Promenaden von Boulogne, die Straßen, die zum Hafen führen, besonders die belebte Rue de l' Ecu, und den Hafen selbst besuchen, und man befindet sich mitten unter einer englischen Bevölkerung. Ueberall rollen die eigenthümlichen kleinen Fuhrwerke, die englische Familien oft mit sich auf Reisen nehmen, an Dir vorüber. Dies sind niedrige vierrädrige Stuhlwagen, offen, und mit zwei Reihen Sitzen,

auf dem eine ganze Familie Platz hat, und hinter dem Wagen sieht man häufig noch die Tochter auf einem Maulesel herreiten, in der stillen sittigen Haltung, die den englischen Mädchen eigen ist. Es ist ein Lieblingsvergnügen der Engländerinnen in Boulogne, auf Mauleseln zu reiten, wozu die bergig liegenden Straßen der Stadt auffordern, und es gewährt ein malerisches, aber auch bizarres Tableau, wenn man sie im vollen modischen Damenputz auf diesen kleinen patriarchalischen Thieren bergab und bergauf traben sieht. Sie erreichen jedoch nicht die natürliche Grazie der französischen Landleute, die in dieser Gegend fast allgemein der Maulesel sich bedienen und darin oft höchst pittoreske Aufzüge darbieten. Man sieht dort auf dem Lande Gruppen, die dem Maler einer Flucht aus Aegypten das schönste Musterbild geben würden, und ich habe nichts mehr bewundert als die französischen Bauermädchen, wie sie majestätisch graziös über den Sattel ihrer Thiere hingelagert saßen. Den Engländerinnen fehlt dabei das Amazonencostüm, das ihnen erst eine freiere Haltung verleiht und worin sie die Parks von London wie Wundererscheinungen durchschweben. Man lernt jedoch in Boulogne, näher an England selbst und gewissermaßen die über-

seeische Vorstadt von London, schon die eigene Liebenswürdigkeit des englischen Wesens einsehen, und dämpft allmälig die Vorurtheile, welche die auf dem Continent herumreisenden Engländer gegen ihren Nationalcharakter in Umlauf gesetzt haben. Fern von seinem Mutterlande fühlt sich der Engländer, der das stärkste Heimathsgefühl unter allen Nationen hat, befangen, gekreuzt und in allen Dingen behindert, er wird ungeschickt und dadurch leicht verdrießlich und abstoßend. Zugleich ist er wie ein liebes Kind seines Englands, dem in der Fremde überall die Mutter fehlt. Gewohnt, erst am geborgenen Kamin seines Zimmers, am Familienheerde, mit seinen Empfindungen aufzuthauen, sieht er in den Fremden Anfangs immer nur Solche, die ihn nicht verstehen, die nicht mit ihm sympathisiren. Der Engländer ist empfindsamer als Ihr glaubt, er hat einen geheimen Ueberfluß an Herz, an Zartheit. Ich ging öfter des Abends im Hafen von Boulogne spazieren und hatte Engländer zu meiner Gesellschaft. Das Meer hat hier schon eine bedeutsame Perspective, besonders von den Berghöhen angeschaut, die von einer Seite den Hafen umschließen. Die eine Pfahlreihe des Hafens geht eine ziemliche Strecke ins Meer hinein; hier, wo kühle Seelüfte erfrischen, spa-

ziert gewöhnlich die fashionable Welt von Boulogne auf der Diele und blickt der untergehenden Sonne zu, die sich ins Meer stürzt. Ich sah hier herrliche englische Augen zum Untergang der Sonne leuchten, und Stimmen lispelten dazu, mit einer Musik der Empfindung, die aus dem Abendhimmel selbst herabzutönen schien. Um diese Zeit ist das Meer trocken, die Ebbe hat es geheimnißvoll entführt, aber in den Herzen unserer Engländerinnen entstand oft erst hohe Fluth, und sie hauchten Gedanken aus, die man in Deutschland als zu sentimental mit Unrecht verlernt, oder aus der Umgangssprache verwiesen hat. Ich glaube, Louis, die Deutschen können toll genug sein, sich ihrer alten guten Eigenschaften zu schämen, und doch keine neuen dafür zu lernen. Ich versichere Dich, daß man gegenwärtig in England und in Frankreich viel sentimentaler, viel empfindsamer und viel gemüthlicher ist als in Deutschland. Ich habe genau auf die Stimmung geachtet. —

3.

An Denselben.

Mein erstes Quartier in London nahm ich, dem Beispiele des Herrn von Raumer folgend, in der City, um mir am andern Morgen in einer fashionablen Gegend eine Wohnung zu suchen. Es ist aber nicht rathsam, auch nur eine Nacht in der City zuzubringen, so bequem es sein mag, gleich in der Nähe des Hafens unter Dach und Fach zu kommen. Die Nachtheile sollst Du gleich hören. Ich setzte mich noch an demselben Abend in eines jener wunderlichen Cabriolets, die so seltsam gestaltet sind, daß Sir John Fallstaff gewiß sagen würde, es habe sie Jemand nach dem Abendessen aus Käserinde geschnitzelt, und fuhr, ich weiß nicht mehr, wie viele Meilen weit, um in das Drurylane-Theater zu gelangen. Ich ging in das Pit, wie man hier das Parterre

nennt, in dem sich zu meiner Verwunderung fast mehr Damen als Herren befanden, während es in Paris durchaus dem Anstande zuwider wäre, wenn sich eine Dame anders als in einer Loge zeigen wollte, wovon selbst die theuern Sperrsitze in der italienischen Oper und in der **Académie royale de Musique** keine Ausnahme machen dürfen. Das Parterre des Kings-Theaters in London, das freilich eine halbe Guinee kostet, nimmt selbst die fashionablesten Gestalten der schönen Welt auf. Ich will aber nicht untersuchen, was es für Damen sind, welche in Drurylane und Coventgarden das Pit vorzugsweise bevölkern (auch im zweiten Range sammeln sich diese gesetzlosen Schönheiten in unzähliger Masse); sondern ich will Dir nur eine Anekdote erzählen, deren Pointe die City ist. In einer der Seitenlogen des Parterre sah ich einen hagern Engländer wieder, den ich schon in Paris gekannt, und der freundlich genug war, mir mit einem **I am very glad to see you** entgegenzuwinken. Noch ehe der Vorhang aufging, hatte er mich auf den andern Morgen zum Frühstück eingeladen, er fragte mich, wo ich wohne, ich nannte in meiner Arglosigkeit die City, er fuhr erschrocken zusammen, biß sich auf die Lippe und verstummte. In diesem Au-

genblicke nahm die neue Oper ihren Anfang. Im nächsten Zwischenacte bestellte er unter irgend einem Vorwande das Frühstück bei mir ab, nachdem er den ganzen Act hindurch mit sich selbst gekämpft und gerungen zu haben schien. Nach Ende des zweiten Acts konnte er es nicht mehr aushalten und empfahl sich mit einem kalten **I hope I shall soon see you again.** So kam ich um ein Frühstück, blos weil ich in der City von London abgestiegen war, denn ein Engländer kann nicht begreifen, wie ein Gentleman, der kein Gewürzkrämer und kein Fabrikant ist, in der City sich aufzuhalten vermag, es liegt ihm etwas Unheimliches in dieser Vorstellung, und er faßt irgend einen Argwohn. Wenn Du in der City wohnst, sieht er sich genöthigt, Dir seinen Umgang aufzukündigen, und wenn zwei Liebende hier auf ewig miteinander brechen wollen, braucht der Eine nur nach Leadenhall-Street zu ziehen, während der Andere in der prächtigen Regent-Street wohnt. In Paris kann man im unscheinbarsten Winkel eines abgelegenen Faubourg hausen, und bleibt derselbe Mann, behält seine Menschheit, seine Rechte und seine Vorzüge. In London ist man von der höheren Gesellschaft ausgeschlossen, sobald man sich in die City verbannt hat. Und doch ruht auf

dieser City der Stolz von ganz England, sie ist das alte Document seiner nationalen Würde und Eigenthümlichkeit, das Blutadersystem seines Handels, seiner überseeischen Verbindungen, seiner Reichthümer und seines ganzen industriellen Lebensgetriebes; im bunten Gewühl ihrer Straßen begegnet man dem Kern der Bevölkerung, und ich habe nie schönere und frischere Gesichter gesehen, als wenn ich auf Cheapside in der City spazieren gegangen bin. —

Ich will Dir aber von der neuen Oper im Drurylane-Theater etwas schreiben, da sie gewissermaßen eine Merkwürdigkeit der diesjährigen Season ist. Sie heißt: Katharina Grey, der Text ist von George Linley, und die Musik von M. W. Balfe. Dieser Componist, der ein guter Tenorist am Drurylane ist, hat sich schon früher in einigen glücklichen und gefälligen Compositionen gezeigt, die auch bei uns in Deutschland nicht unbekannt geblieben. Das Bemerkenswerthe an dieser Season-Neuigkeit ist aber der Versuch, eine große englische Nationaloper schreiben zu wollen, der erste dieser Art, meines Wissens. Die Engländer gehen seit einiger Zeit mit dem Lieblingsgedanken um, ihrer Nationalität auch die Kunst zu erobern und namentlich zwischen sich und der Musik einen

rail way anzulegen, auf dem es aber nicht so rasch vorwärts will, als zwischen Liverpool und Manchester. Bekanntlich hat sich sogar eine Gesellschaft unter dem Patronate des Lord Burghersh in London gebildet, um vorzugsweise die Bestrebungen zur Hervorrufung einer englischen Nationaloper zu fördern. Diese Gesellschaft besitzt einen Fonds von 50,000 klingenden Pfunden Sterling, aber dieser ansehnliche Silberklang, in Musik gesetzt, hat bis jetzt noch immer keine rechte Harmonie geben wollen. England hat seine Banknoten, aber die Göttin Cäcilia hat andere Noten, die sie für sich behält. In der neuen Oper des Herrn Balfe sollte denn nun Alles national sein, der Componist ein Englishman, das Textbuch englisch, der Stoff aus einer der glorreichsten Zeiten und Gestalten der englischen Geschichte gewebt. Die Engländer sehen hier ihre stolze, jungfräuliche Königin Elisabeth auftreten und mitunter die zärtlichsten und gefühlvollsten Noten von der Welt singen, denn Elisabeth liebt, sie liebt den Grafen Hertford, der aber heimlich mit Katharina Grey vermählt ist. Das Buch der Oper ist in vieler Hinsicht zu rühmen, und mit besonderem Takt und Geschick ist das Nationale des Stoffes, der für die Musik so viele spröde

Elemente darbieten mußte, behandelt. Wie sieht es aber mit der Nationalität der Musik aus? Diese ist aus sehr fremdartigen Nationalitäten zusammengesetzt, denn sie besteht fast nur aus Reminiscenzen deutscher und italienischer Musik, die aber geschickt und talentvoll in einen gewissen Guß verarbeitet sind. Das Anerkennenswerthe ist, daß Herr Balfe mehr das Einfache, als das Geräuschvolle erstrebt, und im Ganzen einer ruhigen künstlerischen Haltung nachgetrachtet hat. Seine Recitative sind gut und haben eine gewisse simple Würde, die Arien dagegen verlaufen sich häufig in eine Monotonie, die wahrhaft englisch ist und unerträglich werden kann. Die Cadenzen klingen fast alle wie eine Leier. Der Componist ist gewiß nicht ohne Talent, aber was ist am Ende Talent ohne eigene Ideen, und kann dann noch von einem solchen die Rede sein? Diese Art Bestrebungen um eine englische Nationaloper erscheint jedoch wie verlorene Liebesmühe. Etwas Nationales, das erst gegründet werden soll, wird und bleibt nichts Nationales. Man kann in eine Nationalität nichts hineinbringen, und nur das, was in ihr ist, kann man aus ihr herausbringen.

Die Oper macht übrigens ihr Glück. Ein Engländer sieht und hört mit andern Augen und

Ohren, wenn seine Queen Elizabeth ihm etwas vorsingt, und ihm schon bei dieser patriotischen Vorstellung das Herz in höhern Takten schlägt, so daß er es mit den Takten der Musik nicht so genau nimmt. Uebrigens fiel mir, gegen Paris gehalten, das stille, geräuschlose Benehmen des englischen Theaterpublicums auf. Das große Haus füllt sich im Anfang so unmerklich, daß man es kaum gewahr wird, und in den Zwischenacten, wo in den pariser Theatern ein unaufhörliches Gedränge und Geschiebe ist, geht kaum Jemand hinaus, kaum spricht Jemand laut mit seinem Nachbar. Ich fuhr wieder in meine City zurück, und fand dort in meinem Gasthofe einen Italiener, der kein Wort Englisch verstand, und auf Französisch ein seltsames Gespräch über die englische Sprache mit mir anknüpfte. Er moquirte sich förmlich über den ungraziösen Ausdruck des Englischen, über das Gesichterschneiden und Mundverdrehen, welches die Aussprache schon organisch nothwendig mache, über den lächerlichen Widerspruch zwischen dem Schreiben und Sprechen der Wörter. Vergebens führte ich ihm zu Gemüthe, daß man sich über die Natur einer Sprache nicht moquiren könne und dürfe. Mein Italiener aber behauptete hitzig, die englische Sprache könne und

müsse corrigirt werden, die italienische sei auch corrigirt worden, er verwies mich auf die bekannte Schrift von Botta, und machte allerhand possirliche Bewegungen, um mir durch Mimik zu beweisen, wie abgeschmackt die englische Aussprache sei, von der er die wunderlichsten Laute und Wörter mit einem wirklich komischen Talent sich angeeignet hatte. Er machte dabei eine wahre Affenpantomime, so daß ich laut über ihn lachen mußte, ihm dann aber nur um so härter Unrecht gab. Ehe ich mit Engländern in einen nähern Verkehr gerathen, hatte ich ihrer Sprache auch mehrfach Unrecht gethan, und nie geglaubt, daß man z. B. in der Musik auf den englischen einsylbigen Wörtern so harmonisch aushalten und diese th- und w- Laute mit so viel Ausdruck und Grazie singen könne, wie ich es noch an demselben Abend von Mrs. Wood, welche in der genannten Oper die Katharina Grey sang, gehört. Diese Mrs. Wood ist eine kräftige Amerikanerin, nicht mehr ganz jung, aber mit einer großen Gewalt und einem merkwürdigen Umfange der Stimme begabt, und die scharfen Schrotkörner der englischen Aussprache schwebten wie leichte Blüthenflocken von ihren Lippen. In der Prononciation der englischen Sprache hat sich allerdings die

ganze Caprice dieser Nation versinnbildlicht, ihre Aussprache ist ganz aus englischem Whim zusammengesetzt und kann den Fremden zuweilen zur Verzweiflung bringen, nicht so sehr wann er sprechen, als wann er hören und verstehen soll, denn was willst Du anfangen, Louis, wenn die schönsten Sachen, die Dir vielleicht eine himmlisch gute Engländerin zuflüstert, sich Dir in einen eben so großen Nebelduft hüllen, wie die Straßen Londons, in denen man zuweilen die Häuser nicht herauserkennt, und an den Häusern die Thüren nicht findet, um einzutreten. Aber bald wirst Du Ohren bekommen, zu hören, so wie der, welcher eine Zeitlang im Nebel gegangen, allmälig auch zum klaren Sehen gelangt. Dann wirst Du herrliche Dinge hier hören. Eine Thorheit aber ist es fast, über den Wohllaut einer Sprache zu streng und kategorisch abzuurtheilen und ihr gewisse Fähigkeiten abzusprechen, so lange man ihr noch nicht im Leben nahe gestanden. Ich behaupte, daß jede Sprache ohne Unterschied ihre eigenthümliche Musik hat, die aus ihr herausgehört werden kann, denn der höhere Wohllaut einer Sprache ist immer geistiger Natur und kann ihr auf geistigem Wege geliehen werden. Eine geblidete und gemüthvolle Nation wird am Ende

die rauheste Mundart geistig bezwingen, und die Töne, die einen schönen Gedanken sagen, werden nicht leicht ohne alle Melodie bleiben. Je mehr man mit fremden Sprachen durch das Leben selbst verwächst, je mehr sieht man ein, daß sie alle eine gleiche Anwartschaft darauf haben, dem lieben Gott als eine und dieselbe Musik in die Ohren zu tönen.

Wie melodisch wünscht mir nicht mein Stubenmädchen ihr **good night, Sir!** Ich sage Dir auch für heut **good night,** Louis! In England ist man wieder unter einem Volke, das sich gute Nacht wünscht und auch eine hat. In Paris hat man keine Nacht und wünscht sich auch keine. Nach einem höflichen **bon soir** schläft es sich bei weitem nicht so gut, noch um Mitternacht wird einem zuweilen ein **bon jour** geboten. Eine Stadt ohne Nacht ist wie ein Vagabund ohne Haus und Hof, ohne Weib und Kind, interessant genug für Den, der weder schlafen noch ruhen kann. Der Mond und die Sterne strahlen vergebens ihren Frieden in das Getümmel hinein, die Leidenschaften und nimmer ruhenden Beschäftigungen treiben hellere Flammen auf als der Himmel, und der Lebensrausch endigt vielleicht durch Opium. Ueber England hängt die Mohnblume der Nacht mit

stillerem und andächtigem Haupte, das Leben hat hier überhaupt mehr milde Schatten, in Frankreich mehr scharfes Licht. Ein englischer Dichter hat der Nacht das Schönste nachgesagt, das je in der Welt von ihr gesagt und gedacht worden; es steht im Shakspeare. Deutsche Dichter haben auch hübsche Dinge über Nacht und Schlaf gesungen, aber man verschläft zu viel Schönes in Deutschland, Deutschland hat keine gute Nacht. Dennoch wünsche ich Dir nochmals eine!

4.

An Madame C. T. in Paris.

Mit dem schönsten sarkastischen Lächeln, das Ihnen zu Gebote steht und gewissermaßen berühmt geworden ist, entließen Sie mich, als ich den Entschluß gefaßt, dem dargebotenen Asyl Ihres Landaufenthalts auf einige Zeit das schwarzgraue London vorzuziehen. Sie glaubten, ich würde durch Englands großartige Langeweile hinlänglich bestraft werden. Diese englische Langeweile, die allerdings zur Grundexistenz des hiesigen Lebens gehört, hat aber etwas so Erhabenes und Feierliches in ihrem Wesen, daß ich auch sie wahrhaft anstaune und bewundere, und nicht anders kann, als sie höchst interessant zu finden. Bei Ihnen ist es schön, und Ihre kleine gastliche Villa, deren Säle immer von Gesang, Poesie und geistreichen Scherzen ertönen, wird einmal genannt wer-

den, wenn ein sinnreicher Kopf die Geschichte der französischen und deutschen Sympathieen schreibt. Recht hübsch in der That ist Ihr Nachbargehölz, unter dessen flüsternden Bäumen, wie Sie mir erzählten, einst die Sevigné an ihre Tochter die herrlichen Briefe geschrieben, aber die französische Natur und Landschaft hat im Allgemeinen einen so lachenden, hellfarbigen und weltlichen Charakter, daß man ein sehr Glücklicher sein muß, um lange in und mit ihr leben zu können, sie erfordert einen Glücklichen. Was meinen Sie, habe ich wohl Aussicht dazu, es zu werden? — —

Ich sprach von dem stillerhabenen und großartigen Charakter der Langenweile in London, und wenn es Sie nicht zu sehr langweilt, will ich Ihnen einige der wichtigsten Eindrücke derselben mittheilen. Wir müssen ein für alle Mal das Thor der City hinter uns zumachen, denn in dieser hetzt sich das Leben noch toller und geräuschvoller ab, als in der **Rue Vivienne** oder auf den Boulevards von Paris, die City ist nicht fashionable genug, um jener anständigen und feierlichen Langenweile theilhaftig werden zu können. Wir dürfen uns anständigerweise nur mit dem Westend der Stadt befassen. Die ungeheuren Räume, welche hier vor Ihnen liegen, beispiellos

für die Ausdehnung einer einzigen Stadt, werden Ihnen für die erste kolossale Auseinanderlegung einer unabsehbaren Langenweile gelten. Denn Ihr Paris ist dem Raume nach nur ein großes Dorf gegen London, die große Stadt. Schon durch diese Weiten vertheilt sich hier die schweigsame Bevölkerung in stillere Gruppen, und die geschwärzten Häuser und Gebäude, alle fast gleich hoch, selten mehr als zwei Etagen, und alle genau verschlossen, machen ebenfalls ein ernsthaftes Gesicht dazu. Die Häuser von London haben eine geheimnißvolle Miene, sie stehen im eigentlichsten Sinne in sich gekehrt, denn sie verbergen nach Innen zu das eigenthümlichste Leben einer Nation, das sich nicht so leicht auf die Straße entleert als in Paris. Ueber diesen lautlosen und grauen Massen geht auch die Sonne niemals klar auf, und selbst an den allerheitersten Sommertagen hat ihr Licht noch etwas Gedämpftes und blinkt durch leisen Nebel herab. Es ist ein wahrhaft philosophisches Klima. In diese englische Dämmerung fällt jedoch der die ganze Stadt durchwehende Steinkohlenst ub etwas zu materiell hinein, und man wittert London an dem schweren Geruch dieser Kohle schon auf mehrere Seemeilen weit, wenn man auf der Themse ist.

Aber dieser schwarze Staub, der die ursprüngliche Weiße eines Hauses nur wenige Monate lang duldet und sie dann alle in die nämliche fromme Tracht einkleidet, bringt auf der andern Seite eine große Tugend hervor, die wahrhaft engländisch ist, nämlich die Reinlichkeit. Man putzt, säubert, wäscht sich und alle Gegenstände an sich und um sich her unaufhörlich in England. Wenn Sie ausfahren, um eine Freundin zu besuchen, deren Straße vielleicht nur sechs Meilen weit von der ihrigen entfernt liegt, so verschließen Sie ja sorgfältig die Wagenfenster, um nicht schwarz wie Beelzebub im Gesellschaftszimmer anzulangen, und noch beim Aussteigen müssen Sie befürchten, daß Ihre weiße Stirn und Wange einen etwas rußigen Anflug erhalten. Aber an Ihnen kann nichts geschwärzt werden, und wollten Sie darum auf ganz London zürnen? Sonst galten schwarze Schönpflästerchen auf Frauenwangen für eine wahre Zierde, und der londoner Kohlenstaub könnte die alten Moden erneuern, aber der Teint der Engländerinnen, der schönste auf der ganzen Welt, gewinnt durch das einfache Wasser, mit dem sie unaufhörlich den Ruß ihrer Atmosphäre abzuwaschen haben, immer mehr an Weiße und durchsichtigem Aetherduft. Ich schreibe Ihnen

dies, damit Sie über mich lachen sollen, was Sie so gut verstehen. Nur den lieben grünen Teint der Bäume und Pflanzen bedaure ich, denn wenn Sie selbst in der Umgegend von London ein Blatt abpflücken und zwischen den Fingern drehen, werden Sie schwarze Hände danach bekommen.

Wollen Sie eine Wanderung durch London mit mir versuchen? Wir könnten unsere Entdeckungsreise durch dieses Labyrinth von Straßen und Plätzen auf dem Strand beginnen, der eigentlichen Gränzscheide zwischen der Welt der Fashion und dem Leben der City, welches letztere seinen eigenen gewerblichen und rührigen Charakter noch hieher verbreitet. Am Strand liegen die meisten Theater umher zerstreut, aber wir gehen gerade aus, nach Charing Croß, betrachten einen Augenblick den Trafalgar-Square und die Nationalgallerie, sehen die Equipagen über den vornehm belebten Pall Mall rollen und wenden uns dann rechts über den Waterloo-Platz in die Regent-Street, die wahre Königin unter den Straßen Londons. Hier drängt sich das fashionable Leben von London in den großartigsten Massen zusammen, es ist in aller seiner kolossalen Größe hier in Bewegung gerathen, und schreitet doch

wie ein geordnetes Chaos, wie ein feierlicher Tumult mit Ruhe und Würde, mit Anstand und Sitte vorwärts. Das Gedränge der Fuhrwerke, Staatswagen, Cabriolets, Omnibus und Reiter ist hier alltäglich so groß, wie in Paris kaum zur Zeit des Carnevals, man glaubt die Anstalten zu einem außerordentlichen Feste zu sehen, und es ist nur die Gewohnheit des täglichen Lebens, die so großen Aufwand und solche Mittel braucht, um ihre Existenz zu bestreiten. Wenn wir aus Regent-Street heraustreten, passiren wir bergabwärts das herrliche Treiben des Piccadilly, den Green-Park entlang, in dem mit ächt britischer Freiheit Kühe und Schafe neben den eleganteſten Spaziergängern weiden, und stehen dann vor Hydepark Corner still, wo ich Ihnen überlassen will, ob Sie den ungeheuern Flächenraum des Hydepark mit mir durchschreiten wollen? Er bringt uns auf die am meisten geräuschvoll belebte Oxford-Street hinaus, welche mit ihren vielen Läden und Boutiquen, obwohl in einem einfachern und glanzlosern Maßstabe, an die pariser Boulevards erinnert. Von dort, wenn wir Siebenmeilenstiefel anziehen, gelangen wir bald, im äußersten Norden der Stadt, an den kolossalen Regent-Park, mit seinen bizarren und großartigen Terrassen, mit seinen

vielen Alleen, Villen, Häusern, Säulen, mit seinem riesenhaften Colosseum, mit seinen reichen Pflanzungen und schönen Gewächsen. Dann freut sich der Engländer, wenn wir sein London und alle seine städtischen, localen und socialen Einrichtungen so kolossal finden, daß wir uns mit unsern continentalen Gewohnheiten und unsern physischen Kräften davor in Verlegenheit gesetzt sehen. Alle diese Parks sind in ihrer Endlosigkeit die wahren Symbole des englischen Charakters, der durch das Massenhafte zu imponiren sucht. Wenn man Ihnen hier einmal einen Liebesbrief überreichen sollte, geschrieben auf einem Papierbogen, der so groß ist wie ein zweistöckiges Haus und von vier Pferden gefahren werden muß, so wundern Sie sich nicht, liebe Claudine, sondern halten Sie verschämt und mit zitterndem Finger den Brief und verbergen ihn, wenn Sie können, in Ihrem Busen. Es geschieht hier zuweilen, daß sich achtzigtausend Menschen auf Einmal aufmachen und eines Morgens bei einem Minister anklopfen, um ihm ihre persönliche Aufwartung zu machen; es betrifft nur eine Kleinigkeit, die Anempfehlung irgend einer Bittschrift. Wenn Sie zuweilen wie Ihre Freundin D. angezogen gingen, so könnten wir jetzt zusammen bei einem Restaurant eintreten, und man würde Ihnen

ein Beefsteak von so kolossaler Größe vorsetzen, daß Sie sich für einen Wilden halten würden, der den ganz gebratenen Leichnam seines Feindes, eines Riesen, verschmausen soll. —

Doch Sie werden genug haben an diesen Kolossalitäten, die Sie nun einmal nicht lieben. Soll ich Ihnen die Themse zeigen? Setzen wir uns in einen Wagen und suchen wir die Themse, denn es ist sehr schwer, sie zu finden. Wie die Franzosen Alles herauszustellen wissen, so daß es recht in das Licht und Auge fällt, so haben sie es auch mit ihrer Seine gemacht, die, von den herrlichen Quais eingefaßt und herausgehoben, einen hellblinkenden Faden symmetrisch durch die Stadt zieht. Die Engländer haben, wie immer ihr Bestes, so auch ihre Themse versteckt, und es fehlt in London fast jeder Standpunkt, um sie betrachten zu können. Kein Quai leitet an ihren Ufern entlang, und der so viele Welten verbindende Fluß schwimmt großentheils wie unbeachtet hinter den Steinhaufen der Häuser vorüber. Nur bei London Bridge öffnet er sich einigermaßen und deutet die großen Welt- und Meeres-Perspectiven an, die seine Natur ausmachen, aber dort will ich Sie nicht im Gedränge der City und im rauschenden Verkehr des Hafens lange verweilen lassen, so fröhlich und be-

deutsam es sich auch ausnimmt, den Rauch der Dampfschiffe und die Flaggen aller Nationen hier wehen zu sehn. Gewiß haben Sie eine größere Sehnsucht, einmal mit mir auf der weltberühmten Westminsterbrücke zu stehen, aber wie werden Sie erstaunen, auf ihr haben Sie die Themse völlig verloren! Denn diese eben so großartige als zierliche Brücke, ein Meisterstück der Architektur ist von so hohen Geländern umfaßt, daß kein Mensch darüber hinaussehen kann, und die schmalen Durchbrüche der Mauer gestatten nur verstohlene Blicke um dadurch einzelne Streifen des Flusses schimmern zu sehen. Dieses Geländer mag architektonisch nach den übrigen Dimensionen der Brücke und ihrer Bögen sein ganz richtiges Maß haben, aber es ist dennoch falsch. Eine Brücke ist nicht allein um ihrer selbst willen da, sondern für den Fluß, man muß den Fluß schauen, die Brücke muß ihn zeigen. Auf der Westminsterbrücke fehlt alle Beziehung zu dem Flusse, sie ist ein großes schönes Gebäude, aber keine Brücke. Eine Brücke muß ihren Strom lieben, sie muß stolz auf seine Schönheit sein, die besten Punkte zur Uebersicht darbieten, und sich gewissermaßen im Anschaun aller Reize des Wassers wiegen. Die Westminsterbrücke ist gar

zu egoistisch, sie liebt ihre Themse nicht, und hat sich, hinter ihren hohen Mauern verschlossen, wie trotzig von ihr abgekehrt, um keine Blicke mit ihr zu wechseln, sie schmollt gewissermaßen mit ihrem Flusse. Aber die Engländer lieben solche öffentliche Schmollwinkel. Ihre Cafés und Restaurants sind nichts anders als Schmollwinkel, indem die Abtheilung dieser Tavernen in lauter einzelne Verschläge Jeden von dem Andern sondert, so daß man nicht sehen und gesehen werden kann, und die Riesenformate ihrer Zeitungen scheinen ebenfalls dazu gemacht zu sein, sich bequem dahinter verkriechen zu können, wenn man an einem öffentlichen Orte sitzt. Ein Deutscher kommt aber leicht dazu, Alles dies sehr behaglich zu finden, und den wahren Comfort daran bald herauszuschmecken. —

Sie werden gewiß müde sein, schon beim Gedanken aller dieser londoner Räume, die ich mit Ihnen im Fluge berührt habe. Wollen Sie sich ausruhen, so gehen wir ins Theater, da finden wir Platz und Zeit genug dazu. Mir fällt aber ein, daß Sie mir eine besondere Aufgabe gestellt haben, Ihnen Bericht abzustatten, was Ihr Liebling S h a k s p e a r e gegenwärtig in seiner alten Heimath macht. Ich muß Ihnen sagen, daß es

nicht sehr fashionable ist, während der Season in ein Stück von Shakspeare zu gehen, und doch habe ich mich beeilt, mehrere davon zu sehen, so lange noch der berühmte Macready die Theatersaison des Coventgarden belebte. England hat seinen Shakspeare gewissermaßen verstoßen und tractirt ihn auf seinen Bühnen, wie die Scharwächter den Geist Hamlet's, mit Prügeln. Auf dem Strandtheater wird jetzt sogar eine neue Edition (a new edition) von Shakspeare's Romeo und Julia gegeben, mit etwas Musik melodramakisch zurecht gemacht, und auf der Affiche ist ausdrücklich angekündigt, man weiß nicht ob als Gewissensbeschwichtigung oder als Lockung: daß Shakspeare selbst, wenn er heut noch lebte, sein Stück auf dieselbe Art arrangirt haben würde! Im Coventgardentheater sieht man die Stücke Shakspeare's ohne Zweifel am besten, aber auch hier nicht ohne die größten und wesentlichsten Verstümmelungen. Ich sah dort zuerst Heinrich VIII., der aber zu meinem Entsetzen in einer zu drei Acten zusammengezogenen Bearbeitung gegeben wurde, in welcher oft die schönsten Scenen fehlten. Ich liebe dies Stück sehr, es hat eine gewisse bescheidene Grazie, höchst symmetrische Anordnung und eine stille Einfachheit und Würde,

die durch leise Wirkungen den poetischen Schwung ersetzt. Aber diesmal betrachtete ich es mit Langerweile und Schrecken zu gleicher Zeit. Macready gab den Kardinal Wolsey mit vieler Mannichfaltigkeit der Nüancirung, mit einem außerordentlichen Streben nach Charakteristik, aber zugleich so stark und grell aufgetragen, daß es nicht auszuhalten war. So wurde auch die Katharina, der man noch dazu die rührendste Scene ihres Auftretens ganz genommen, von einer Miß Faucit mit einer Härte und Heftigkeit des Ausdrucks gesprochen, daß es wie ein haarsträubendes Mittel wirkte und von einem poetischen Effect nicht mehr die Rede war. Dies ist aber jetzt durchgängig die Manier der englischen Schauspielkunst, durch den grellsten Materialismus zu wirken, und mehr Eindruck auf die physische als auf die geistige Natur des Publicums zu machen; dies ist jetzt die eigentliche Bildungsstufe des hiesigen Theatergeschmacks. Die Franzosen verstehen besser, die Würde ihrer alten Tragödie bis auf den heutigen Tag zu bewahren, und ihr tragischer Kothurn, in dem sich ein Nationaltypus wie eine glorreiche Tradition fortpflanzt, hat selbst mehr Natur in seinem Wesen, als die übertriebene und formlose Art, mit der jetzt die Engländer ihren Shakspeare

darstellen. Uebrigens wurde Heinrich VIII. mit der allergenauesten Beobachtung des altenglischen Hofceremoniells gegeben, was mir interessant genug war, aber ich will Ihnen nichts weiter mehr von dieser Vorstellung erzählen, als daß man zu Anfang die Ouvertüre des Don Juan dazu spielte, die ich freilich in der schlechten und dürftigen Execution nur so wiedererkannte, als begegnete ich ihr im Schattenreiche, so daß mich ihrer jammerte. Um aber mein Urtheil über die englischen Shakspeare-Aufführungen nicht allzu schroff dastehen zu lassen, will ich Ihnen noch etwas Ausführlicheres über eine Darstellung des Othello sagen, der ich ebenfalls im Coventgarden beiwohnte, und wo mir neben denselben Mängeln auch die Vorzüge eines so großen Talents, wie Macready ohne Zweifel ist, besser einleuchteten. Othello war Macready, der Jago wurde von Elton, und die herrliche Desdemona, einer der süßesten Charaktere im Shakspeare, von Miß Helen Faucit gespielt.

Um Ihnen jedoch einen Begriff von dem zu geben, was man hier in der Kunstwelt erleben kann, muß ich Ihnen zuerst ganz kleinmüthig gestehen, daß man den Othello, diese Schreckenstragödie der menschlichen Leidenschaft, mit der Ouvertüre aus Fra Diavolo eröffnete.

Dazu gehört eine so große Kühnheit der Contraste, daß ich in meiner Bestürzung nicht dazu kommen konnte, mich zu ärgern oder lustig zu machen, und nur das Horazische nil admirari mich abhielt, es zu bewundern. Alles haben die lieben Engländer, nur keinen Geschmack, blos ein wenig großartig sind sie zuweilen in ihrer Geschmacklosigkeit, und das eigenthümliche Ungeschick biederer Seelen verleitet sie oft zu wunderlichen Formen und Sprüngen. Aber nun zu der Vorstellung unserer Tragödie.

Das erste Auftreten Macready's als Othello war musterhaft. Er zeigte eine vortreffliche Maske und stellte den Mohren keineswegs in einer abschreckenden Häßlichkeit hin. Er hatte sein Gesicht sehr geschickt gefärbt, so daß es allen Ausdruck des Mienenspiels, worin dieser Schauspieler so groß ist, hindurch scheinen ließ, und die Weiße der Zähne, die er im Affect häufig und mit vieler Absicht zeigte, mit africanischer Naturwahrheit dagegen abstach; eben so wußte er in dem Ausdruck seiner Augen oft auf eine höchst merkwürdige Weise den Sohn der Wildniß und des heißen Klima's zu zeigen. In den ersten Scenen bemühte sich jedoch Macready, ruhig, gesetzt, gediegen und einfach zu erscheinen; man sollte an

dieser einfachen Würde in dem Othello den tüchtigen Mann sehen, der etwas geleistet hat, ja der, wie ich es mir denke, ein gewisses inneres Leben nach seiner Weise geführt, der ein Bewußtsein über sich gewonnen, und durch Leiden wie durch Thaten seinen Charakter befestigt hat. Seine Laute waren bescheiden, aber sicher. In der Art, wie er in der zweiten Scene dem auf ihn losstürmenden Brabantio begegnet, verrieth der Mohr, außer der Ruhe seiner guten und gewissen Sache, zugleich eine besondere Rücksicht, mit der er den Brabantio, als den Vater seiner Gattin, behandelte. Dann in der dritten Scene, in seiner Rechtfertigungsrede vor dem Senate, war Macready unübertrefflich. Mit vieler Würde, innerer Stille und Zuversicht begann er seine Erzählung, um auseinanderzusetzen, durch welche Zaubermittel, da man ihm Zauberei Schuld gegeben, er die Tochter des stolzen Senators gewonnen. In Alles legte er den Accent einer gewissen Bescheidenheit und kehrte das Grundgutmüthige, Ehrliche und Brave, das in der Natur dieses Mohren liegt, heraus; man ahnte noch nicht den schwarzen Abgrund der Leidenschaft in dem Wesen dieses Naturkindes. So fuhr Macready eine Zeitlang zu erzählen fort, dann aber veränderte sich

auf einmal seine Stimme in einer merkwürdigen Wendung, nachdem er mitgetheilt, wie er der Desdemona seine Lebensereignisse habe erzählen müssen. Die Worte:

My story being done,
She gave me for my pains a world of sighs:
She swore — In faith, 'twas strange, 'twas passing strange,
'Twas pitiful, 'twas wondrous pitiful:
She wished she had not heard it; yet she wished
That heaven had made her such a man; she thanked me,
And bade me, if I had a friend that loved her,
I should but teach him how to tell my story,
And that would woo her. Upon this hint, I spake:
She loved me for the dangers I had passed;
And I loved her, that she did pity them:

Diese Worte sprach er mit einem gewissen frohlockenden Seelenjubel aus, der etwas Rührendes hatte, und in dem so viel zartes Gefühl aus der Natur des Schwarzen heraufttönte, daß es wie ein Wunder war; ohne Zweifel ein großer Zug des Schauspielers. Bis in den dritten Act hinein hatte er noch vieles Bemerkenswerthe und Bewundernswürdige, besonders in der dritten Scene, wo ihm Jago zuerst das Gift der Eifersucht einflößt und nun alles Thierische und Africanische in der Natur des Mohren allmälig auf-

taucht. Seine ganze Erscheinung wird plötzlich eine andere, die weißen fletschenden Zähne und die großen leuchtenden Augäpfel treten stärker und greller hervor. Als ihm Jago mit spitzbübischem Accent die Worte sagt: **O beware, mylord, of jealousy!** scheint Othello, wie nachdenklich über Alles das, was nun seiner Natur nach in ihm rege werden könnte, eine Zeitlang in sich selbst zu versinken, und stößt nur in lakonischer Zuckung das ahnungsvolle Wort aus: **O misery!** was Macready vortrefflich ausdrückte. Dann wieder, nach dem Wechselgespräche, in dem schon alle Stürme seiner Natur in einzelnen Accorden aufbrausten, kehrt das Gute seines Wesens noch einmal zurück, und er ruft aus: **I do not think but Desdemona's honest!** mit einem herrlichen gutmüthigen Seelenlaute, wie Alles überwindend, einer Regensonne gleich, die blaß und wehmüthig aufgeht. Ferner in dem Monologe: **This fellow's of exceeding honesty** weicht die Leidenschaft noch im Anfang der Mäßigung und der Vernunft; es ist das Beschwichtigende der Reflexion, das Macready hier vorwalten läßt. Nur bei den Worten: **haply, for I am black** verräth er ein fürchterliches Aufzucken, doch taucht sich die Wuth wieder wie in leise elegische Wellen unter bei den Worten:

O, curse of marriage,
That we can call these delicate creatures ours,
And not their appetites!

Nun zeigt sich Desdemona im Hintergrunde, und bei ihrem lieben Anblick scheint alles gute Element seiner Natur wieder in seiner ganzen Fülle und Stärke zurückzukehren. Mit einer Stimme hoffnungsvoller Erwartung sagt er: **Desdemona comes**, und freudig-zuversichtlich setzt er hinzu:

If she be false, O, then heaven mocks itself!
I 'll not believe it:

Doch als er nun zu ihr reden soll, erstickt ihm fast das Wort im Munde, und alle Zweifel und Qualen scheinen wiederzukehren. Dies sind ganz ausgezeichnete Nüancen des Schauspielers, aber diese feinen Schattirungen seines Spiels nehmen auch hier beinahe ein Ende. In der dritten Scene des dritten Acts, wo er zu Jago tritt, hält er sich von der Untreue seiner Desdemona überzeugt. Noch stöhnt er blos ungeheure Klagetöne hervor über sein Unglück, und beneidet das Loos des Nichtwissens; er wäre noch glücklich gewesen, wenn auch die ganze Armee den süßen Leib berührt und er es nur nicht gewußt. Dann, mit einer wunderbaren Feierlichkeit der Stimme, wie brausender Sturmglockenklang, aber

gemäßigt durch Wehmuth, ruft er, gewissermaßen ein Lebewohl an sich selbst und sein besseres Theil, die Worte aus:

O, now, for ever,
Farewell, the tranquil mind! farewell, content!
Farewell, the plumed troop, and the big wars,
That make ambition virtue! O, farewell!
u. s. w. u. s. w.
— Othello's occupation's gone!

Wie gesagt, auf eine wunderbare Weise sprach Macready diese Worte. Jetzt aber, nachdem er mit diesen Tönen gewissermaßen seine bessere Natur in den Schlaf gesungen, erwacht gräßlich seine Wuth und kehrt sich zuerst gegen Jago, den er bei der Brust packt und ihm the ocular proof abverlangt. Von hier an läßt Macready Tigertöne laut werden, wie ich sie in meinem Leben noch nicht von einer menschlichen Stimme gehört. In der Schnupftuchsscene mit der Desdemona wird er wahrhaft fürchterlich und wirkt schreckenerregend wie eine fremdartige Naturerscheinung. Noch niemals habe ich Worte so ausstoßen hören, wie das dreimal wiederholte: the handkerchief! und nachher, als er forttaumelt, mit einem scheußlichen Accent das: away!

Man begreift nicht, wie der Schauspieler es

wagen kann, nachher noch zwei ganze Acte in einer fortlaufenden Steigerung durchzuspielen. Aber diese ungeheure materielle Härte ist dem Geschmack des englischen Theaterpublicums, den es besonders in der Tragödie an den Tag legt, durchaus gemäß, und doch wurde bei jener tragischen Wiederholung des Wortes handkerchief, die mir das Haar emporsträubte, viel und laut im Theater gelacht, sowohl oben auf der höchsten Galerie als unten im Parterre. Das Wort selbst, an dem Shakspeare, in seiner naiven weltschöpferischen Unbefangenheit, in der Tragödie keinen Anstoß nahm, muß für die heutigen Engländer von dem Kothurn der Bühne herab einen komischen Effect haben. Ich will Macready's Spiel nicht weiter im Detail verfolgen und Ihnen nur die letzten Momente seiner Darstellung noch bezeichnen. Die Scene, wo er seine arme Desdemona erdrosselt, geht auf eine wahrhaft bestialische Weise vor sich, sie glich einer Thierhetze und Macready nahm dazu Anläufe und machte Sprünge, wie ein wüthender Eber. Desdemona selbst müßte mit sanftern Lauten hinsterben, denn sie liebt ihn noch, indem er ihr den Tod gibt, und es mag ihr scheinen, als sei der Tod der Liebe Lohn auf Erden und als empfange sie die gerechte Strafe ihrer Liebe. Von Macready ist aber hier

noch ein bemerkenswerther Zug zu berichten, der den großen Künstler verrieth. Nachdem die That geschehen, er mit kalter Ruhe den Vorhang vor das Bett gezogen und die Andern hereinstürmen, tritt er vor und erzählt den Hergang und den Grund der Sache mit einer seltsamen Stimme, gerade wie ein Schulknabe, der sich wegen einer Versäumniß zu rechtfertigen sucht, mit einer Stimme, leise, phlegmatisch, ohne Leidenschaft und Accent, nur wie mechanisch hinsprechend, als mache er nur Worte und schiene selbst deren Inhalt nicht zu wissen. Dies war von einer großen Wirkung. Nachher aber, da er sich von ihrer Unschuld überführt halten muß, sind seine Klagen nicht zu ertragen. Der Dichter hat Alles gethan, um den Othello zuletzt mit Würde sterben zu lassen, denn Othello ist gut und ehrlich. Er sinkt sterbend auf seine Desdemona, und soll im Kuß verscheiden. Macready aber, nachdem er sich erstochen, schleppte sich geräuschvoll bis zu ihrem Lager und fiel wie ein Vieh vor ihr nieder. Aufs Aeußerste empört, sowohl von der letzten Hälfte der Darstellung als von dem Theaterpublicum, das man jetzt vor Shakspeare versammelt trifft und das sich an jenem Abend besonders unangenehm bezeigte, verließ ich das

Haus und werde nie wieder ein shakspeare'sches Stück hier aufführen sehen. Von den andern Personen im Othello will ich Ihnen blos noch sagen, daß sie höchst mittelmäßig gespielt wurden, sowohl der unnatürliche Bösewicht Jago wie die herrliche Desdemona. Was die letztere betrifft, so konnte sie kaum noch von Eindruck sein, da man ihr einige ihrer schönsten Scenen, die gerade das Zarte, Süße, Blumenartige ihres Charakters malen, genommen. So blieb z. B. die ganze letzte Scene des vierten Actes, wo sie das wundersame Lied singt:

The poor soul sat sighing by a sycamore tree,
Sing all a green willow

gänzlich fort, und diese Scene ist gerade die wesentlichste für das ganze Bild der Desdemona. Shakspeare hat darin ein stille Feier, ein Abendroth über diese Gestalt ausgegossen und ihr Tod bedarf dieser mildernden Lichter zu seiner Versöhnung. —

Adieu! Noch einen Brief erhalten Sie von mir aus diesem lieben Eiland, wo mir die Menschen so gefallen und mir so viel Freundliches erweisen. Nur einen schmerzlichen Anblick habe ich in meiner Nähe. Wissen Sie, wer hier mein Aufwärter und Bedienter ist? Ein junger Pole,

ein armer melancholischer Flüchtling, mit schönem ausdruckvollen Gesicht, der bei der letzten polnischen Revolution als Insurgenten-Offizier thätig gewesen, aus Frankreich, wo er Schutz suchte, verwiesen worden, und jetzt in einem **boarding house** hier in London als Garçon in Diensten steht. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Held von Ostrolenka — denn Casimir hat bei Ostrolenka gefochten — einmal einem deutschen Schriftsteller in London die Stiefel putzen würde! Mein Gott, wohin führt die Weltgeschichte? Sei lustig, Casimir! sage ich oft zu ihm: **here is liberty!** Aber Casimir ist traurig, er will nicht die **liberty** fern von seinem Vaterlandsboden, er senkt den Kopf, der arme Mensch, und holt eben meine Stiefel. Wie gern erließe ich ihm dies häßliche Geschäft, aber die Welt verlangt, daß man blanke Stiefel habe. Die Welt ist recht schnöde, einfältig und voller Bosheit!

Ich sehe eine Thräne in Ihren glänzenden Augen. —

5.

An Dieselbe.

— Hätten Sie gestern, statt auf Ihrem französischen Tusculum die blümeranten **voix intérieures** des Victor Hugo zu lesen, einen Spaziergang mit mir durch den londoner Tunnel gemacht, so würden Sie die Ehre gehabt haben, Madame Pasta kennen zu lernen, von der Sie eine so schwärmerische Vorstellung in Ihrer Phantasie tragen. Die Dudevant hat die Erscheinung der Pasta so zauberisch wirken lassen in ihrer **Rose et Blanche**, daß, als wir diesen Roman zusammen lasen, Ihre herrliche Einbildungskraft ganz für Bild und Namen dieser großen Künstlerin erglühte. Und nun denken Sie sich Giulietta Pasta in eine wahre Samojeden- oder Wallfischfängertracht geworfen, mit einem barbarischen Kittel angethan und eine unbeschreibliche Mütze über die schwar-

zen Locken gestülpt, sechs und siebzig Fuß unter der Themse, um in diesem Schutz- und Trutz-Costüm unter den arbeitenden Maschinen des Tunnel umherzuwandeln. Es war ein interessanter Anblick, und der schauerliche unvollendete Theil des Tunnel, in dem wir in diesem Aufzuge unter Scherz und Lachen vordrangen, gefiel mir bei weitem besser, als der vollendete, in welchem Sie schon mit allen Moden, die auf der Oberwelt getragen werden, unversehrt und bequem viele hundert Fuß lang spazieren können. Was soll ich Ihnen nun zuerst beschreiben, den Tunnel oder die Pasta? Ich denke, den Tunnel, dieses Werk der englischen Nationalbizarrerie, erlassen Sie mir, der ich kein Talent zu dergleichen habe und in meinem Leben keine gescheidte und lehrreiche Reisebeschreibung zu Stande bringen würde. Der ganze Tunnel ist nichts als eine Grille, eine kolossale Grille, an deren hartnäckiger Verfolgung die Engländer zeigen können und wollen, wie reich sie sind, und nachdem sich der Nationalstolz einmal in diese monströse Unternehmung verbissen, läßt der Eifer nicht nach, sie durchzusetzen, und sollte auch die Themse selbst darüber zusammenstürzen. Schon zwei Mal hat sie dies freilich gethan und hat den Tunnel völlig mit Was-

ser ausgefüllt, aber, nach einer Unterbrechung von sieben Jahren, haben die Arbeiten jetzt wieder mit erneuter Macht begonnen und sind bis zu 740 Fuß Länge, welches schon die Hälfte der ganzen Bahn des Tunnels ausmacht, vorgeschritten. Ob die zu bewerkstelligende Verbindung zwischen Rotherhithe und Wapping an den beiden Ufern Londons so dringend ist, um einen so ungeheuern Aufwand an Kraft, Geld und Zeit zu rechtfertigen, muß dahingestellt bleiben, es ist ein umgekehrter babylonischer Thurmbau, der eben so toll in die Erde hineinstürmt, wie der andere in den Himmel, und der ebenso wenig jemals zu Stande kommen wird. Durch die patriotischen Subscriptionen strömt jetzt von allen Seiten fast mehr Geld herbei, als die Ausführung bedarf, aber das Wasser der Themse läßt sich nicht durch Gold bestechen, es dringt unaufhaltsam nach, und selbst die vollendeten Bögen des Tunnel zeigen schon jetzt überall den durchsickernden Wasserstreifen, der sich ahnungsvoll an den Steinen hinmalt. Dies Werk ist, wie alle Unternehmungen dieser Zeit, nur der Bau einer Ruine, es kommt Zerstörung heraus, man mag es anfangen, wie man wolle, und im Gedächtniß der Nachwelt wird nur der riesenhafte Wille der Schöpfung die Trümmer

überleben, die wir mit aller Thätigkeit um uns häufen.

Doch wozu traurig sein? Madame Pasta erheiterte unsere Gesellschaft und ließ durch die schauerlichen Hallen dieser künstlichen Unterwelt einige ihrer weltberühmten Triller ertönen, die wie Amouretten an dem Gewölbe hinliefen. Ihre Stimme ist noch immer stark genug, um befürchten zu lassen, daß der ganze Tunnel vor der Zeit davon einstürzen könnte, und da ich noch eine theure Freundin bei mir hatte, so bat ich die Sängerin, uns nicht dieser Lebensgefahr auszusetzen, was sie leider blos für ein Compliment nahm. Die herrliche Pasta gleicht jetzt auch einer Ruine, in der aber eine Echo versteckt ist, deren unverlierbare Stimme das alternde Gemäuer durchklingt und ewig belebt. Ihre äußern Reize sind auf ihre liebenswürdige Tochter übergegangen, die eine echt italienische Schönheit ist, die Stimme aber, ihr großes Capital, hat sie noch für sich behalten. Dies Capital hat einen so guten Cours gehabt, daß bis noch vor kurzem das Vermögen der Pasta auf 30 bis 40,000 Francs jährlicher Rente sich belief, eine schöne Ausmünzung einer gediegenen Silberstimme. Durch die großen Fallissements dreier englischen Handelshäuser, die in diesen Tagen

in der ganzen Welt nachgezittert haben, hat aber auch Madame Pasta jetzt den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt, die arme Sängerin schickt nun von Neuem ihre Töne wie Bienen aus, um einzusammeln und den goldenen Honig zu bereiten, und dies hat sie hieher nach London geführt, um die Saison, wo die Guineen in Blüthe stehen, zu nutzen. Sie wird nächstens ein großes Concert geben und hat eine Guinee als Eintrittspreis dafür angesetzt; klug genug, denn man muß den Engländern etwas abnehmen, wenn man sie einnehmen will. Sie wissen, Guineen sind eine ideale Bezahlung, nicht blos für deutsche Schriftsteller, sondern auch für englische Lords, denn in England selbst existirt eigentlich die Guinee nicht mehr, aber bei jeder fashionablen Gelegenheit zahlt ein anständiger Mensch hier nur in Guineen. Wenn Sie einem Gentleman ein Pfund Sterling schuldig sind, so zahlen Sie ihm noch einen Schilling mehr, und haben ihn dann idealisch bezahlt, d. h. mit einer Guinee, denn die Guinee ist eine ideale Münze, besonders im Reiche der Musen, für Aerzte, Künstler, Sängerinnen und Tänzerinnen anwendbar. Nur im gewöhnlichen Krämerleben rechnet der Engländer nach Pfunden. Es sind aber doch hier

Stimmen laut geworden, welche die Eintrittspreise der Pasta zu idealisch fanden.

Madame Pasta erregte neulich schon in einem der Morgenconcerte des Kings-Theaters einen vorläufigen Enthusiasmus, der für ihr eigenes Concert vielbedeutend genug war. Der Charakter der englischen Season erfordert viel Musik, täglich und in großer Masse, und die modischen Morgenconcerte leisten mehr, als ein Mensch mit gewöhnlichen Nerven in einem Zuge anzuhören vermag. Der Engländer scheint gar keinen Begriff von körperlicher Anstrengung, weder an sich selbst noch bei Andern, zu haben, die Talente seiner Künstler richtet er durch unglaubliche Anforderungen, womit er die anstrengendsten Leistungen Dacapo begehrt, fast systematisch zu Grunde, das Publicum kann mit größter Kaltblütigkeit einen Sänger wahrhaft zu Tode hetzen, und ein armer continentaler Zuhörer kommt um seine Besinnung, wenn er nur den Anschlagzettel eines solchen Concerts sieht, dem er mit Augen, Ohren und Beinen vier bis fünf Stunden lang beiwohnen soll. Diese Morgenconcerte im Concertsaale des Kings-Theaters sind jedoch durch ein seltenes Zusammentreffen der berühmtesten Talente merkwürdig und fast einzig, und das letzte, von dem ich spreche, war es beson-

ders durch das Zusammenwirken der Pasta und Grisi, durch Rubini, Tamburini und Lablache, durch Thalberg, Madame Caradori-Allan und einige Andere. Das Publicum in diesen Morgenunterhaltungen besteht fast nur aus Damen, die hier ohne Begleitung erscheinen, aber der Saal ist so klein, armselig und schlecht eingerichtet, daß die gewöhnlich sehr zahlreiche Versammlung sich wie in einen Schafstall einpferchen lassen muß. Doch sehen Sie hin, jetzt erscheint die Pasta! Sie tritt salopp und nachlässig auf, klein und füllereich von Gestalt, in einem grünseidenen bauschigen Kleide, eine Haube, deren Kanten von beiden Seiten herunterflattern, liegt ihr ohne Grazie auf dem Kopfe, ihr ziemlich volles Gesicht ist stark geröthet, aber die ausdrucksvollen italienischen Augen ruhen lächelnd auf dem Publicum. Sie zieht sich die Handschuhe erst an, nachdem sie vor das Proscenium getreten, schon im Begriffe, anzuheben. Im ersten Ansetzen des Tones aber verräth sich die große Meisterin, die ihrer glorreichen Sache gewiß ist, und mit sicherem Feldherrnstabe über alle ihre Mittel zu gebieten weiß. Es kann kein Zweifel sein, daß die Stimme der Pasta, besonders in der Tiefe, bedeutend gelitten, aber sie besitzt noch einige unsterbliche Triller und wundervolle Mitteltöne in

ihrer Kehle, die laut genug von ihr zeugen und uns stolz zurufen: jede Note eine Pasta! Interessant ist es, die Grisi mit ihr zu vergleichen, mit der ich sie das große Duett aus Mercadante's Andronico singen hörte. Die Grisi ist schon in ihrer Erscheinung ein herrliches, einfaches, italienisch-kräftiges, naturvolles und naives Wesen. Ihre Haltung ist wunderbar simpel, das schöne schwarze Haar schmiegt sich einfach und glatt um den charaktervollen Kopf. Sie trägt sich gewöhnlich in einem schwarzen Kleide, das knapp um die Schulter anschließt und den kräftigen Wuchs eigenthümlich hervortreten läßt. Kein blinkender Schmuck irgend einer Art umgibt Hals oder Busen. Die Grisi entbehrt aller Coquetterie, sie hat überhaupt etwas Ernstes, zur Schwermuth Geneigtes in ihrem Wesen, sie lächelt niemals mit dem Publicum, und verliert sich, indem sie singt, so sehr in den Ausdruck des Gegenstandes, daß sie auch im Concertgesange immer die höchste dramatische Wirkung hervorbringt. An der Pasta dagegen hören Sie beim ersten Tone die großartige Bravoursängerin, die nicht nur auf den Effect, sondern auf den Triumph singt, die gewohnt ist, ganz sich selbst zu geben, indem sie singt, und die keine Note laut werden lassen kann, ohne zu lächeln und mit den hingerissenen Zuhörern eine

persönliche Sympathie zu suchen. Die Pasta läßt sich vor dem Publicum rückhaltlos gehen, sie verschmilzt in ihren eigenen Gesang und weiß dies liebenswürdig zu zeigen, sie ist begeistert und will begeistern, es ist die wahre Coquetterie des italienischen Gesanges, die hier seufzt, tändelt, vor Entzücken aufschreit, und in geheimnißvolle Abgründe der Wonne taumelt. Die Pasta ist eine Dithyrambe, nur fehlt mir ihrem lyrischen Genie etwas Grazie und jener süße Zauber der Bescheidenheit, welcher jeder Kunstleistung noch einen gewissen duftigen und jungfräulichen Hauch geben muß. Bei der Grisi ist es ihr herrlicher Ernst, der ihr diese zarte Künstlerweihe ertheilt, bei der Pasta entsteht, im Gefühle ihrer Meisterschaft, eine fast zu stark hervortretende Sicherheit, mit der sie prächtig wie eine Königin im Reiche ihrer Töne sich ergeht. Neben beiden Sängerinnen ist die Caradori-Allan eine reizende Erscheinung, eine dritte Nüance des italienischen Gesanges darstellend. Diese anmuthige Frau zeigt das Liebliche, Feine und Graziöse der italienischen Manier auf der höchsten Stufe der Ausbildung, an ihr ist Alles unendlich zart hingehaucht, ihre Uebergänge sind ein Wunder von Leichtigkeit und Zierlichkeit, ihre Triller und Rouladen haben etwas Turteltaubenhaftes, und der

ganze Charakter schwebt in einem seelenvollen Nimbus. Doch ich muß wahrlich aufhören, sonst glauben Sie, ich schriebe ästhetische Berichte für deutsche Journale, und mißbrauchte Ihre Freundschaft, die mir erlaubte, an Sie zu schreiben, zu verkappten Zeitungsartikeln. Da sei Gott vor! Neulich fiel mir hier, der Himmel weiß, ob durch ein achtes Wunder der Welt, ein Stück der berliner Voß'schen Zeitung in die Hände. Ich hielt mit aller Gewalt die Thränen der Wehmuth zurück, um diesen fließpapiernen Landsmann nicht gleich bei der Bewillkommnung zu verlöschen, und mein Auge fiel auf die Stelle einer Theaterrecension, wo Herr Ludwig Rellstab das Auftreten einer Sängerin in Berlin ein Ereigniß nennt. Es war mir, als müsse, nachdem dies gesagt worden, ganz London mit allen seinen Whigs und Tories zusammenstürzen, als könne sich Paris mit seinen sämmtlichen geschichtlichen Thatsachen nicht mehr halten, mein Geist begann zu schwärmen, wie der des Königs Lear, und nachher kam ich mir ungeheuer vernünftig vor, denn ich schien mir seit kurzem in der Bildung so weit vorgeschritten, daß ich von dem ganzen Artikel des Herrn Rellstab, mit allen berliner Beziehungen, die sich daran knüpfen, auch nicht ein Wort mehr verstand. —

Doch lassen wir das und schauen uns lieber noch ein wenig in dem Morgenconcerte des Kings-Theaters um, wo Sie die englischen Gesichter studiren können. Nachdem schon zwanzig Musikstücke mitangehört worden, werden Sie kaum noch im Stande sein, mit Ihren Sinnen das grandiose Spiel Thalberg's zu verfolgen, der sich noch zuletzt an das Piano gesetzt hat. Wir sind über Thalberg einig, und ich weiß Ihrem eigenen Urtheile über ihn nichts hinzuzufügen, als daß er in der erhabenen Kälte seines Spiels und seiner Compositionen das Herz immer mehr von sich abwendet, während er den Verstand zur Bewunderung zwingt, wogegen sein Nebenbuhler Liszt, wenn er in seinen Tönen gewaltige Meeresstürme aufregt, wenigstens eine Begeisterung des Verstandes hervorruft. Thalberg fesselte mich diesmal fast gar nicht mit seiner brillanten Virtuosität, und meine Blicke ruhten auf den englischen Frauengesichtern, von denen man sich hier in der ganzen landesthümlichen Flora umgeben sah, und alle nationellen Typen beobachten konnte. Neben den schönsten Formen sieht man doch nirgends so viel eigensinnige und launenhafte Gesichter, mit dem Stempel eines ganz absonderlichen Charakters, als in England; und es gibt hier wunderbare Frauen-

physiognomieen, aus denen man ganze Romane des Eigensinns herauslesen und Novellen eines bizarren und selbstverschuldeten Schicksals schreiben könnte, Gesichter, nach denen sich bürgerliche Tragödieen voll Liebesthränen und voll Whim dichten ließen. Ich bin Mädchenköpfen begegnet, bei denen mir sogleich Fielding's und Richardson's Darstellungen einfielen, und die von Neuem zu einer jener berühmten Romanheldinnen hätten benutzt werden können, seltsame Ovale mit einem unbeschreiblichen Schnitt, den ich nur treffen könnte, wenn Hogarth in meiner Feder säße. Auf ihnen liegt genialer Lebenstrotz, eigenmächtiger Kampf gegen die Verhältnisse, Zwiespalt mit Freunden, Eltern und Verwandten, eigene und krampfhafte Wahl des Schicksalslooses, süße Bethörung, Flatterhaftigkeit und ein heimlicher Zug des Unglücks, Gewalt der Leidenschaft, eine gränzenlose Macht der Hingebung, Hang zum freien und abenteuerlichen Leben, und im tiefen Grunde der blauen Augen eine seltene Gutmüthigkeit, durch die zuweilen der wunderbarste Ausdruck von Spottlust schimmert. Von den bizarren Reizen einer englischen Miß in diesem Genre können Sie nur in England selbst sich eine Vorstellung erwerben, denn dieser Charakter hängt zugleich sehr

genau mit allen Elementen des englischen Lebens zusammen. Die eigentlich idealen und regelmäßigen Schönheiten unter den Engländerinnen, deren es sehr viele gibt, sehen sich mehr oder weniger gleich, obwohl sie ebenfalls auf das Entschiedenste ein nationelles Gepräge tragen. Mit der herrlichsten Gesichtsbildung verbindet sich jedoch bei ihnen fast durchgängig eine ungraciöse Haltung in der ganzen Gestalt, die man gerade in den höhern Ständen viel häufiger antrifft als in den untern. Aber dieser Mangel an pariser Tournüre ist das äußere Ungeschick schöner Seelen, an dem ich, wie Sie wissen, einen besondern Reiz finden kann. Dazu kommt, daß seltsamer Weise die meisten Engländerinnen kurzsichtig sind, was oft dazu beiträgt, ihnen eine gewisse unbeholfene Gutmüthigkeit zu verleihen, und alle Coquetterie, deren elektrisches Fluidum das Auge ist, abzuschneiden. Dafür sind die englischen Frauen harmlos, einfach, gemüthvoll, bieder und zutraulich, und wenn sie sich einer Bekanntschaft hingeben, geben sie sich mit ganzer Seele und mit gutmüthigem Handschlag. Die öffentlichen Bewegungen der Frau sind in England beschränkt, und das erhält ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten noch mehr Innigkeit und Weihe. Das Amazonen-Costüm

zu Pferde ist die höchste Höhe, zu der es die Oeffentlichkeit der englischen Frau bringt, und darin zeigt sie sich häufig und in einem ganz eigenthümlichen Zauber. Sonst tritt sie fast überall still zurück und ist nur an dem Altare ihrer Hausgötter, vor dem traulichen Kamin des Familienzimmers und an ihrem Thee- und Arbeitstische in ihrer wahren Freiheit anzutreffen, während es für die Pariserin kaum einen Ort gibt, wo sie nicht öffentlich erscheinen könnte, kaum eine Gelegenheit des Lebens, des Geschäftsverkehrs, bei der sie nicht ausgestellt würde und sich im Vordergrunde zeigte. Diese Zurückgezogenheit der Engländerinnen ist es am meisten, welche sie der Gefahr aussetzt, blau zu werden, d. h. sich den gehässigen Namen der blue stockings zu verdienen, der wie ein Fluch jedes sich wissenschaftlich beschäftigende Weib trifft. Es ist nicht zu läugnen, daß die Engländerinnen, bei ihrem abgeschnittenen und zur Reflexion hindrängenden Leben, fast allgemein einen großen Hang zur Gelehrsamkeit haben, und demselben in der Stille eben so eifrig nachgehen, als sie ihn in der Gesellschaft verbergen, um nicht für blau zu gelten; und nur wenn man in die vertrauteren Werkstätten ihres sinnigen Lebens Zutritt hat, stößt man auf eine fleißige Be-

schäftigung in den Künsten und Wissenschaften, die in Erstaunen und zuweilen in Verlegenheit setzen kann. Aber die weibliche Liebenswürdigkeit geht höchst selten dabei verloren. Wenn ich Ihnen zu Ihrer schönen Existenz noch etwas wünsche, so ist es die Freundschaft einer Engländerin. Diesen wundersam gemüthlichen Reiz kennen Sie noch gar nicht, und es wäre die höchste Vervollkommnung des Daseins, wenn man deutsche Poesie, englische Liebe und französische Freiheit in einem Zirkel verbinden könnte. Die Engländerinnen sind fromm, rechtgläubig, und ihr Herz hängt an Gott und dem Himmel. Da bekommen Sie mit diesem Herzen, wenn es sich an das Ihrige schmiegt und mit seinen liebekräftigen Organen sich an Sie ansaugt, eine religiöse Wärme, die als wahrer Gottessegen wirkt. Die Engländerinnen werden auch vom Himmel belohnt, sie können zur königlichen Würde gelangen, und in der jungen Königin Victoria hat dies herrliche Geschlecht jetzt wieder den Thron bestiegen. Wie glücklich ein Volk, bei dem zartes Mädchenerröthen und jungfräuliche Scham auf dem Throne sitzen! Neulich erröthete Victoria, als sie ihre erste Thronrede, bei der Prorogirung des Parlaments, vorlesen mußte.

God save our gracious queen,
Victoria, England's queen,
God save the queen! —

— Es wird mir schwer, diesen Brief zu schließen, denn wann komme ich wieder dazu, mit Ihnen zu plaudern? Am liebsten säße ich Ihnen gegenüber und hörte Sie sprechen, um das Talent, zu hören, das Sie mir zuerkannt haben, auf die schönste Weise in Ausübung zu bringen. So aber will ich Ihnen noch Einiges vorsprechen, und hoffe, Sie werden dann so großmüthig sein, mich durch einen eben so langen Brief zu belohnen.

Auf allen meinen Reisen, wo ich mit geistreichen Menschen in irgend ein Gespräch gerathen, habe ich stets große Furcht gehabt, daß Einer von der sogenannten Weltliteraturidee, die durch Goethe in die Mode gekommen, zu sprechen anfangen könnte, und meide dies Thema, zu dem man auf Reisen so leicht veranlaßt werden mag, immer mit sichtlicher Angst. Denn mir wird gar zu wunderlich dabei zu Muthe, und ich habe das nebulose Gerede darüber herzlich satt. Die Weltliteraturidee verfolgt mich aber überall, wie die Marlborough-Arie, jeder reisende Student trägt sie jetzt in seinem Schnappsack mit herum, um sie

in jedem Wirthshause auszukramen, und es wird noch so weit mit ihr kommen, daß wandernde Handwerksbursche darauf schnurren gehen und sich ihren Zehrpfennig, wie sonst um Gotteswillen, so jetzt um der Weltliteratur willen, ausbitten. Die großen Völkersympathieen, auf welche die Weltgeschichte hinarbeitet, werden sich schwerlich jemals durch die Literatur oder in derselben verwirklichen, und sie werden vielleicht auf einem ganz materiellen und praktischen Wege zu Stande kommen. Die Literaturen sind der Privatbesitz der Völker, und es kann ebenso wenig eine gleiche Theilung des literarischen Eigenthums unter den Nationen geben, als eine gleiche Geld- und Ländervertheilung zwischen Armen und Reichen. Die Franzosen sind jetzt wieder so weit von der Weltliteraturidee abgekommen, daß selbst Diejenigen unter ihnen, welche der deutschen Wissenschaft und Production wirklich etwas verdanken, so vornehm thun, es nicht eingestehen zu wollen, während wieder Andere, die sich mit deutschen Studien etwas modisch in die Brust werfen möchten, leider beinahe so unwissend sind, wie ich im Chinesischen. Bei weitem größern Spaß macht es mir, dieser universalistischen Weltwahlverwandtschaft nachzudenken, wenn ich hier in Lon-

don im Drurylane-Theater sitze. Hier gehen während der Season jetzt wirklich Welt- und Völker-Combinationen in Erfüllung, und Sie können hier nach Herzenslust die europäische Wahlverwandtschaft tanzen sehen, und singen hören den modernen Kosmopolitismus. Da haben Sie zuerst unsere deutsche Schröder-Devrient, welche die Saison herbeigelockt, nachdem sie mit großer Anstrengung das Englische erlernt hat. Sie singt fast einen Abend um den andern den Fidelio, deutsche Musik mit englischem Text, und die deutsche Künstlerin spricht zu ihren Tönen die englischen Worte, und an den dramatischen Stellen redet sie das Englische fertig auf der fremden Bühne. Obwohl sie, nach meinem Gehör, eine ganz vortreffliche englische Aussprache hatte, so schien doch das, was sie sprechen mußte, dem hiesigen Publicum ziemlich komisch vorzukommen, denn meine Nachbarn flüsterten sich alle Augenblicke lächelnd in die Ohren: she cannot speak english! so daß ich es am Ende auch glauben mußte. Diese große Sängerin genügte mir hier überhaupt weniger als in unserm Deutschland, obwohl sie bei den Engländern einen außerordentlichen Enthusiasmus erregt, und es ist kein Zweifel, daß sie sich in ihrem Gesange

durch die Laute der fremden Sprache wesentlich gestört, ja empfindlich gehindert fühlt. Im Allgemeinen geben sich die fremden Künstler hier in London weniger Mühe, sie scheinen dem englischen Publicum keinen großen Kunstverstand zuzutrauen, und lassen sich gehen. Bei der Schröder-Devrient aber, die überall von ihrem eigenen Genie hingerissen wird, war es diesmal gewiß die fremde Zunge, die den Flug ihrer Töne einigermaßen hemmte, ihr Talent zerstreute. Dazu kommt, daß ein englisches Orchester, am wenigsten das im Drurylane, nicht darauf eingeübt ist, oder nicht den Geist dazu besitzt, um eine Oper von Beethoven zu spielen. Schon die Ouvertüre gerieth unglücklich; da fehlte aller Geist der Auffassung, alle Empfindung des Ganzen, und die geisterhaften, überirdischen Mächte dieses Tonstückes wurden fast musikantenhaft abgegeigt. Nicht so schlecht war die Ausführung der Oper selbst, aber wir sind einmal in Deutschland gewohnt, ganz eigenthümliche und subtile Ansprüche an das Spielen beethoven'scher Musik zu stellen. Was aber unsere Schröder-Devrient betrifft, so erhält sie für jeden Abend ihres hiesigen Auftretens 60 Pfund, und dafür kann sie schon Englisch sprechen! Sie sehen, durch welche Macht der europäische

Kunstkosmopolitismus am besten vermittelt wird. Es ist das Geld, das Geld, und noch einmal das Geld, das den Pol der Anziehung und Abstoßung in allen modernen Wahlverwandtschaften bildet, und immer mehr an geistiger Macht gewinnt in der europäischen Menschheit. Schlechte Aesthetiker und Philosophen, die dem Gelde noch keine principienmäßige Stelle im System des Geistes angewiesen haben!

Im Drurylane-Theater können Sie für einen mäßigen Eintrittspreis noch mehr solcher Weltcombinationen genießen! Ich habe hier das singende Deutschland, das tanzende Paris und das pirouettirende Berlin, vereint mit dem tanzenden und singenden London, auf einer Diehle beisammen gesehen. Außer der Schröder-Devrient bemerkt man nämlich in dem Sonnensystem der diesjährigen Season auch den schwebenden Stern der pariser Taglioni, zu der sich auch noch in ihren Namensvettern aus Berlin eine deutsche Bewegungspartei gesellt hat, und so ist ein europäisches Ballet hier fertig, über welchen Ausdruck Sie mir nicht lachen sollen, geistreiche Frau! Von der Taglioni zu sprechen, ist unnütz, man muß sie sehen, und ich weiß, Sie zählen dies Götterkind, obwohl es auf Erden eine Tänzerin geworden, zu

jenen Lieblingen des Himmels, welche derselbe der Menschheit gesandt, um sie zu erheben, zu bessern und zu läutern. In der That, das Größte, was man von dieser Tänzerin sagen kann, ist, daß sie keine Tänzerin ist, sondern daß alle ihre Tanzbewegungen wie ihre natürliche Sprache sind, die sie sprechen muß, um sich auszudrücken, und die einen andächtigen und sinnreichen Inhalt hat. Ihre ganze Erscheinung ist Seele, Gemüth, Bescheidenheit und Poesie, man wird gut, wenn man sie tanzen sieht oder vielmehr sprechen hört. Haben Sie wohl einmal recht den wunderbaren Bau der Taglioni gemustert, und betrachtet, wie sie wirklich ganz schmetterlingsartig gestaltet ist, wie ungemein zart, dünn und leicht der kleine Oberkörper ist, mit dem schmalen merkwürdig geformten Kopf, der ihr wahrhaft etwas Libellenhaftes gibt, während die Schenkel den von allem gröberen Stoff geklärten Flügeln des Schmetterlings gleichen? Und ihre Augen wirken mit in der Grazie ihrer Bewegungen, die Augen lächeln Geist, Sinn und Verstand hinein. Ueppiger gestaltet ist die Schülerin des großen Gentz, Fanny Elsler, aber die Elsler berauscht und reißt hin, wo die Taglioni erhebt, erfreut und einen nachhaltigen Eindruck bereitet. Jemand hat mit ebenso liebenswürdiger

als himmelschreiender Raserei von **Bettinens** Briefen an Goethe gesagt, es sei die „Metaphysik des Kusses," und nachdem ein Sterblicher dies gewagt, wage ich von der Taglioni zu sagen, sie sei der getanzte Goethe, während Fanny Elsler der getanzte Gentz ist! In Wahrheit ist die Elsler, wenn man will, eine **diplomatische** Tänzerin, die Taglioni dagegen eine griechisch-deutsch-französisch-classische in gediegener goethe'scher Formvollendung. —

Doch ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich aufhören! Haben Sie nun großartige Weltcombinationen, modernen Wahlverwandtschaftsunsinn genug? — Ich werde Ihnen, liebe Freundin, niemals wieder über Sängerinnen und Tänzerinnen der Season schreiben. Dies ist ein Capitel, bei dem man, wie ich sehe, aufs Aeußerste kommen kann. Der Himmel behüte Sie! Vergessen Sie mich nicht ganz, denn ich weiß, Sie haben viel zu denken! —

6.

An den Einsiedler der * * * straße in Berlin.

Mein theurer Einsiedler, beschäftigen Sie sich noch immer mit Einsamkeit? Das einträglichste Geschäft von der Welt, Sie werden reich dabei werden! Ich beneide Sie zuweilen um die ruhige Perspective von Ihrem Sopha aus, und um Ihre lange türkische Pfeife, mit deren gedankenvollen Zügen Sie der occidentalen Welt Trotz bieten. Was soll ich Ihnen von den Menschen erzählen, die ich hier in London sehe? Sie fliehen den sogenannten Umgang mit Menschen, wenigstens den, über welchen Knigge geschrieben, und wahrlich, Sie haben Recht! Wann wir wieder zusammen leben werden, wollen wir recht um die Wette einsam sein, Sie geliebter Menschenfeind! Jetzt will ich Ihnen lieber von Bildern sprechen, als von Menschen. Die Menschen sind

Ihnen längst zu Bildern geworden, an denen Sie blos Ihre objective und strenge Kunstkennerschaft üben, und die Bilder gewähren wieder den Vortheil, daß sie niemals so unangenehm werden können, wie die armen Menschen! Folgen Sie mir also auf die londoner Kunstausstellungen! Es sind deren mehrere während der Season eröffnet, und ich führe Sie zuerst auf den Trafalgar-Square, in die National-Galerie, wo die Werke lebender englischer Künstler ausgestellt sind.

In drei kleinen, aber freundlichen und hellen Sälen finden Sie hier nur 1289 Kunstgegenstände und vor denselben ein nicht allzu zahlreich versammeltes, höchst fashionables Publicum, das Ihnen gefallen wird, denn Sie werden es kaum bemerken. Die Stille und Geräuschlosigkeit der sich auf und nieder bewegenden Beschauer wird hier selbst einem Norddeutschen befremdlich, und die Schweigsamkeit des englischen Kunstenthusiasmus machte mir zuweilen das Gefühl, als wandelte ich in einem unterirdischen Schattenreich, wo hübsche Scheingestalten und fashionable Gespenster mit seidenen Gewändern und indischen Shawls an mir vorbeistrichen und in geisterhafter Wortlosigkeit einen Reigen zusammen aufführten,

an dem ich aber, als Fremder, der den Schatten nicht, englischer Sitte gemäß, vorgestellt war, keinen Antheil nehmen durfte. Dann erfaßte mich eine Melancholie, und ich suchte vergebens Trost bei den umherhängenden Bildern an den Wänden, denn ich fand sie fast alle unbedeutend. Was aber die Kälte und Stille der Engländer in ihren Kunstausstellungen betrifft, so folgt diese keineswegs aus ihrem scharfen und unerbittlichen Kunstverstand, denn sie halten vielmehr die Ausstellung der diesjährigen Season für die allerbedeutendste, die seit langer Zeit in England stattgefunden. Diese anscheinende Gleichgültigkeit ist nichts als eine Folge der guten und anständigen Lebensart, sie ist eine Nothwendigkeit der Fashion. Es ist einmal nicht gentlemanlike, hier irgend eine Erregung, und wäre es auch für ein Gemälde, öffentlich zu verrathen, man darf keine Passionen, keine Bewegungen und Entzückungen an einem öffentlichen Orte zeigen, wenn man der höhern Gesellschaft zugerechnet bleiben will, man darf sich überhaupt nicht laut und lebhaft mittheilen, ohne schlechte Sitten zu bekunden. Bei den Engländern aber brennt dann das stillgehütete Gefühl um so reiner in ihrem Innern, und wenn sie zu Hause angekommen und sich

wieder unter sich befinden, ihren bekannten und vertrauten Gesichtern gegenüber, tritt es heraus in hellen Flammen. Jene hübsche, rothblonde Miß, die, mit dem Katalog in der Hand, langsam und steif von einem Gemälde zum andern tritt und nur dann und wann verstohlen mit der Bleifeder einen Strich in ihrem Katalog macht, scheint ein allegorisches Marmorbild der Apathie zu sein, sie wechselt kein Wort, kein Lächeln, keinen Blick mit der sie begleitenden Mutter, und nachher, wenn Sie kein Einsiedler wären, würden Sie in einer Gesellschaft, wo Sie gut vorgestellt sind, die scharfsinnigsten und begeistertsten Urtheile über Gemälde von diesem Mädchen hören können. —

Ich benahm mich gewiß höchst fashionable auf dieser ganzen Kunstausstellung, denn ich fühlte auch nicht die geringste Veranlassung, einen Enthusiasmus laut werden zu lassen. Seit mehreren Tagen bringe ich regelmäßig meine Nachmittagsstunden von 2 bis 4, denn diese sind die anständigste Zeit, auf dem Trafalgar-Square zu, und suche irgend einen bestimmten Charakter in diesen englischen Kunstproductionen zu entdecken. Die vorhandenen Bilder rühren meist von jungen, noch unbekannten Malern her, da die berühmte-

ren aus der englischen Schule, wenn man von einer solchen reden darf, entweder gar nicht, oder sehr spärlich beigesteuert haben. Die Productivität an sich erscheint der Masse nach groß genug, wenn man bedenkt, daß hier nur Erzeugnisse englischer Künstler ausgestellt sind, und daß, außer der angeführten Zahl, noch gegen tausend Bilder von dem Vorstande aus Mangel an Raum zurückgewiesen wurden; wobei man freilich nicht begreift, wo in dem ungeheuren London, in dem der luxuriöse Raum den Menschen höhnt, und so viel Zeit kostet, Mangel an Raum herkommen kann. Sie finden aber bei den englischen Malern, mit geringen Ausnahmen, weder die hohe technische Vollendung der Zeichnung und des Colorits, durch welche die neueste französische Malerschule den Preis in der heutigen Kunst errungen, noch die Innigkeit und Phantasie der Erfindung, das Bewußtsein und die Seele der Behandlung, in der wieder die deutschen Maler, besonders die genialen und sentimentalen Düsseldorfer, die Franzosen weit überflügelt haben. Dagegen ist bei vielen Engländern eine praktische Tüchtigkeit des Entwurfs, eine Festigkeit und Zierlichkeit des Pinsels, bemerkbar, wo sie es mit Gegenständen des wirklichen und materiellen Le-

bens, besonders mit dem, was der englischen Alltäglichkeit angehört, zu thun haben. Einige vortreffliche Thierstücke, ausgezeichnetes und bewundernswürdiges Rindvieh von T. S. Cooper, Hund- und Schäferstücke von J. Ward, ein wahrhaft großartiges Hunde-Meeting der Jagdhunde Sr. Majestät des verstorbenen Königs auf Ascot Heath, außer den Hunden noch die Portraits der hohen und höchsten Lordschaften Englands, des Herzogs von Beaufort, Lord Adolphus Fitzclarence, Graf von Chesterfield und vieler anderer enthaltend, gemalt von F. Grant, ein echt englisches Bild; dann schottische Hochlandsscenen, Themseböte, Uferansichten, gestrandete Schiffe, echte Racenpferde, und lebensgroße Portraits ihrer public characters, wie das ausgezeichnete Bild des Herzogs Wellington, von Briggs, solcher Sachen haben sich die Engländer in gelungenster Weise zu erfreuen.

Einige Gemälde, die mir in diesen Sälen eine besondere Aufmerksamkeit abgewonnen, will ich Ihnen näher beschreiben, obwohl es gerade solche sind, vor denen sich die Menge der Schaulustigen weniger drängt, und Sie können daher, ohne Ihrem Charakter als Einsiedler ungetreu zu werden, etwas längere Zeit mit mir vor densel-

ben verweilen. Wir betrachten zuerst das Bild von D. Wilkie, dem größten Maler Englands, welcher die nachmalige Kaiserin Josephine in dem Momente gemalt hat, wo ihr gewahrsagt wird, daß sie künftig eine Krone tragen würde. Ich halte dies für die vorzüglichste Leistung auf der ganzen Ausstellung, und Gediegenheit der Ausführung, Colorit, Zeichnung und Erfindung treffen darin zusammen, um es gegen die andern überwiegend hervorzuheben. Die schöne Josephine befindet sich noch auf ihrer westindischen Geburtsinsel Martinique, sie sitzt am Tische und hat sich von einer Negerin wahrsagen lassen, ihre rechte Hand ist zu diesem Zwecke ausgestreckt, und die phantastisch aufgeputzte Wahrsagerin hat dieselbe mit ihren beiden Händen ergriffen; der verhängnißvolle Ausspruch, der später selbst in Frankreich lange Zeit vor seiner Erfüllung bekannt war, ist geschehen. Der Ausdruck Josephinens selbst ist vortrefflich, der schlanke jungfräuliche Körper erscheint zurückgebogen, das Gesicht stützt sich lieblich verschämt mit dem Kinn auf die Fläche der linken Hand, und dieser Arm ist zugleich hoch emporgehoben, als wolle sie damit das Glück, das ihr werden soll, gewissermaßen von sich abwehren. Und doch scheint Josephine, wiewohl

mit der bescheidensten Lüsternheit nach der Zukunft, schon in der fernen Süßigkeit dieses Glückes zu schwelgen. Eine Alte, ihre Mutter, steht hinter ihr und legt ihr schmunzelnd, mit einer Miene, als wenn morgen schon die kaiserliche Hochzeit sein solle, die Hand über die Schulter. Das Gesicht der prophezeienden Negerin hat einen Ausdruck, als beneide es dem Mädchen das bevorstehende Glück, das sie selbst im Dienste des freigebigen Schicksals ihm verkündet. Kinder stehen am andern Ende des Tisches und beugen sich neugierig verwundert über denselben hin; im Hintergrunde zeigt sich lauschend ein Mohr, dummlächelnd über die wundersame Mähr, die da laut geworden, und durch seine Gestalt den Himmelsstrich bezeichnend, unter dem sich die Scene des Bildes zuträgt. Zu den Füßen Josephinens sieht man einen zu ihr heraufspringenden Hund und einen — nackten Amor. Was in aller Welt wollte der Künstler mit diesem letzteren andeuten? Vielleicht, daß es die Liebe sein werde, durch welche die Prophezeihung der Kaiserkrone sich verwirklichen müsse? Dies ist ziemlich abgeschmackt, diese Allegorie macht dem Verstande des Künstlers keine Ehre. Wollte man noch etwas tadeln, so wäre es die allzuabsichtliche Intention, mit

welcher der Maler seinen Stoff verwirklicht hat, in der Weise, daß alle Figuren schon eine gar zu gewisse Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Verheißung ausdrücken, als wäre es in der That auf einen der nächsten Tage bestellt, und als ließe sich nichts mehr dagegen einwenden. Man könnte vielleicht noch Manches am Stil dieses Bildes auszusetzen finden, aber es hat doch seinen eigenthümlichen Grundwerth, der ihm nicht bestritten werden kann, und die Wahl solcher Gegenstände für die neuere Malerei, die so lange rathlos in ihren Gegenständen umherschwankte, verdient Nacheiferung. Die Behandlung in dem Wilkie'schen Bilde hat seltsamer Weise Aehnlichkeit mit der Manier der Chodowiecki'schen Kupferstiche; sie erscheint etwas manierirt, vielleicht hier und da geziert, aber immer Geschmack verrathend. Auch finde ich die Vertheilung der Lichter vortrefflich und im Sinne des Gegenstandes wirksam.

Nächst diesem war eins der beschauenswerthesten Bilder eine Waldnymphe von G. Patten, vortrefflich componirt, sowohl in der Gestaltung als in der Beleuchtung. Der Körper der Nymphe ist frisch wie ein Springquell des Waldes, die Augen unschuldig, schalkhaft und klug wie ein Reh. Man sieht sie in halbsitzender, halb-

liegender Stellung, den linken Fuß unter die rechte Lende gebogen, an einem verschwiegenen Platze, im tiefsten Waldesgrund. Das dunkle Colorit des Waldes hat auch der Weiße des Körpers bräunliche Tinten angehaucht. Die Schenkel sind zierlich, frisch und kräftig, der knospenartige Busen hat die runden jungfräulichen Formen seiner ersten Entfaltung. Was an diesem Bilde eigenthümlich gefällt, ist die Verschmelzung der sinnlichen Erscheinung einer Nymphe mit dem geistigen Reize einer Gottheit, man sieht hier in der Göttin die Nymphe und in der Nymphe die Göttin, der süße Leib bedeutet außer sich selbst noch das Geheimniß einer höheren Abstammung, die schönen Formen gehören der Lust der Erde an, und haben doch zugleich ihre Schwere überwunden. Das Mysterium von Leib und Geist, von Blut und Empfindung, liegt in der Nymphe als lachendes und leicht zu lösendes Räthsel da, die Nymphe ist das Mittelelement zwischen Erde und Himmel, und darum spendet sie in menschlichen Formen göttliche Freuden. Hier habe ich Sie, Bruder Einsiedler, auf Ihr Lieblingsterrain gebracht, setzen Sie sich nun an die Orgel Ihrer Phantasie und spielen Sie mir eine feierliche Messe über dies unser großes Thema! Sie hätten ver-

dient, selbst die Io des Correggio gemalt zu haben, von der Sie so seltsam schön wie ein toller Bramine zu sprechen wissen. Alles, was Sie jetzt denken, schlägt in Tönen bis nach England zu mir herüber, denn wir lieben uns genug, Freund, um uns auch in der Ferne an der Windsbraut zu erkennen! —

Kommen Sie noch zu einem andern Bilde: die kleinen Bettler, von Rothwell, das ganz allerliebst und in vieler Hinsicht ausgezeichnet ist. Ein kleiner Junge von sechs Jahren und ein um einige Jahre älteres Mädchen stehen in einer Feldgegend neben einander. Der Junge schaut mit einem unnachahmlich lächelnden Gesicht und mit einem schelmischen Vertrauen in die Welt hinein, von der er noch nichts weiß, und deren Gunst zu erproben ihn das Schicksal so früh zum Bettler gemacht hat. Die eine Hand hat der kleine Vagabund nachlässig in die Tasche gesteckt, die andere hält er gekrümmt und hat vielleicht schon einen Pfennig darin. Er gibt sich ordentlich ein geniales Ansehen mit seinem gutmüthigen Lächeln, der arme Schelm; warum soll man ihm nichts geben, denkt er, da die Andern Etwas haben, und er hat nichts. Er meint gewiß, die reichen Leute seien nur deshalb so reich,

um mit den Armen zu theilen, und das scheint ihm noch eine ganz natürliche und ausgemachte Sache. Er ist in seinem naiven Naturrechte noch nicht irre geworden. Seine Schwester neben ihm weiß es schon anders. Die Arme, weil sie um die wenigen Jahre älter ist, ist sie unglücklicher. Auf dem jungen hübschen Gesichte ruht Blässe, sie denkt nach und denkt in die Ferne. Die kleine Bettlerin ist schon zur Reflexion über die Welt gekommen. Ihre Augen sind zum Himmel gerichtet, mit der einen Hand faßt sie sich sorgenvoll an Kinn und Wange, mit der andern zupft sie sich in ihrem Nachsinnen an der Schürze. Sie hat ihren Ueberschlag gemacht, die eingebrachte Baarschaft scheint nicht auszureichen für den heutigen Tag, und sie denkt an die armen kranken Eltern daheim. Dies Bild ist mit v ieler Empfindung und sehr sinnig gemalt, die genreartige Ausführung ist meisterhaft. Am reizendsten ist aber die gutmüthige Zuversicht in dem lieblichen Gesicht des Knaben. Wollen wir mit den armen Kindern betteln gehen, lieber Einsiedler? Schlagen Sie alle unsere Zeitideen, unsere Pläne und Entwürfe zusammen, alle unsere Schriften, gedruckt in diesem Jahre, und schnüren Sie uns einen Bettelsack daraus, wir wollen ihn über unsere Schulter

nehmen! Oder wollen Sie in Ihrer Klause sitzen bleiben, wie die Siebenschläfer, bis bessere Zeiten werden? Wissen Sie, welches eine schöne Zeit war? Die Zeit Jakob's I. von Schottland. Sie lachen, aber ich will Ihnen gleich das Räthsel aufklären, wenn Sie mir in den ersten Saal der Kunstausstellung folgen, zu einem Bilde, das J. Porter gemalt hat. Da sehen Sie die Tochter jenes Königs, Margarethe, Dauphine von Frankreich, wie sie einen Poeten küßt! Margarethe war eine ausgezeichnete Prinzessin, deren hohe Bildung zu ihrer Zeit in großem Rufe stand. Damals gab es einen Dichter, Alain Chartier, und dieser nahm sich eines Tages die poetische Freiheit, in einer Säulenhalle, durch welche Margarethe hindurchgehen mußte, einzuschlafen. Als die Königstochter den Poeten schlummern sah, näherte sie sich ihm leise und küßte ihn. Sie küßte ihn, und als ihre Hofdamen darüber vor Erstaunen sich nicht zu fassen wußten, sagte sie: I kiss not the man, I kiss the poet, the author of so many beautiful things! Sie küßte nicht den Mann, sondern blos den Dichter, der so herrliche Sachen geschrieben. War das nicht eine schöne Zeit? Königstöchter und Leute, die herrliche Sachen schreiben, in Sympathie mitein-

ander! Solche Küsse sind seitdem aus der Mode gekommen, und daß sie heut nicht mehr Zugkraft haben, beweist das Bild selbst, denn es ist mißlungen und ziemlich schlecht. Nur im Gesicht des schlummernden Dichters ist ein guter Zug, er scheint nämlich den königlichen Kuß zu empfinden und ihn leise einzusaugen. Welcher officielle Mund küßt Ihnen heut Stirn und Lippen, wenn Sie herrliche Sachen schreiben und unsere Lieblingsideen alle zu Papiere gebracht haben werden? Aber lassen Sie Alles gut sein! Ich kenne kleine harmlose Lippen, die Sie zu Zeiten küssen, wann Sie traurig werden wollen, und die ihren lieblichen Athem auch zuweilen über meine Wange gehaucht haben. Ich denke noch gern daran. Könnten wir nicht damit zufrieden sein, Einsiedler? —

Wollen Sie noch mehr von der englischen Kunst auf dem Trafalgar-Square hören? Sagen Sie nein! Ich will Ihnen nur noch einige Bilder nennen, vor denen sich das hiesige Publicum mit besonderer Schaulust zeigt, z. B. die Lagerung einer Zigeunerbande, von D. Maclise, die vielen Beifall findet. Es ist im Einzelnen ein gutes Bild, aber ohne Einheit, ohne Totalwirkung, zu zerstreut und auseinandergehend in allen seinen Effecten, es liefert ein seltsames Zeugniß,

wie die einzelnen Gruppen in einem Gemälde gelungen sein können und doch die ganze Composition ohne Geschmack und Eindruck. Die Theilnahme des Publicums sammelt sich hier besonders vor den glatten, geleckten und elegant ausgeführten Bildern, wie vor dem vielbewunderten Rafael und Fornarina, von Callcott, ein Gemälde von einer außerordentlichen Eleganz in den Farben, aber ohne Seele und inneres Leben, eine blos gemachte und gepinselte Wirkung. Dergleichen gibt es noch mehrere. Doch ich rathe Ihnen lieber, diese Ausstellung der lebenden Künstler jetzt mit mir zu verlassen und die Säle auf dem Pall Mall zu besuchen, wo die seit einer Reihe von Jahren bestehende Gesellschaft*) Bilder alter Meister während der Saison zur Schau stellt. In England sind viele seltene Schätze aus dieser alten glorreichen Epoche der Kunst zerstreut und es gehört hier mit zum Stolz der reichen Aristokratie, Gemälde berühmter Meister zu besitzen. Auf ihren Landschlössern zeigen Ihnen diese kunstliebenden Lords so viel Rafael's, Tizian's, Van Dyck's, daß Sie darob in Erstaunen gera-

---

*) British Institution for promoting the fine arts in the united kingdom.

then sollen; aber einige sind immer echt, andere sind Copieen, mit denen sie selber betrogen worden, andere solche, die sie sich für ein Spottgeld in Paris oder Dresden haben anfertigen lassen. Der Nationalsinn der Engländer zeigt sich aber darin wieder erfreulich, daß diese Schätze nicht gänzlich dem Privatbesitze verfallen bleiben, sondern alljährlich einmal durch die Bemühungen der genannten Gesellschaft aus allen Theilen des Königreichs vereinigt werden, so daß man an den Katalogen dieser Ausstellung auf Pall Mall allmälig ein Verzeichniß aller in England befindlichen Bilder alter Meister, und zugleich einen Nachweis über die gegenwärtigen Besitzer derselben, erhält. Die diesmalige Schaustellung ist besonders glänzend und reichhaltig an Werken aus allen Schulen, und ich wüßte kaum eine Galerie, vielleicht die des Marschall Soult in Paris ausgenommen, wo man den Murillo so genau studiren könnte, als auf diesem kleinen Museum der **British Institution.** Dieser originelle Spanier ist hier durch zwölf Bilder vertreten, die ihn von allen Seiten seiner Manier veranschaulichen, sowohl in den Gestalten seines nationalen Volkshumors, worin er so naturwahr, schelmisch, saftvoll, derb und doch graziös ist, als in seinen

mehr im idealen Styl gehaltenen Bildern und Heiligendarstellungen, in welchen er sanfter auftritt und seine kecke, naive Phantasie in leiseren Tinten der Schönheit verschweben läßt. Welcher Maler hat wohl so viel Humor, Gemüthlichkeit, Sinnlichkeit und Innigkeit, so viel Lachen und so viel Andacht in einem Pinsel vereinigt, als Murillo? Ein Kenner ganz anderer Art als ich, Herr Waagen in Berlin, wird Ihnen in seinem Buche, durch welches die Kunstschätze Englands zum ersten Male ihre weitere Bekanntmachung und Würdigung erhalten, auch von diesen Murillo's bessere Beschreibungen liefern, als Sie von mir verlangen können, und so wissen Sie nur noch kurz, daß sich hier auch zwei außerordentlich schöne und über allen Zweifel erhabene Portraits von Rembrandt, einige Wouverman's, Tenier's, Ostade's, Terburg's von seltenem Werth, mehrere Landschaften von N. Poussin, ein Portrait von Rafael, das in seiner Manier Allem zuwider ist, was ich bisher von Rafael gewußt, ein herrlicher Albrecht Dürer (St. Jerome in seiner Zelle), Einiges von Tizian, und drei höchst seltsame, aber bewundernswürdige Gemälde von Salvator Rosa befinden, eine Felsenlandschaft mit Banditen,

Jakob's Traum, und eine Allegorie der menschlichen Gebrechlichkeit. Das Groteske und Abenteuerliche dieses räthselhaften Genius hat immer einen besondern Reiz für mich gehabt. Ein heimlicher Schrecken lauert fast aus allen seiner Bilder, seine düstere kühne Phantasie wirft in rücksichtslosen Strichen hin, kugelt sich wie ein gespenstisches Thier in wunderlichen Gruppen zusammen, scheint uns geheimnißvoll anzuziehen, mit mährchenhaften Schauern zu verlocken, dann aber streckt es plötzlich riesige Krallen von sich, es umschwirrt uns mit Nachteulenfittigen und Raubvögelgekrächz', die gespenstische Nacht seiner Gemälde birgt Ungeheuer in ihrem Schooße. Das Gerücht, daß Salvator Rosa ein Bandit gewesen, ist ohne Zweifel mehr durch den Charakter seiner Bilder, als durch eine Spur wirklicher Thatsachen entstanden. Von manchen deutschen Dichtern in dem sangvollen und klangvollen Schwaben wird die Nachwelt vielleicht einst muthmaßen, daß sie Schneider gewesen. Nicht weniger schrecklich ist die Abstraction aus den Werken des armen Salvator Rosa, daß er mit dem Pinsel zugleich den Banditendolch geführt habe. Er hatte eine mit Entsetzen gesättigte Phantasie, er muß die Süßigkeit des Mordes gekannt haben,

aber es ging ihm mit dem Morden vielleicht ebenso, wie den deutschen Dichtern einer frühern Zeit mit dem Weintrinken, sie dichteten ihre Weinlieder bei einem Glase Wasser. So malte Salvator Rosa gewiß nur wie ein wilder Bandit und lebte wie ein frommer Maler. Bemerkenswerth sind auch ihrer Auffassung wegen zwei wunderliche Hochzeiten von Canaan, die eine von Paulo Panini, der ein Architekturstück daraus gemacht hat, die andere von Jan Steen, von dem man diese biblische Scene mit allem Humor eines niederländischen Genrestückes behandelt sieht, zwei Bilder von der seltsamsten Wirkung. Das große Abendmahl des Tintoretto, ein Meisterstück der Gruppirung, aber weniger ausgezeichnet im Gesichterausdruck, mit vieler Monotonie des Colorits, fesselt schon durch seine Kolossalität das Auge. Ein Reiterportrait und ein Kind in der Wiege, beide von Velasquez, sind von hohem Werthe, und zeigen den großen, strengen und sichern Styl dieses Malers in seiner Vollendung. Ein anderes Bild desselben Meisters, den Petrus darstellend, wie er Christum verläugnet, ist ebenfalls bemerkenswerth, obwohl es grausam von der Kunst ist, solche Momente zu verewigen. Petrus hat hier eine sehr jüdische Physiognomie

und verläugnet seinen Herrn ganz vortrefflich. Als ich dies Bild betrachtete, befiel mich ein großes Mitleid mit dem armen Petrus, welcher der erste Diplomat in der neuern Geschichte werden mußte, und dann wandelte mich auf einmal das Lachen an, denn gegenüber an der andern Wand sah ich ihn plötzlich wieder, auf einem Bilde von Rubens, wo der Diplomat Petrus mit dem Schlüssel belohnt wird, nicht etwa mit einem Kammerherrnschlüssel, sondern mit dem des Himmels. Dies ist ein äußerst kräftig gehaltenes Bild, mit allen Reizen des nervvollen, ungenirten und keck zutreffenden Pinsels, der den Rubens immer auszeichnet. Petrus empfängt den Schlüssel aus den Händen des Herrn mit vieler Demuth, er steht wie ein unterwürfiger Knecht, der wohl weiß, daß er die Gnade nicht verdiene, der aber klug und gläubig genug ist, sich ihr hinzugeben.

Es gibt hier noch eine dritte Ausstellung während der Saison, nämlich von Malern in Wasserfarben, worin die Engländer immer bedeutendere Fähigkeiten entwickeln. Aber genug für heut von Bildern! Nur ein lebendes Bild will ich Ihnen noch zeichnen, das mir alle Tage bald auf der einen, bald auf der andern Ausstellung begegnet, ein alter Mann, welcher gewissermaßen

der Normaltypus der englischen alten Männer ist. Diesen Greis werden Sie seinem Anzuge und seiner ganzen Erscheinung nach für einen hoffnungsvollen Jüngling halten, und doch können Sie überzeugt sein, daß er mindestens siebzig Jahre zählt. Er ist hinfällig, und wenn Sie ihn sprechen hören, reicht ihm der gebrochene Athem kaum mehr aus, aber statt der Krücke, die man ihm reichen möchte, stützt ihn ein äußerst modischer Stock, mit goldenem Knopf, durch den sich seine elegante Gestalt aufrecht erhält. Ein Frack nach dem neuesten Schnitt umschließt eng und geschmackvoll seinen Leib, die hohe Cravatte schattirt zierlich das Gesicht und erpreßt noch einige Röthe in den Wangen, hinter denen nur in versteckten Höhlen das bezwungene Alter lauert. Schuh' und Strümpfe vermehren das Geschmeidige seiner Haltung, der etwas in die Stirn gedrückte weiße Hut hilft noch mehr die jugendliche Heiterkeit seines Blickes hervorheben, die große Blume in seinem Knopfloch, der reiche Goldschmuck seiner Uhrgehänge, die ausnehmend zarte kostbare Weste, zeigen ihn noch mit allen Gütern und Stoffen des Lebens zusammenhängend, kurz Alles liefert Ihnen eine vollkommene Anschauung, wie die Engländer das Bild des Al-

ters verbessern und das allmälige Sterben der menschlichen Gestalt verkleiden. Dies ist hier allgemein üblich, daß man die Waffen der Mode der Hinfälligkeit der äußern Erscheinung entgegenstellt, und daß man es für geziemend glaubt, sich bis auf den letzten Augenblick durch die Toilette gegen die Natur zu wehren. Daher finden Sie hier fast überall das Alter jugendlich angezogen, der Greis geht als Dandy in das Reich des Todes ein. Dieser conservative Charakter des englischen Modelebens hängt mit der großen Ehrfurcht zusammen, welche der Engländer überhaupt vor dem Bestehenden, vor der Form und der äußern Erscheinung hat, und er hält es daher der guten Lebensart zuwider, die Metamorphose des Alters durch sein Aeußeres einzugestehen. So balsamirt ihn die Fashion lebendig ein, während der grinsende Tod schon über ihm die Hippe schwingt.

Daß man auf diesen Kunstausstellungen fast nur Leute der höhern fashionablen Welt sieht, macht eines Theils die angeborne Gleichgültigkeit des hiesigen Volks gegen die Kunst, andern Theils vielleicht auch der Eintrittspreis, der wenigstens hoch genug ist, um die ärmern Classen von diesen Genüssen fern zu halten. Die großartige Li-

beralität, die man in Frankreich bei allen öffentlichen Gelegenheiten gewohnt ist, vermißt man in England überall. Diese französische Liberalität, die nirgends Geld nimmt, wo es sich um Kunst, Nationalinteressen, öffentliche Denkmäler und Ausstellungen handelt, dient offenbar ganz außerordentlich der nationellen Verbreitung der Ideen und der Anregung eines höheren Sinnes und Geschmackes unter dem Volke. Auf der pariser Kunstausstellung, die kein Eintrittsgeld kostet, und bei allen ähnlichen Gelegenheiten, sieht man Leute aus den niedrigsten Ständen, Arbeiter, Bauern, gemeine Soldaten, vor den Bildern und Kunstwerken. In London würde schon die Vorstellung, eine solche Vermischung der Stände in einem Saale hervorgebracht zu sehen, schreckhaft befunden werden, und auch die höhern Stände von der Kunst entfernen. Doch sollte man wenigstens dem Wucher, der mit den öffentlichen Anstalten in England getrieben wird, Schranken setzen, und vor einiger Zeit wurde auch hier ein Meeting gehalten, um eine Petition an das Parliament zu bringen, daß dem Publicum künftig zu gewissen Instituten und Gebäuden ein freier Zutritt gestattet werden solle. Dies ist eine Motion, welche der Ehre der englischen Nation an-

gemessen wäre, da das bisher stattgefundene Gegentheil viel Entwürdigendes auch in nationaler Hinsicht hatte. Bisher war nur das **British Museum** an den dazu bestimmten Tagen frei geöffnet, alle andern Monumente, Galerien und Kirchen haben ihre bestimmte Taxe, so gut wie jedes Theater und jede Menagerie. Einem Reisenden, der einmal darauf eingerichtet ist, Geld auszugeben, kann es auf einige Schillinge mehr oder weniger den Tag nicht ankommen, sondern es ist am meisten der verletzende Begriff, öffentliche Monumente und Nationaldenkmäler von der Habgier der einsammelnden Beamten bewacht zu sehen. Doch ist wohl nicht sobald auf eine Abänderung hierin zu hoffen, da die in England so mächtige Gewohnheit dagegen ist, und es einmal zu den Begriffen des Gentlemanthums gehört, überall zu zahlen, wo man etwas sieht, und nichts geschenkt zu nehmen. Sie müssen daher selbst an den Kirchthüren theuer bezahlen, wenn Sie beten gehen wollen, guter Einsiedler! —

Wissen Sie, welches mein Lieblingsvergnügen hier in London ist? Täglich eine Partie auf der Eisenbahn nach Greenwich zu machen, dort an der Themse und in dem schönen Park einigemal auf- und abzugehen, und doch noch zur rechten

Zeit zum Breakfast bei meinen londoner Freunden zu erscheinen. Diese herrliche Bahn, die bei London Bridge beginnt, ist, als Kunstwerk betrachtet, der großartigste Bau, zu dem bis jetzt diese unsere eiserne Epoche der Weltverbindung Anlaß gegeben. Sie erhebt sich in stolzer Höhe auf beinahe tausend Bögen, deren prachtvolle Reihe fast alle architektonischen Formen, nur den gothischen Bogen ausgenommen, aufzeigt. Sie durchschneidet schöne und lachende Fluren mit der Grazie eines Vogels, und die Bewegung auf ihrem Rücken ist so angenehm und gleichmäßig, daß man sich dabei allen Illusionen des Fluges und dem Glauben an das Schicksal selbst, das sich des Fortkommens der Menschheit annimmt, überlassen kann. Was meinen Sie zu diesem Fortkommen der Menschheit auf der zukunftsvollen Eisenlinie? Werden Sie es das eiserne oder das goldene Zeitalter nennen, das mit dieser wie ein Raubthier ächzenden Maschine, unter schwarzem Rauch, Wirbelwind und umherfliegenden Steinkohlenschlacken, im Anzuge ist? Mir gilt es gleich, das eiserne oder das goldene, wenn nur irgend ein bestimmtes Zeitalter dabei zu Stande kommt, und ich lasse mich erwartungsvoll fortrutschen durch eine Maschine, welche noch das einzig welthistorische Gesicht in unsern

Tagen macht. Zuweilen, wenn sie so schreit und krächzt wie ein prophetischer Rabe und aus tiefen Lungen ihre gespensterhaften Dämpfe bläst, möchte ich sie fragen, ob sie Glück bringt, Freiheit, Humanität, oder Auflösung aller Dinge und den jüngsten Tag? Sie aber eilt unaufhaltsam fort, sie hat keine Zeit, sich zu besinnen, und schleppt in der langen, endlosen Wagenreihe, die sie hinter sich herzieht, alle Fragen und Sorgen der Menschheit an der Kette mit sich fort in alle Fernen und Weiten. Jedermann, mit dem Sie auf einer Eisenbahn eine Strecke fahren, wird Sie mit zuvorkommenden Ausdrücken versichern, daß die Circulation aller Ideen und Kräfte in der Welt, so zu sagen des ganzen menschlichen Betriebscapitals, durch die Eisenbahnen eine neue Schwingung erhalten, daß Vieles, was bisher lästig, hindernd und unnütz war, durch dieselben ganz und gar aufhören müsse. Ich sage Ihnen, es kommt Alles darauf an, ob die Eisenbahnen ein Werk Gottes oder des Teufels sind? Sind sie ein Werk des Teufels — und es ist seltsam, daß man überall, wo man rasch vorwärts kommt, zu sagen pflegt, es geht so schnell wie der Teufel! — sind sie ein Werk dieses Geistes der Zerstörung, so täuschen wir uns auch hier in unsern Hoffnun-

gen, und die Eisenbahnen bringen der Menschheit, vielleicht nach einem kurzen Altenweibersommer, eine erstickende Massenzusammenhäufung des ganzen europäischen Lebens. Die Menschheit stirbt dann den Tod eines Fabricanten, der, in seinen vollgepfropften Waarenmagazinen eingesperrt, aus Mangel an Luftzug mitten unter seinen Reichthümern ersticken muß. Ich gestehe Ihnen, Einsiedler, was die vielgerühmte Annäherung und Circulation aller Ideen und Kräfte betrifft, so erscheint mir dieser Gedanke zuweilen nach allen Gesetzen der Natur und des Geistes als ein illusorischer. Nur in großen Entfernungen, die Entfernungen bleiben, können bedeutsame Schwingungen stattfinden. Das Sonnensystem ist nur durch die Trennung des Raumes ein Sonnensystem, und nur so lange ein Weltkörper den andern flieht, steht der Himmel fest auf seinen uralten Säulen. Rücken Sie Stern dicht an Stern und das Firmament wird zusammenbrechen. Durch geringe Entfernung verliert alle Verbindung an Werth und Inhalt. Sagen Sie mir doch, was zwischen Berlin und Charlottenburg für ein großer Austausch von Ideen und Kräften stattfindet, und was für neue Nüancirungen des menschlichen Betriebscapitals daraus entstehen?

Und nun denken Sie sich die ganze Welt in das Verhältniß von Berlin zu Charlottenburg verwandelt und stellen Sie auf dieser geraden Chaussée Betrachtungen über das Zukunftsparadies der Menschheit an! Es ist kein Zweifel, daß durch die Annäherung aller Räume die bürgerlichen Stände sich völlig neu gestalten müssen, manche aber werden vielleicht dabei zu Grunde gehen, wie z. B. der Kaufmannsstand, denn es ist etwas höchst Zweideutiges zu sagen, daß durch die Eisenbahnen der Handel gefördert werde. Die Kaufleute werden vielmehr fast alle zu Krämern herabsinken müssen, weil zwischen geringen Entfernungen nur Kramhandel möglich ist, und dies hat vielleicht auf mancher andern Seite sein Gutes. Denn die menschliche Gesellschaft ist nicht dazu da, daß die Kaufleute gedeihen sollen, und nur der mag gedeihen, welcher den Zuständen seiner Zeit am meisten nützt. Um so poetischer und geistiger wird dann das Leben werden! ruft Mancher, der nur das humanistische und makrokosmische Interesse der Eisenbahnen im Auge hat. Welch' ein schwungvolles Leben, wenn sich künftig die ganze Welt beständig wie auf der Reise befindet, wenn Berlin in Paris und Paris in Berlin ist, wenn Alles nur Bewegung und in

verschiedenen Bewegungen Ein Inhalt!! Halt, Einsiedler, dies Raisonnement ist falsch! Einem Berliner mag es angenehm und beziehungsreich dünken, so nah' an Paris zu kommen, aber wie irrt sich der Gute, wenn er glaubt, alsdann noch dasselbe Paris zu haben, sobald es sich in seiner Nähe befindet! Wird sich nicht auch Paris verändern, werden nicht alle Dinge das werden, was sie nicht sind? Und was das Reisen anbetrifft, so wird durch die Eisenbahnen gewissermaßen alles Reisen aufhören, ich meine nicht blos die Romantik desselben und den Unterwegsgenuß der Natur, über deren Verlorengehen schon Andere im Voraus geklagt haben. Obwohl ich gern das romantische Horn eines deutschen Postillons in der Waldnacht höre, so ist daran nicht mehr viel zu verlieren, weil diese maulfaulen Schwager sich bekanntlich das Blasen immer mehr abgewöhnen. So muß man sich schon die schmetternde Trompete des Conducteurs einer Eisenbahn gefallen lassen, deren Klänge, obwohl unromantisch im höchsten Grade, eben so charakteristisch sind für die Vorwärtsbewegung auf einer Eisenbahn, als der schaukelnde Ton des Hornes für das Hin- und Herstoßen in einem Postwagen. All dies Nebenwerk des Reisens, das sich durch

die Eisenbahnen verändert, ist nicht in Anschlag zu bringen, nicht einmal die Unmöglichkeit des Straßenraubes, welcher künftig der Romantik eines Reisenden gänzlich fehlen wird. Aber kann man sich denn noch rühmen, eine Reise gemacht zu haben, wenn man von Hamburg nach Altona fährt? Die Ferne ist es, die ich liebe, die Langeweile und Gleichgültigkeit der Nähe ist es, die ich fürchte. Gott ist uns fern, der Himmel ist uns fern, das Liebste ist uns fern, alle Sympathie wirkt am zaubervollsten in die Ferne, und nun sollen wir auf einmal an der Nähe und an der Befriedigung sterben, an die wir armen zur Sehnsucht geborenen Geschöpfe nicht gewöhnt sind?

Doch ich sehe Sie lächeln, Sie meinen, es werden noch immer Trennungen genug in der Welt bestehen bleiben, und Ihre frommen Gedanken, die ich kenne, vereinigen sich, daß die Eisenbahnen ein Werk Gottes sind! Ich lasse mir auch keine grauen Haare wachsen und fahre mit Gottvertrauen alle Tage nach Greenwich, in den schönen frischen thauigen Morgen hinein, von der Gottesluft umsäuselt. Die Wagen gehen jede Viertelstunde ab, am Sonntage nur jede halbe Stunde, aber die Bahn steht jetzt ziemlich verlas=

sen, wie überhaupt unter allen Eisenbahnen in England nur die zwischen Liverpool und Manchester bedeutenden Ertrag abwirft. Die Eisenbahn zwischen London und Greenwich endet gegenwärtig bei Deptford, und hier sieht man eine Merkwürdigkeit dieser Bahn, nämlich eine Anzahl der Bögen, auf welchen sie ruht, sind an dieser Stelle in Werkstätten für Schmiede und Kohlenbrenner, einige sogar in Wohnhäuser verwandelt. Diese letzteren enthalten jedes sechs Zimmer, in denen sich traulich und behaglich hausen läßt, während man hoch über seinem Haupte den leisen Donner der Dampfwagen vorüberrauschen hört, der aber nur einen Augenblick lang geheimnißvoll anpocht, und fast noch ehe man ihn gehört wieder verschwindet. Man beabsichtigt, mit der Zeit sämmtliche Bögen auf diese Weise auszufüllen, und das gibt ein interessantes Schauspiel, eine bewohnte und lebende Eisenbahn zu sehen!

In Greenwich, das herrlich an der Themse gelegen ist, schlendere ich oft durch die Säulengänge des weltberühmten Hospitals, in dessen Corridors man hineinsehen kann, wenn man auf der Themse vorüberfährt. Die alten Marine-Invaliden, welche dies großartige Institut aufnimmt, wohnen hier in ihren alten Tagen an den Ufern

der Themse und sehen, in abendlicher Ruhe am Strande spazieren gehend, die Weltschiffe und das Element, das einst ihr Leben und ihre Freude war, vorübergleiten. Auch in ihrer häuslichen Einrichtung hat man Alles gethan, um sie ihre Lebensgewohnheit, das Meer und das Schiff, nicht vermissen zu lassen, und sie schlafen in ihren Zimmern sogar auf dieselbe Art, wie früher auf dem schwankenden Ocean in ihren Koien. Dies ist rührend und doch schauderte ich einen Augenblick zusammen über das Gewohnheitsthier, den Menschen. Was soll denn künftig einmal aus ihm im Himmel werden? Ich musterte die Gesichter dieser alten Leute, fand aber wenig gute und freundliche unter ihnen, wie man sonst in Invalidenhäusern anzutreffen pflegt. Das Meer macht in seinem Dienste hart, rauh und trotzig. Am Tage humpeln sie in den schönen Säulenhallen umher, oder besehen sich die Uniform des Admirals Nelson und den Astrolab des Franz Drake und ähnliche maritime Seltenheiten, welche in dem Gemäldesaale des Hospitals aufbewahrt werden. Der Fremde wird gegen einen Sixpence in den Saal gelassen, um diese ziemlich mittelmäßigen Bilder zu betrachten, welche meistentheils Schiffbrüche, denkwürdige Seekriege und

Portraits berühmter Admiräle darstellen. Auch in der Capelle, für deren Eintritt man wieder bezahlen muß, sieht man als Altarbild einen Schiffbruch, nämlich den des Apostels Paulus, von West gemalt. —

Adieu, mein Freund! **Vive et vale!** —

7.

An Pr. A. in Brüssel.

— Unsere kosmopolitischen Gespräche in dem Park von Brüssel sind in Paris und London oftmals bei mir wiedergeklungen, und ich habe dann bedauert, daß ich nicht dazu kommen konnte, Ihnen versprochenermaßen zu schreiben. Wer kann in Paris und London auch nur über die Straße gehen, ohne daß er an den Fragen von Armuth und Reichthum, von Bevölkerung und Uebervölkerung, von Volksrechten und Standesprivilegien, hängen bliebe? Wie oft stutzte ich bei dem drohenden Medusengesicht, das diese Fragen hier in den Hauptlagern der modernen Weltbewegung machen, und dann dachte ich der Stunden auf unsern Spaziergängen oder in Ihrem traulichen Cabinet, wo unsere Ideen sich darüber begegnet, mein Verehrter! Unsere Sorgen waren nicht auf unser

deutsches Vaterland gerichtet, denn das zeigt sich noch keinesweges gefährlich berührt von diesen brennbaren Stoffen der modernen Staatsökonomie, und es wird sobald noch nicht der Heerd sein, auf dem sie lichterloh entlodern. Das Ausland wird einem jetzt so theuer, weil man seine weltgeschichtlichen Sorgen da hat, und wo man sorgt, fängt man an zu lieben.

Wir stritten uns über die Mittel, durch welche man dem Ausbruche des großen historischen Krieges zwischen den Armen und Reichen vorbeugen könne, und seitdem ich mich in London befinde, glaube ich daran, daß wenigstens hier eine Pacification der Armuth noch geraume Zeit hindurch gelingen kann. Das größte Uebel beruht nicht darin, daß die Armuth Hunger hat, sondern darin, daß es bei ihr einen Hunger gibt, der nicht durch Brot zu stillen und zu heilen ist, einen geistigen, einen historischen Hunger! So lange die Armuth noch nicht mit dem Schicksale rechtet, sondern jedes ihr zugeworfene Almosen wie eine Gabe Gottes hinnimmt, so lange ist sie noch ein gesundes Element in den Staaten, sie dient als ein geschmeidiges Rad in der ganzen Maschine, und befördert den harmonischen Umschwung derselben eher, als daß sie ihn aus dem Gleichgewicht brächte.

Die Armuth, die mit ihrem Kummerbrote zufrieden ist, es mit ihren stillen Thränen salzt und unter ihrem niedrigen Hüttendache den Reichthum gar nicht beherbergen möchte, diese religiöse Armuthseligkeit, diese süße Gewohnheit des Darbens durchdringt von unten herauf die wichtigste Mitte des ganzen Volkes mit einer moralischen Kraft. Aber sie schwächt sich, mit manchen christlichen Elementen zugleich, in den modernen Staaten jetzt immer mehr ab. Wenn sich aber im Volke statt der Armuthseligkeit das Gefühl der Armseligkeit schärft, wenn es aufhört, seine Entbehrungen religiös anzusehen, sondern vielmehr den politischen und staatsökonomischen Gesichtspunkt dafür gewinnt, so entsteht in ihm ein Haß gegen den Reichthum, der ursprünglich gar nicht im Wesen der Armuth liegt. Statt, wie sonst, die abgemagerten Hände zum Himmel zu falten, wird sich der Arme jetzt auf die Hand sehen und finden, daß sie noch stark genug ist, um zu nehmen. In Frankreich ist das Volk längst dahin gekommen, die Armuth als etwas Schimpfliches zu empfinden, und bei dem großen Ehrgeize, der dort gerade in den untersten Classen am heftigsten ist, bei ihrem beständigen Wetteifer, es den Vornehmen gleich zu thun und keine äußern Unter-

schiede in der Begegnung, Behandlung und Erscheinung mehr anzuerkennen, bereitet sich eine gewaltsame Nivellirung vor, die gewiß nicht durch ein höfliches, sociales Uebereinkommen auf ihr Maß zurückgeführt werden wird. Es ist jetzt ein schwieriger und banger Moment für diese Frage da, denn die Abhülfe beruht nicht mehr darin, daß Ihr Reichen Geld genug habt und hergeben wollt, um den Armen zu helfen. Die Hauptfrage ist jetzt so gestellt, ob die Armen damit zufrieden sein werden, Euere Almosen anzunehmen, und ob nicht, mehr noch als ihr Mangel, das unverdiente Schicksal sie empören wird, auf Das angewiesen zu sein, was Euer Ueberfluß ihnen mitleidig vor die Füße wirft? Wißt Ihr, was das Gefährlichste ist, das Euch erzittern machen muß? Das ist der Stolz der Armen, und seine unklare Reflexion, daß die eine gleichberechtigte Hälfte der Menschheit bei der andern bevorzugten betteln gehen soll! Und darin zeigt sich der wesentliche Unterschied zwischen England und Frankreich, daß es in England noch Arme und Bettler gibt im wahren Sinne des Wortes, die den Reichen Gottes Segen nachrufen für jeden Pfennig, die den Reichen anerkennen als eine höhere und hülfreiche Erscheinung, als eine auserwählte Schaar, unter

die Gott das Geld vertheilt hat. Der Arme in Frankreich dagegen ist ein désespéré, der sich durch die bittere Lage der Umstände gezwungen sieht, Sie anzusprechen, der aber den einzigen Unterschied, welcher zwischen ihm und Ihnen besteht, nur in dem Geldbeutel anerkennt, welcher sich zufällig in Ihrer Tasche und nicht in der seinigen befindet, der, wann Sie ihm nichts geben, Ihnen nachruft, daß Sie noch ein größerer Lump sein würden, als er, ohne Ihr Geld, und der für das, was Sie ihm schenken, Ihnen höflich und fein dankt, mit dem freien Anstande eines Weltmannes, der zufällig kein Geld hat, zufällig ein pauvre malheureux ist, sich Ihnen aber im Wesentlichen ganz ebenbürtig achtet. In dem englischen Armen waltet noch das fromme Element vor, er sucht Trost in den Kirchen und nimmt demüthig die Bibeln an, welche hier die religiösen Gesellschaften unter ihn vertheilen, Bibel und Brot sind noch eine Pacification der englischen Armuth, und es zeigt sich auch an dieser wichtigen Lebenserscheinung der Staat, der heut zu Tage noch am tiefsten von christlicher Rechtgläubigkeit durchdrungen ist. Die französischen Armen hätten längst eine Revolution gemacht, wenn in ihrem Lande solche Korngesetze beständen, die das

Brot so beispiellos theuer machen, wie hier in England, wo selbst der Bemitteltere nur sparsam damit umgeht. Aber das englische Volk läßt sein Korn ruhig besteuern, und ich glaube schwerlich in dem national-ökonomischen Bewußtsein, daß die Entwerthung alles Grundeigenthums dadurch verhütet werde, sondern weil es orthodox ist auch in der Achtung vor der Gewohnheit und der Tradition. Dem englischen Volke kann bei seiner Pietät gegen die Reichen noch durch Armenbills geholfen werden, ein Palliativmittel, das in Frankreich nur geringe Folgen haben wird und dort eher die Krankheit verschlimmern als heilen kann. Der Arme in England nimmt Almosen mit Dank, in Frankreich mit geheimer Verwünschung, aber je weniger staatsgefährlich die englische Armuth noch ist, je bereitwilliger sie noch die ungeheure Kluft des Standes und Besitzes anerkennt, um so schneidender und abschreckender steht dadurch diese letztere in dem hiesigen Leben da. Mit dem französischen Bettler möchte man einen Vertrag schließen, er fordert die Gesellschaft zu einem für beide Parteien ehrenvollen Waffenstillstand heraus, denn er thut so, als sei diese Art seiner Existenz eine allgemeine sociale Schmach. Die Blöße der englischen Armen dagegen wird Sie traurig ma-

chen und Sie werden weinen müssen. Die Armen sind hier sehr arm, und die Reichen sind sehr reich. Soll ich Ihnen Saisonbilder des armen Lumpenvolks von London schreiben? Neulich ging ich spät in der Nacht nach Hause, von den Tischen eines reichen Mahles kommend, mit dem Ueberfluß des englischen Luxus gesättigt, und wandelte durch die fashionable Bondstreet, über welche Nebel und verdämmernde Laternenlichter einen seltsamen Schein warfen. An der Ecke lag eine Frau, nicht ganz schlecht angezogen, um die sich einige hülfreiche Menschen gesammelt hatten, aber sie war todt. Sie war hier auf der Straße gefunden worden und die Umstehenden behaupteten, sie sei verhungert. Ihre bleiche Kummermiene sprach ganz für diesen Tod, sie schien sich bei Nacht noch bis hieher geschleppt zu haben, um die Scham zu überwinden und zu betteln. Man findet hier zuweilen solche Gestalten des geheimen Elends, die mitten in dem Glanze von London gespenstisch überraschen, sie erscheinen plötzlich wie aus der Erde gewachsen, starr und festgewurzelt auf dem Pflaster der prächtigsten Straßen, in schweigsamer Haltung, man weiß nicht, wo sie herkommen, sie zeigen sich wie zum furchtbaren Hohn in dem reichen Weltgetümmel, das

unbeachtend und theilnahmlos in tausend Gestalten an ihnen vorüberjagt. An einer Ecke von Regent-Circus sah ich einmal eine ganze Bettlerfamilie mit wahrhaft hinsterbenden Gesichtern, die Kinder fast gänzlich nackt, die Mutter hatte verzagend ihr Gesicht verhüllt und schmiegte sich wie ohnmächtig an das eine ihrer Kinder, sie waren alle stumm und regungslos, kein Wort, kein Blick sprach die Vorübergehenden an, und die Hand streckte sich nicht einmal aus, um die Gabe zu empfangen. Die Armen warten hier noch geduldig auf das Schicksal, sie warten, daß ihre Zeit kommen werde, und stellen keine Reflexionen darüber an, ob nicht eine einzige Tresse an den Livréebedienten der Reichen sie auf lange Zeit vor Hungertod schützen könne?

Was das Gleichgewicht des englischen Lebens erhält, ist ein patriarchalischer Zug von Ehrfurcht, der es kräftigend durchdringt und die zwei schneidenden Gegensätze, in welche sich hier Alles theilt, immerfort besänftigt. Die Ehrfurcht, die dem französischen Charakter fremd ist, ist in England ein eigenthümlicher Einschlag, der das ganze Staatsgewebe verfestigt, und die Politiker, welche diesem glücklichen Eiland längst eine Revolution weissagten, haben nicht auf die

Ehrfurcht gerechnet, die hier ein ganz besonderer Begriff für das Staatsleben ist, die dem englischen Staatsleben etwas von dem Wesen des Familienlebens mittheilt, und aus der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, aus der Ehrfurcht vor der Freiheit, und aus der Ehrfurcht vor den Standesvorzügen sich mischt, drei Ehrfurchten, die mit denen, von welchen Goethe in den Wanderjahren spricht, sich vielleicht in Einklang setzen lassen. Daher kommt es, daß der Gegensatz von Torysmus und Whigismus, der hier Alles zertheilt, auch wieder Alles bindet, und daß diese beiden Hälften, in welche das englische Leben auseinander zu fallen scheint, zusammen ein vollständiges Ganze ausmachen. Ob dieses Ganze, diese Einheit, ein Schein ist, oder eine dauernde Wahrheit, ich weiß es nicht, aber diese Einheit besteht, sie besteht in den Gegensätzen, und diese Gegensätze begründen ebensowohl den conservativen Charakter Englands, als sie die Reform bedingen und die freie Entwickelung der Institutionen. England ist die conservative Form des liberalen Fortschrittes, es ist in manchem Betracht das China der modernen Freiheit. Kommen Sie, ich will einen angenehmen Spaziergang mit Ihnen machen, und Sie auf einen Punkt von Lon-

don versetzen, wo Sie mit einem Blicke den ganzen Typus der Geschichte Englands, das Panorama seiner historischen und politischen Entwickelung, überschauen werden. Es ist schönes Wetter, die trauliche Nebelsonne beleuchtet das Gedränge der Wagen und Spaziergänger auf Whitehall, und wir wandern geradaus über diese breite, heiterbelebte und glanzvolle Straße, schlagen dann die Parliament-Street ein, und stehen vor den wundersamen Thürmen der Westminster-Abtei still, welcher auf der andern Seite die Häuser des Parliaments, das Unterhaus und das Oberhaus, in naher Nachbarschaft gegenüberliegen. Hier lassen Sie uns verweilen mit unsern Blicken und Betrachtungen! Das Parliament und die Westminster-Abtei sind die beiden Hauptsymbole der englischen Größe, die eigentlichen Wappenbilder über dem Triumphportale Großbritanniens, die Sterne seiner Vergangenheit und Zukunft zu gleicher Zeit, einer zu dem andern hinüberleuchtend.

Die Westminster-Abtei ist England selbst, seine Geschichte, seine Vergangenheit; hier liegt England begraben und in Stein ausgehauen, seine Könige und Dichter, seine Feldherren und Gelehrten, seine Admiräle und Ingenieure, seine

Redner und Staatsmänner, seine Aristokratie und Demokratie sind hier in Bildern, Monumenten und Grabstätten versammelt, und wenn Sie diese wunderbaren Capellen, in welche die ganze Abtei labyrinthisch sich verläuft, durchschreiten, werden Sie in dem Athem dieser Vergangenheit noch die Kraft der Gegenwart empfinden. Denn Alles, was Sie hier umgibt, und von den hohen Bogenwänden auf Sie herabschaut, hat noch sein volles Leben in den Herzen und in der Sympathie der Nation. England hat nicht mit seiner Vergangenheit gebrochen, England ist fast das einzige Land in ganz Europa, in dem die Vergangenheit so dicht und nahe an der Gegenwart steht, ohne Haß, sondern durch Liebe und Stolz verbunden. Für den Engländer gibt es kein ancien regime, keine alte und moderne Zeit, seine Annalen haben keine feindlichen Abschnitte und Spaltungen, die bis in die Gesinnung hinein nachwirken könnten. In der englischen Geschichte ist eine ununterbrochene Geradlinigkeit der Entwickelung, die zwar ihre Nüancen hat, wie in neuerer Zeit die Reformbill, aber im Ganzen wie ein fortlaufender Strom sich weiter bewegt, nur nach Maßgabe von Ebbe und Fluth bald anschwellend, bald nachlassend in seinen Wellen. Die unselige Entzwei-

ung, welche andere moderne Völker mit ihrer eigenen Vergangenheit überwerfen muß, kennt man nicht auf dieser glücklichen Insel der neueren Geschichte, und man kann daher in gewissem Sinne sagen, daß der Engländer nicht modern sei. Aber er wird wenig danach fragen, er versteht diese Bezeichnung nicht, sondern die allgemeinen nationellen Traditionen leben in ihm selbst so individuell fort, daß er sich überall mit ihnen verbunden, nirgends von ihnen abgewandt fühlt. Woran wir Alle heut zu Tage unsere unheilbaren Schmerzen haben, der Kampf gegen uns selbst und unsere Ueberlieferungen, der Widerspruch der Blüthe gegen ihre Blume, der Frucht gegen ihren Baum, das kennt der Engländer, diese seltsame Amphibie der Vergangenheit und Gegenwart, in seinem historischen Gleichmuth nicht. Es gibt keine Gestalt seiner Geschichte, die für ihn abgelebt wäre, bei der ihn nicht patriotische Empfindungen befielen, und bei dem Namen seiner großen Könige und Königinnen, wenn sie auch schon durch lange Jahrhunderte von ihm getrennt sind, hebt sich ihm noch heut das Herz mit einer Begeisterung, als hätte er zu ihren Zeiten gelebt und den Glanz derselben genossen. Elektrisirt von seinem Nationalstolz, ist er im Stande, zu

vergessen, in welchem Jahrhundert seine Elisabeth auf dem Throne saß, und wenn er von ihr hört, macht es ihm die Illusion, als hätte sie ihm noch zu befehlen. Es kann ihn heut noch persönlich ärgern, daß Jakob II., als er aus London floh, in seiner Angst das große Reichssiegel in die Themse geworfen. Der Engländer ist seiner Geschichte nahe bis auf Schlafrock- und Pantoffel-Weite, sie steht in Freskobildern über seinem Familienheerde und wohnt mit ihm an der traulichen Flamme seines Kamins.

In die schwarzen Schatten der Westminster-Abtei hat sich die Geschichte Englands gedankenvoll eingesponnen, in dieser Dämmerung hat sie ihr Nest gebaut wie eine tiefsinnende Eule, und zählt in ihrer Einsamkeit die grauen Jahrhunderte nach, die hier ihre schönsten Gestalten abgegeben, ihren Geist zur Ruhe gebracht haben. Man bekommt seltsame Gedanken, wenn man vor diesem Gebäude steht, von seinem geheimnißreichen Ansehen sich unwiderstehlich gefesselt fühlt, und doch vergebens danach trachtet, ihm eine bestimmte Anschauung abzugewinnen, den ungeheuern Anblick unter die Einheit eines Gesichtspunktes zu bringen. Sobald man die Westminster-Abtei ansieht, hört man auf, sie zu sehen, man beginnt

zu träumen, und verliert sich an allen diesen einzelnen Thürmen und Abtheilungen, die ein räthselhafter Sinn combinirt hat, in ein langes Grübeln. Im Innern begreift man, daß diesem mysteriösen Bau die Einheit fehlen muß, weil er die Mannichfaltigkeit der Zeiten auszudrücken und aufzunehmen bestimmt ist, und weil in seinen vielfachen Capellen von uralten Anfängen bis auf den heutigen Tag das Geschehene sich gliedert, und jedes nach seinem Sinn und Recht sich hier Denkmäler gesetzt hat. Diese dunkeln und feierlichen Hallen, die so viel zwieträchtigen Stoff der Geschichte in ihren Schooß zusammengetragen, hauchen den großen Geist der Versöhnung von sich, der endlich als Gottesfrieden alle historischen Gestaltungen umfängt, welcher kühle Marmorgräber für heißen Streit und Kampf, und balsamduftende Ruhe für alles Blut und Feuer der Weltgeschichte hat. Maria Stuart und Elisabeth haben hier unter einer und derselben Wölbung, in der Capelle Heinrich's VII., ihre Monumente erhalten, und man wundert sich nicht über diese Einigung, welche jetzt ihre Gestalten zu einander gesellt. Der schöne Leib der Maria Stuart liegt als friedliches Marmorgebilde ausgestreckt da, ihr heißes Blut, ihr liebebedürftiges

Herz, ihr stolzer poetischer Sinn und Alles, was ihr Unglück ausmachte, ist ihr hier in diesem kalten Stein gestillt, und wenn man, die herrlichen Formen bewundernd, gedenkt, wie diesen weißen Hals einst das Henkerbeil durchschnitten, kommt ihr Tod nur als eine wundersame Mähr uns in die Erinnerung, und ohne Groll schreitet man hinüber zu dem prachtvollen Denkmal ihrer Feindin Elisabeth, man liest mit Ehrfurcht die triumphirende Inschrift ihres Sarkophags, die so Großes aussagt von der königlichen Amazone, und denkt dieser Gestalt nach mit Bewunderung. Das Paradies der Geschichte liegt weder am Anfange noch am Ende, es liegt im Ganzen, in der großen Ausgleichung, die endlich alle Einzelnheiten durchdringt und überwältigt, in dem Frieden, der in der Westminster-Abtei Maria Stuart und Elisabeth mit derselben Feier umschließt. Das Paradies der Geschichte ist der Geist Gottes, und man hat jenes gefunden, sobald man diesen in ihr herauserkannt hat. Alle diese Gräuel der verschiedenen Epochen, welche die schwarze Abtei von Westminster in Marmor gegraben, und Shakspeare in seinen Nationaltragödieen in warmer Lebensgestalt verewigt, alle sind sie versöhnt, sie sind in das Paradies der Geschichte eingegangen, und ein Glo-

rienschein verklärt die blutigen Häupter. Sie sind unsterblich geworden, die Thaten und die Personen, und das ist die Seligkeit der Geschichte, zu der sie versammelt sind. Sie wissen, Shakspeare steht auch hier in der Abtei, Sie müssen ihn gleich beim Eintritte in dem Poetenwinkel suchen, wo England den Bildnissen seiner Dichter, Gelehrten und Weisen einen schönen Andachtsort gefunden. Shakspeare ist das poetische Westminster seiner Nation, er hat ihre Größe und ihre Thaten gedichtet, und ist selbst eine ihrer unsterblichen Thaten. Seine von Sheemakers gefertigte Statue, die sich hier befindet, ist bekannt. Die Ausführung, was die Arbeit anbetrifft, ist genial und sehr zierlich gemeißelt, man sieht den großen Dichter in einer lehnenden Stellung, die Hand des rechten Armes sinnend unter dem Kinn, den Ellenbogen aber auf — drei Quartanten gestützt. Wie der Künstler zu dieser Idee gekommen, bei Shakspeare, der in seinem Leben so wenig mit Büchern zu schaffen gehabt, und welcher gerade der Poet ohne Bücher ist, ob es eine beißende Replik auf diejenigen Kritiker sein soll, welche den Dichter für einen unlearned man gehalten: läßt sich schwer ausmachen. Weit sinnvoller dagegen ist das schöne Piedestal, das mit drei gekrönten Häuptern

aus Shakspeare's Tragödieen besetzt ist, mit den Köpfen Heinrich's V., Richard's III., und der Königin Elisabeth, die drei Hauptcharaktere seiner historischen Stücke. Diese Insignien des Royalismus an der Bildsäule des englischen Nationaldichters sind bedeutsam genug, Shakspeare liebte die Freiheit und ehrte die Könige, aus seiner Poesie lassen sich Revolutionen entwickeln und Throne sichern, seine Dichtungen schützen das Volk und verherrlichen den Fürsten, und hier haben Sie wieder auch in dem größten Dichter dieses Landes jene eigenthümliche Verbindung des conservativen und liberalen Wesens, die nicht etwa ein künstliches Justemilieu ist, sondern den englischen Charakter ausmacht, und aus der nationellen Natur wie unbewußt hier entspringt. Hier haben Sie an Shakspeare in einem poetischen Typus die gewaltige Solidität der englischen Verfassung, die durch keine Stürme und Schandthaten zu erschüttern sein wird, und deren Geheimniß in der Zusammensetzung des menschlichen Temperaments beruht, das auf diesem Eiland waltet. —

Während Sie in der Westminster-Abtei die Geschichte Englands in ein nachdenkliches Schweigen versunken finden, können Sie geradüber, wenige Schritte weiter, in den Häusern des Par-

liaments, ihr lautes und heftiges Reden verneh-men. Treten wir einen Augenblick ein in den Sitzungssaal des **House of Commons**, um die Gardinengespräche der Geschichte Englands zu belauschen. Gegen die theatralische Schönheit der pariser Kammern bietet sich Ihnen hier ein ganz verschiedener Anblick dar. Es ist die sogenannte Capelle von Saint-Etienne, worin sich die Gemeinen Großbritanniens versammeln, aber der fast gänzlich mit Holz ausgelegte Saal gleicht ziemlich einer Scheune, auch in der Form des Daches, das drückend und beengend über ihm ruht. Die Einfachheit der Parteinüancen in der englischen Kammer verräth sich schon durch die Bauart des Saales, und es ist keine künstliche und pittoreske Gliederung vorhanden und nöthig, wie in Paris, wo die vielfach zertheilte und verschlungene Dialektik der Tagesmeinungen auch die Sitze der Deputirten so bedeutsam gruppirt. Der Saal der englischen Kammer bildet ein Parallelogramm, durch dessen Länge zu beiden Seiten, auf den sich gegenüberliegenden Bänkereihen, die beiden Grundrichtungen des englischen Lebens, Torysmus und Whigismus, in einem einfachen Links und Rechts sich vertheilen. Am westlichen Ende des Saales, unter einem vergoldeten und

mit den königlichen Waffen überdeckten Baldachin, sitzt der lautlose Sprecher da, in seiner ungeheuren Alongenperücke unter den modern angezogenen Deputirten wie eine Erscheinung einer fremden Welt sich ausnehmend. Die Klingel des Präsidenten spielt hier keine Rolle, wie in den pariser Kammern, wo sie als Sturmglocke die Feuersbrunst der Debatte bezeichnet, der Sprecher überwacht die Versammlung wie ein höherer Geist durch Stille und Schweigen, und nur zuweilen erhebt er sich wie mechanisch, um einige Worte zu sprechen oder um die öffentliche Tribune räumen zu lassen, was hier öfters als anderswo geschieht. Die englische Kammer hat durchaus den Charakter einer Geschäftsversammlung, sie ist ein Volkscomptoir, eine politische Börse, der die Fortbeobachtung des alterthümlichen Ceremoniels zwar eine Form verleiht, aber keinen großartigen oder ästhetischen Anstrich. —

Die Tories saßen in dem Parliament, das die junge Königin Victoria prorogirt hat, auf der linken Seite und werden auch in der neuen Kammer wieder auf derselben sitzen müssen, sie mögen sich anstellen, wie sie wollen. Noch kurz vor dem Tode des verstorbenen Königs glaubten sie entschieden, daß sie sich bald auf die an=

dere Seite des Hauses hinübermanoeuvriren würden, denn, wie Sie wissen werden, die Ministerbank ist zur Rechten des Sprechers, und so lange das whigistische Element auf dieser treasury-bench vorwaltet, hält sich ein guter Tory links, und muß, seinem Principe der Erhaltung zum Trotz, eine Nüance besetzen, die sonst einen übeln Klang in den Ohren des Conservatismus hat. Was ist aber Links, was ist Rechts? Ein geometrischer Spaß, den sich der Zeitgeist macht, um die Weisheit der Menschen zu foppen! Was ist Tory, was ist Whig? Eine geistreiche Spiegelfechterei der Geschichte, ein chemischer Proceß, der in das Entgegengesetzte seiner Bestandtheile umschlägt! Mancher englische Hochtory würde in Deutschland für einen Radicalen gehalten werden, und kann in England selbst unter dem niedrigsten Mob eine hohe Verehrung genießen. Man kann ein englischer Whig sein und doch glauben, daß die Tories ein wesentliches Element für die Verfassung bilden, daß sie nur nicht für das Regiment taugen und deshalb vom Ruder fern gehalten werden müssen. Der englische Pöbel wirft einem antiwhigistischen Lord die Fenster ein und kann doch seine ehrfürchtige Bewunderung nicht unterdrücken, wenn er die prachtvollen und reichgepu-

derten Livréebedienten desselben sieht, und dabei berechnet, wie viel Pudersteuer der Lord wohl jährlich bezahlen muß. Denn die Pudertaxe ist hoch, und es ist nichts Kleines, ein Tory zu sein, der gepuderte Bediente hat. Und sehen Sie, wie die Sophistik der Weltgeschichte an jenem Omnibus-Kutscher ihren ganzen Scherz offenbart! Er hat einen langen, gelben, ehemals sehr stattlich gewesenen Rock an, der ihm zu weit um die Glieder schlottert, es ist offenbar der abgelegte Rock eines reichen Lords, der diesem Radicalen durch irgend eine Wendung des Schicksals zugefallen. Solche Beispiele vom Radicalwerden eines Lordrocks, der vielleicht früher torystisches Gebein umspannte, können Sie hier auf den Straßen Londons alle Augenblicke beobachten und sich an diesem dialektischen Umschlagen historischer Begriffe erlustigen.

Trotz aller lebensgefährlichen Stöße, welche das Torythum in der letzten Zeit erhielt und noch erhalten wird, ist doch nicht daran zu denken, daß es hier sobald eine ähnliche Niederlage erleiden könne, wie die Aristokratie in Frankreich. Das einzige Mittel, dem englischen Torythum den Todesstoß zu versetzen, wäre die Abschaffung der Majorate, und es ist gewiß, daß diese das

erste Feldgeschrei der Armen sein wird, wenn einmal der Krieg mit den Reichen hier zum Ausbruche geräth. Bis jetzt sind aber die Majorate, dieser imposante Grundpfeiler der englischen Aristokratie, selbst in der Volksmeinung noch nicht angetastet, und man scheint keinen Begriff davon zu haben, daß die Aufhebung derselben nur ein ganz natürliches, staatsökonomisches Mittel ist, um der gleichmäßigen Vertheilung des Geldes und Eigenthums sich anzunähern oder doch wenigstens die künstlichen Schranken, die von diesem Ziele uns trennen, zu beseitigen. Ich lernte hier einen younger son kennen, der ein so geringes Jahrgeld hat, daß er kaum wie ein Student davon leben kann, während sein älterer Bruder 10,000 Pf. Sterl. jährlicher Einkünfte bezieht. Dennoch ist dieser younger son nicht im Geringsten darüber empfindlich, liebt seinen reichen Bruder zärtlich, und möchte durchaus nicht, daß es anders wäre, denn er behauptet mit Heftigkeit, das Wohl von ganz England, ja die Sicherheit des Staats, der Ruhm der Nation und Alles hänge an diesem Mißverhältniß, daß er so arm und sein Bruder so reich sei! Man erhält oft ganz andere Resultate, wenn man bei der politischen Beurtheilung eines Volkszustandes das persönliche Tempera-

ment, den Privatcharakter, kennt und veranschlagt. Das Schicksal der Aristokratie, theuerster Freund, hängt überall davon ab, ob es in einem Lande gute Dienstboten gibt! In Frankreich taugen die Dienstboten nichts, und es kann deshalb kaum noch von einer französischen Aristokratie die Rede sein. In England ist die Bedienung noch idealisch gut, in keinem Lande der Welt wird Ihnen so trefflich aufgewartet, mit so treuer Hand, mit so freundlichem Auge, mit so redlichem Sinn. Ein englischer Bedienter bietet nicht nur alle Kräfte, sondern auch all sein Gemüth auf, um Ihnen genug zu thun und Sie zufrieden zu stellen mit seinen Diensten. Es gibt in England noch einen dynamischen Unterschied zwischen Herrn und Diener, den die dienende Classe in Frankreich längst nicht mehr anerkennt. Das Livréethum, nicht blos des Rockes, sondern auch der Gesinnung, kann das englische Torythum noch Jahrhunderte lang aufrecht erhalten, und wenn die Aristokratie politisch unter dem Volke zerfallen ist, wird sie noch im Leben fortdauern, wo selbst mancher Whig sich eine Ehre daraus macht, ihr den Steigbügel zu halten. Aber der eigene Vortheil der Tories wird es erheischen, immer bedeutendere Zugeständnisse

an das Volk, an die Armen, an die Diener zu machen! Noch trennt sich die englische Aristokratie gar zu sehr von dem Volksleben ab, sie fährt nur flüchtig und stolz in ihren Staatskaleschen durch die Straßen von London. Die Aristokratie geht hier niemals zu Fuße, und wer ein leidenschaftlicher Pflastertreter ist, wie ich, entzieht sich schon dadurch der hiesigen exclusiven Gesellschaft, und wird ein Whig. Die londoner Aristokratie wird sich aber bald von selbst mehr Bewegung auf dem Pflaster machen müssen, um nicht später in unfreiwillige Berührung mit den Pflastersteinen zu gerathen, die in London sehr groß und schwerfällig sind. —

Sie müssen einmal hierher kommen, um Ihre große Geschichtsbetrachtung auch an dem Privatleben Englands, nicht blos an seinen öffentlichen Verhältnissen, auszurunden! Wie viele Räthsel lösen sich, wenn man das Privatleben einer Nation mitangeschaut hat! Wissen Sie, welches in diesem Sinne das merkwürdigste Verhältniß ist, das ich hier beobachtet habe? Das Wechselverhältniß von Sitte und Gesetz in einem so elastischen und mit so großartiger Freiheit sich ausdehnenden Staatsleben. Ich habe gesehen, daß diejenigen Staaten am festesten stehen, wo die

Freiheit und die Ordnung nicht blos durch das Gesetz getragen und sanctionnirt, sondern auch durch die Sitte geboten werden. Die Sitte ist ebenso gewaltig in England, als das Gesetz, und es gibt Beziehungen, in denen sie noch mit stärkerer Kraft bindet und zur Pflichterfüllung ruft. Die Sitte ist hier mächtig in allen Lebensverhältnissen, und hält den Geist des Gesetzes aufrecht, selbst wo man es nach dem Buchstaben übertreten könnte. Wo ist die Preßfreiheit, das Recht der unbeschränkten Association und der öffentlichen Zusammenkünfte weniger gemißbraucht worden, als in England, und wo werden kolossalere Massen dadurch in Bewegung gesetzt, als hier? Wo man das Gesetz nicht gegen sich hat, tritt hier die Sitte auf und zügelt sogleich den ausschweifenden Versuch, der über die Schranken hinaustreiben könnte. Das englische Volk hat liberale Gesetze und legitime Sitten, Freiheit in seinem Staatskörper und Begränzung in seinem Privatcharakter, es hat einen scharfen politischen Verstand und ein mildes Familiengemüth, und das sind die Angeln, in denen seine harmonische Existenz schwebt. Ich will nicht sagen, daß der Wahlpöbel, der Kohlstrünke und faule Eier für die Köpfe seiner Gegencandidaten bereit hat, die

englische Sitte verherrliche, aber bei diesen Parliamentswahlen und ähnlichen Gelegenheiten heißt es einmal: ländlich sittlich, und die Nation scheint dann, nur in etwas gröberer nordischer Art, ihren Carneval zu feiern, auf dem Alles erlaubt sein muß. —

Ich habe Ihnen noch über ein anderes Capitel zu berichten, das uns gemeinschaftlich interessirt, will es aber für meinen nächsten Brief versparen. Denn es ist heut Sonntag, und ich darf durch noch längeres Schreiben bei meiner guten alten Wirthin, die von Zeit zu Zeit in mein Zimmer kommt, keinen Anstoß erregen, ich würde durch diese weltliche Beschäftigung gar zu viel bei ihr verlieren. Ich muß ihr schon den Gefallen thun und in die Kirche gehen. Nur noch verstohlen einige Worte! Sie werden in den Zeitungen gelesen haben, daß man noch zuletzt eine Proposition vor das Unterhaus gebracht hat, um die Strenge der hiesigen Sonntagsfeier gesetzmäßig zu verschärfen. Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie dies noch möglich gemacht werden kann, und mir fiel die Phrase aus Klopstock's Messias ein, an der ich als Schuljunge immer mit Staunen gehangen: „Und die Stille ward stiller!“ Daß etwas noch stiller

sein könne als still, dieser räthselhafte Comparativ erschien mir immer als etwas Außerordentliches, aber er muß doch praktisch möglich und ausführbar sein, da jene Proposition im englischen Unterhause bei so vielen praktischen Leuten Beifall gefunden. Ein englischer Sonntag, der noch sonntäglicher gemacht werden soll, muß in der That noch stiller sein als still und noch viel stummer als stumm. Wenn Sie sich recht hineindenken, wird Ihr Verstand zu schwindeln anfangen. Man sagt, daß künftig keine Eßwaaren mehr des Sonntags verkauft werden sollen und alle Caffeehäuser, der letzte Trost für einen gottverlassenen Fremden, würden gänzlich geschlossen werden. Schon jetzt bin ich hier von Allem abgeschnitten, was mir den Sonntag zum wahren Sonntag machen könnte. Z. B. einen Brief aus der Ferne zu empfangen, vielleicht gar von Ihnen, welch' ein Sonntagsfest könnte das für mich sein, und ich, der ich von jeher meine liebsten Briefe am Sonntage erhalten, muß hier erleben, daß an diesem Tage keine Briefe ausgegeben werden. Auch nicht einmal auf die Kunstausstellung dürfen Sie gehen, denn diese ist Sonntags geschlossen. Sogar gegen das Reisen am Sonntage hat man eine Petition eingereicht, und

die Prediger auf den Kanzeln petitionniren beim lieben Gott alle Sonntage gegen die etwaigen unsonntäglichen Gedanken ihrer Zuhörer. Verhüte nur der Himmel, daß es auch in unserm Deutschland an manchen Orten dahin kommt, Heiterkeit, Kunstgenuß und Beschäftigung für eine den Tag des Herrn schändende Sache anzusehen. Das Fröhlichsein im Herrn war immer ein schöner kräftiger Zug des deutschen Charakters, er machte die wahre Lebenspoesie unserer ehrlichen Vorfahren aus, aber es steht zu fürchten, daß er hier und da eine große Verdunkelung bei uns erlitten. Die Zerstörung des Sonntags durch den Sonntag hat aber für die bürgerliche Betriebsamkeit nur die nachtheilige Folge, daß es dann zwei Sonntage in der Woche gibt, und daß man, wie dies in England allgemein der Fall ist, am Montag sich doppelt entschädigt für das, was man am Sonntage unterlassen. Damit ist nicht gesagt, daß es in der englischen Sabbathaskese irgend eine Heuchelei gebe, dieses Sonntagsgemüth der Nation ist vielmehr echt, es entspringt aus ihrem orthodoxen Charakter, aus ihren klimatischen Verhältnissen, aus dem Nebellicht ihrer Sonne, aus der Schwärze ihrer Häuser und aus der sonderbaren trauernden Physiognomie,

die hier zuweilen die Straßen haben. — Doch ich schreibe immer fort, und versäume durch das Reden über den englischen Sonntag die Hauptsache desselben, die Kirche, in welcher der erste Gottesdienst um 11 Uhr beginnt. Meine Wirthin ist schon fort und hat mich aufgegeben. Künftig erhalte ich mein Stückchen Rostbeef zum zweiten Frühstück verbrannt. Wer hier nicht in die Kirche geht, dem verbrennt man den Braten, denn man hält ihn für einen leibhaften Teufelsbraten. Leben Sie wohl, Verehrter! —

8.

An Denselben.

— Das Institut, auf das wir einmal durch eine besondere Wendung des Gesprächs zu reden kamen, habe ich hier sehr genau kennen gelernt. Es hängt für uns mit den Fragen der modernen Civilisation, der Humanität und der öffentlichen Moral so wichtig zusammen, daß man sich wohl damit beschäftigen kann, obschon die Natur des Gegenstandes etwas genirt. Darüber etwas drucken zu lassen, muß man in unserer Zeit einige Scheu tragen, da bei uns der Spruch, daß dem Reinen Alles rein sei, längst zur Carikatur geworden, und vielmehr Denen, die jetzt vorzugsweise und privilegirt die Reinen sind, Alles unrein zu sein scheint. Sagen Sie es daher keinem Deutschen, daß ich, von einer philanthropischen Neugier getrieben, das Magdalenen-Hospital

in London besucht habe, dieses in der ganzen Welt einzige Institut, zu dem mir die Freundlichkeit, so wie der Stolz, mit dem die Engländer Nationalanstalten dieser Art den Fremden zeigen, den Zutritt verschaffte. Ich könnte eigentlich etwas kecker in der Besprechung dieser Angelegenheit sein, da ich darin an einem würdigen deutschen Geistlichen einen Vorgänger und Hinterhalt habe, denn wie Sie wissen, hat vor ungefähr 15 Jahren Niemeyer in seinen Reisen zuerst einen Bericht über das londoner Magdalenen-Hospital bekannt gemacht. Ich bin jedoch im Stande, vielleicht noch manches Genauere Ihnen darüber mitzutheilen und einige Fortschritte anzugeben, welche diese großsinnige Stiftung bisher machte. Alle weiteren Reflexionen aber muß ich Ihnen selbst überlassen.

Das Magdalenen-Hospital, das schon im Jahre 1758 gegründet wurde, besteht in der erfreulichsten Weise fort, und genießt der mächtigsten Beschützung von vielen Seiten. Die Herzogin von Gloucester ist gegenwärtig die Patronin der Anstalt. Das Hospital liegt in Blackfriars-Road; vor dem einfachen, aus braunen Steinen aufgeführten Hause stehen Bäume, und eine Inschrift über der Thür, an welcher manches hüb-

sche Mädchen ironisch lächelnd vorübergeht, drückt etwas umständlich den Zweck des Instituts aus: den armen Opfern der Prostitution ein Asyl zu gewähren, einen moralischen Reinigungstempel, eine Erneuerung ihres verlorenen Lebens, die sie fähig machen soll, noch einmal auf reinem und weißem Tugendgrunde ihre Existenz aufzubauen in dem Pfuhle der modernen Gesellschaft, die sie verderbt und ausgestoßen hat. Das an der Straße liegende Haus ist das Lodge, in welchem der Capellan und einige andere Beamte der Anstalt wohnen. Es ist von den Gebäuden des Hospitals selbst durch einen ziemlich großen Hof getrennt, in dessen Mitte, von grünem Gebüsch umgeben, sich ein kleines Denkmal erhebt, dem Gründer des Magdalenen-Instituts gewidmet. Auf dem Hofe befindet sich auch die Capelle, die mit den Wohnzimmern, in denen sich die Schutzbefohlenen der Anstalt befinden, in unmittelbarer Verbindung steht. Die Capelle ist an den Sonntagen auch dem Publicum zur Beiwohnung des Gottesdienstes geöffnet, sie ist klein und freundlich, aber man fühlt sich seltsam darin zu Muthe. Die Gemeinde, die sich hier zu versammeln pflegt, ist von höchst fashionabler Art, wie die auf dem Hofe wartenden Equipagen und Livréen beweisen;

sie besteht zum Theil aus den Patronen der Anstalt, den angesehenen Präsidenten und Subscribenten derselben und ihren Familien. Man erblickt auch viele Kinder und junge Mädchen unter der Versammlung, worüber man sich einigermaßen wundert, da die Ideenassociation für dieselben an diesem Orte seltsam sein muß. Die Neugierde kann nicht verlocken, in die Capelle zu treten, denn die Büßenden bleiben dem Auge jedes Beschauers unsichtbar. Sie sitzen hinter einem hohen, mit grünem Segeltuch verschlagenen Gitter auf dem Chor, zu beiden Seiten der Orgel, und nur ein leises Husten verräth zuweilen, daß menschliche Wesen dahinter verborgen sind. Da beginnt die Orgel, die in der Magdalenen-Capelle nur von einer weiblichen Hand gespielt werden darf, und der erste Psalm wird gesungen. Nun erheben sich die rührendsten Stimmen hinter dem geheimnißvoll verhüllten Chor, und selbst musikalisch wohllautende Töne vernimmt man in dem andächtigen Gesang. Dann liest der Priester die Litanei, die Gebete, die Glaubensbekenntnisse, wobei, nach der Weise des englischen Gottesdienstes, die Gemeinde immer die Zwischenverse zu antworten hat, und die Stimmen, die am vernehmlichsten und eifrigsten

erwiederten, wurden hinter dem grünen Schleier laut, der so streng verbirgt, daß sich nicht einmal die Umrisse der Gestalten daran abzeichnen. Wenn die Predigt und der letzte Psalm verstummt ist, entfernen sich die Verhüllten ebenso unhörbar, als sie gekommen, vielleicht noch durch ihr Gitter einen Blick auf die Versammlung zurückwerfend, die ihnen jeden Sonntag einmal die Bilder und Reize der Welt, der Gesellschaft, eines geordneten Lebens, wieder in der Ferne zeigt.

Nach Beendigung des Gottesdienstes traten wir — ich und mein liebenswürdiger Landsmann Kl. — in das Zimmer der würdigen Matrone der Anstalt, der wir bereits durch den Geistlichen zum Besuch des Instituts angemeldet waren. Einige Herren vom Committée gesellten sich auch bald zu uns, denn die Engländer weiden sich daran, wenn man ihre Anstalten bewundert, drücken dies aber auf die edelste und gemüthlichste Weise aus. So traten wir unsere Wanderung durch die Gemächer an, von dem freundlich erklärenden Geistlichen jede Auskunft erhaltend, und hatten, was zuerst bei allen englischen Anstalten in die Augen fällt, die außerordentliche Reinlichkeit, Nettigkeit und Sau=

berkeit, die herrlich durchlüfteten Zimmer, den Geist der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Menschenfreundlichkeit, überall zu bewundern.

Die Zahl der Schutzbefohlenen der Magdalena beträgt gegenwärtig 98, ihre Normalzahl, die nicht überschritten werden kann, ist auf 100 festgestellt. Nur am ersten Donnerstage eines jeden Monats geschieht in einer Sitzung des Committées die Aufnahme neuer Schutzflehenden, die ihr Gesuch zuerst schriftlich einreichen, alsdann von dem Committée über die Lauterkeit ihrer Absichten befragt und geprüft werden und, sobald Platz vorhanden, Zulaß erhalten, ohne irgend einer Empfehlung oder Fürsprache zu bedürfen. Die Beschränkung der Aufnahme auf einen einzigen Tag im Monate könnte als ein Uebelstand erscheinen, aber sie ist sehr zweckmäßig, wenn man bedenkt, daß es nicht der Plan der Anstalt ist, solchen zu helfen, die nur durch äußeres Elend zur Entsagung ihres Gewerbes und in das Asyl der reuigen Magdalena getrieben werden, sondern vielmehr Denen, die einen innern Trieb nach Rettung haben, die moralische Schmach ihres Lebens empfinden, und zwar auf einer Stufe, wo sie noch Kräfte und Anreize zum Laster besitzen. In dieser Hinsicht ist es charakte-

ristisch, daß die Meisten, welche sich in diesem moralischen Hospitale befinden, ihr zwanzigstes Lebensjahr noch nicht überschritten haben, und dieser Umstand beweist sehr viel für den höheren Standpunkt, unter dem die Wirksamkeit der Anstalt auch bei den hülfesuchenden Gegenständen derselben betrachtet wird. Dennoch bemerkt man, daß nach Beendigung der Saison, besonders in den Monaten August und September, der Zudrang zu dem Institute sich außerordentlich vermehrt und stärker wird, als in den übrigen Monaten. Alsdann nämlich ist London leer und vereinsamt, das Gewerbe der Spaziergängerinnen in den Colonnaden von Regentstreet stockt, und häufiger als jemals sieht man dann hier diese bleichen Hungergestalten umherschleichen, die sich am Schatten der Mitternacht gespenstisch abdrücken, und sich den Vorübergehenden anhängen, um, wenn man sie selbst verschmäht, wenigstens einen Schilling zu erhalten, weil sie seit zwei Tagen nichts gegessen. Das numerische Verhältniß der Prostitution in London wird gewöhnlich auf 80,000 solcher unglücklichen Wesen angegeben, doch ist diese Zahl eher zu gering als zu hoch, und sie läßt sich überhaupt schwierig festsetzen bei dem gesetzlosen und ungebundenen Um-

herschweifen dieser Geschöpfe, die aller Aufsicht entzogen sind. Sie leben hier weniger in öffentlichen Häusern, weil Unabhängigkeit und Freiheitsliebe hier mehr als anderswo den Grundzug ihres Charakters ausmachen, sondern sie bleiben am liebsten sich selbst überlassen, überschwemmen, meist in sehr fashionabler und decenter Kleidung, die Hauptstraßen, besonders Regentstreet, Piccadilly, Oxfordstreet, den Strand, Fleetstreet und fast alle Theile der City, und halten ihre Assembléen in dem berüchtigten Piccadilly-Saloon, der etwas Aehnliches ist, wie der hamburger Peter Ahrens, und nur die große Gemeinheit dieser Classe in Hamburg ausschließt. Man sieht vielmehr in London neben den verfallensten Gestalten auch sehr häufig die schönsten und edelsten Gesichter, die zwar schon der lasterhafte Leichtsinn markirt hat, die aber noch ihre ursprünglich bessere Bestimmung verrathen. Man trifft unter ihnen Wesen von der ausgezeichnetsten Bildung, die sich mit Literatur, Musik, Malerei beschäftigen, die mit Geist und Witz über viele Dinge zu reden verstehen, und in deren unglücklichem Lebenswandel sich blos die Bizarrerie des englischen Nationalcharakters geltend gemacht hat. Diese Bizarrerie verbindet sich aber namentlich

bei den englischen Weibern mit ihrer außerordentlichen Liebe zur Unabhängigkeit, und wird die häufige Ursache, sie auf die Bahn des Verderbens hinauszutreiben. Es geschieht hier oft in den achtbarsten Familien, daß junge Mädchen aus Depit gegen ihre Verwandte, um eine herrschsüchtige Mutter zu ärgern, von einem langweilig werdenden Bräutigam sich zu befreien, in ein öffentliches Haus laufen, und nur mit Mühe, häufig gar nicht, wieder herausgeholt werden können. Von den Contrasten im Gemüth eines solchen Geschöpfes, von der Selbstständigkeit und Haltung ihres Charakters, die sich oft noch mit der größten Verlorenheit verbindet, von der Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit, die bei ihnen neben dem frevelhaftesten Trotz gegen die sittliche Ordnung besteht, haben Sie gar keine Vorstellung. Manche sind in ihrer eigenen Wohnung glänzend eingerichtet, und verbringen den Tag am Clavier, mit der Nadel, mit Lectüre, sich etwas ganz Besonderes in ihrer unbegränzten Freiheit dünkend, bis die Stunde schlägt, wo sie ihrem schändlichen Gewerbe nachgehen. Dann wird mit trällerndem Leichtsinne der Shawl umgehangen, und es geht auf die Straße hinaus, in die Theater, wo sie sich schaa=

renweise in die zweiten Ranglogen und das Parterre vertheilen, in die Theegärten und an andere ihnen günstige Orte. Selbst bei ihrem schmählichen Handwerke bleiben ihnen oft noch ihre gemüthlichen Eigenschaften treu, nur in seltenen Fällen zeigen sie sich besonders geldgierig und unverschämt, und ihre gewaltsamen Angriffe auf die Fremden, von denen man erzählen hört, werden meistentheils nur durch diese selbst herausgefordert. Das einfachste Mittel für den Fremden, eine solche auf nächtlicher Straße ihn umstürmende Gruppe loszuwerden, ist die kühl hingeworfene Bemerkung: I have no Zink, denn dies Wort bedeutet das Geld in der Kunstsprache dieser Elenden, und bald sprengt der ganze Kreis lachend auseinander, um keine Zeit zu verlieren. Von den Besseren aber wird man nie auf der Straße belästigt werden.

Es war nöthig, auf den Charakter dieser Geschöpfe in London zurückzugehen, denn zwei Gründe gibt es, weshalb ein solches Institut, wie das Magdalenen-Hospital, vorzugsweise für englische Verhältnisse paßt, und nur unter diesen seine heilsamen Zwecke wirklich zu erreichen vermag. Dies ist erstens der angedeutete Umstand, daß diese Unglücklichen hier keineswegs aus dem Auswurf der Bevölkerung hauptsächlich hervorge-

hen, wie dies in Frankreich und Deutschland fast durchgängig der Fall ist, sondern daß es unter ihnen eine große Anzahl mit Eigenschaften und Fähigkeiten gibt, durch welche sie, trotz ihrer selbstverschuldeten Aussonderung, noch mit allem Wesenhaften der übrigen Menschheit in Zusammenhang bleiben. Daher sind sie geeignet, den Ekel an ihrer preisgegebenen Existenz, den wohl jede Verlorene dieser Art überall empfindet, leicht wieder bis zu einer moralischen Kraft in sich zu steigern, aber dann haben die armen Creaturen erst ihre Absperrung gegen den gesetzmäßigen Lebenskreis bitter zu empfinden. Da zeigt sich ihnen das Magdalenen-Hospital als die einzig mögliche Brücke ihrer Rückkehr, denn die bürgerliche Gesellschaft, bettelstolz auf ihre Tugend und Ordnung, kann an der innern Reue sich nicht genug sein lassen, sondern sie verlangt eine Garantie, um sich wieder den von ihr Ausgestoßenen zu öffnen. Das Magdalenen-Institut ist daher gerade für die Besseren und einer Regeneration Fähigen eine gesuchte Zufluchtsstätte, nicht weil sie dort, vor Mangel geschützt, ihr inneres Erlösungswerk ungestört betreiben können, nicht weil sie, in Ermangelung der eigenen Besserungskraft, dort von der religiösen Strenge und Zucht Alles

für ihr Heil erwarteten, sondern weil es ihnen eine bürgerliche Garantie, eine sittliche Basis für ihre Zukunft verleiht, in diesem Institute gewesen zu sein, und aus ihm, mit seinem glaubhaften Stempel versehen, wieder in erneute Lebensverhältnisse einzukehren. Der zweite Grund, der die Wirksamkeit des Magdalenen-Instituts verbürgt, ist aber auch nicht außer Betracht zu lassen. Er beruht in der religiösen Orthodoxie des englischen Volkes, unter dem die christlichen Formen noch so stark und lebendig sind, daß sie eine Stütze des Daseins ausmachen und für einen Talisman gehalten werden, durch den in der Kraft des Glaubens jedes Kranke und Schadhafte am Leben wieder ausgebessert werden kann. Der christlichen Gewohnheit sind hier selbst jene armen Auswürflinge der Menschheit vielleicht niemals ganz entfremdet gewesen, und man wird nicht irren, wenn man sie hier und dort unter den fleißigen Kirchengängerinnen mit dem Gesangbuche in der Hand zu gewahren glaubt. Um so mehr aber fängt diese nie gänzlich verstopfte Quelle des Heils wieder an zu strömen, sobald die Reue an ihrem Herzen frißt und der Gedanke der Buße ihnen süß wird, mitten in ihrem Schmutze reine, weiße Hoffnungsbilder ihnen vorspiegelnd. Die-

jenigen, die bei uns die Tugend und Moral gepachtet haben und auf dieser ihrer Domaine im beständigen Trabe herumreiten, werden sich, ich weiß es, zu vornehm dünken, um in eine solche arme und verlorene Seele sich zu versetzen, die, in der socialen Kloake beschmutzt, ihres ursprünglichen Menschenkerns wieder habhaft zu werden ringt. Aber das verzagte und verzweifelte Herz einer armen Bajadere ist auch ein Schauspiel für Götter, und Goethe, der Dichter, den man nicht für christlich gelten lassen will, hat die Verklärung der Sünderin in der läuternden Gottesflamme gefeiert, während es reinliche Christen unter uns gibt, die sie nicht mit Handschuhen angefaßt haben würden, um ihr aus ihrem Sumpfe emporzuhelfen. Den englischen Sünderinnen hilft schon ihr eigener Glaube bedeutend, und das ganz auf der christlichen Orthodoxie begründete Institut in Blackfriars-Road findet an diesen Magdalenen einen fruchtbaren Boden für sein Werk vor. In Frankreich dagegen ist der Verfall der christlichen Rechtgläubigkeit unter dem Volke als der Grund anzusehen, weshalb solche Institute, wie das Magdalenen-Hospital in London, dort nicht gedeihen und keine der Rede werthe Resultate hervorrufen. —

Vor dem Magdalenen-Committée auf Black-friars-Road erscheinen an den Aufnahme-Tagen zuweilen zwanzig bis dreißig Bittstellerinnen, welche die Zulassung begehren. Das Committée wählt dann Diejenigen aus, die am meisten eine Berücksichtigung verdienen, Andere, für die kein Platz vorhanden, werden so lange auf anderm Wege unterstützt, bis sie eintreten können, und bei Manchen, den Besten, die oft noch gar nicht der öffentlichen Prostitution verfallen sind, aber in der Lage sich befinden, wo sie ihr nicht mehr entgehen könnten, feiert die Anstalt, die sie als Rettungsweg betreten, ihren humansten Triumph, indem sie entweder die Versöhnung dieser Unglücklichen mit ihren Verwandten zu Stande bringt, oder ihnen durch ihren Einfluß irgend eine sichernde Lebensstellung besorgt. Die krank sind oder sich im Zustande der Schwangerschaft befinden, werden niemals in dem Magdalenenstift aufgenommen. Das Institut zerfällt in vier Abtheilungen (Wards), in welchen die Schutzbefohlenen der Anstalt gesondert von einander leben, und unter welchen es einen gewissen innern Unterschied gibt, der sich als zweckmäßig von selbst darbietet. Sie werden nämlich nach dem Grade ihrer guten und schlimmen Eigenschaften, ihrer Erziehung und Fä-

higkeiten, ihres Standes und Betragens in die verschiedenen Classen zu einander vertheilt, und erhalten dadurch, was sehr wichtig ist, einen ihnen angemessenen täglichen Umgang. Jede einzelne Abtheilung hat für sich ihren eigenen Eßsaal, ihr Waschzimmer, ihren Schlafraum, ihr Wohnzimmer, wo sie sich den Tag über gemeinsam beschäftigen, und ein durch Mauern eingezäuntes Stück Garten, in dem sie spazieren gehen. In den Schlafsälen stehen reihenweise die weißen reinlichen Betten an den Wänden, jedes Bett von beiden Seiten mit einem Verschlage umgeben und vorn eine Gardine, so daß jede für sich ungestört allein sein kann. Die zu jeder Abtheilung gehörige Aufseherin schläft in einem daran gränzenden Cabinet, von dem aus sie den ganzen Saal überschauen kann. Beim Gottesdienste in der Capelle treffen jedoch alle Abtheilungen zusammen, auch gibt es einen gemeinsamen Theil des Parks, in dem sie sich in den Erholungsstunden begegnen. Während wir die Wards durchwanderten, wurden die Bewohnerinnen theils im Park, theils in den Galerien versteckt gehalten, theils flüchteten sie aus einer Abtheilung in die andere vor uns her, und wir hörten jedesmal die leise fliehenden Fußtritte in der Ferne. Denn

es wäre natürlich ganz gegen den Zweck und Sinn einer solchen Anstalt, die Büßerinnen sichtbar zu machen, und selbst die Mitglieder des Committées und Directoriums sind in dem Betreten der Abtheilungen beschränkt, und können nur in Gemeinschaft von Dreien und in Begleitung der Matrone der Anstalt und der Aufseherinnen die Bewohnerinnen sehen. Der Capellan ist die einzige Person, die allein und ohne irgend eine andere Begleitung die Abtheilungen besuchen darf.

Eine fünfte Abtheilung ist die Prüfungsabtheilung (probationary ward), in welche die Neuaufgenommenen zuerst gebracht werden und wo sie in der Regel zwei Monate verweilen müssen, bis sich zeigt, daß sie, ohne nachtheilige Wirkung für die Andern, zu einer der übrigen Abtheilungen gesellt werden können. Manche werden, ihrem Betragen gemäß, auch wieder entlassen, ohne in die eigentlichen Wards Aufnahme zu erhalten; Andern, besonders solchen, die noch nicht der Prostitution in der Stadt anheimgerathen, wird die Prüfungszeit gänzlich erspart und sie finden gleich ihren Platz in der ihnen angemessenen Abtheilung. Die Neuangekommenen empfangen zuerst ein warmes Bad, dann werden ihnen die Kleider, die sie bisher getragen, genommen und

bei Seite gelegt, und sie müssen das eigenthümliche Costüm der Magdalenen-Anstalt anlegen, was für die Meisten der erste schreckliche Moment sein muß, durch den sie sich in strenger Buße von der übrigen Welt abgeschieden fühlen. Dies Costüm besteht in einer braunen wollenen Robe, weißer Schürze und weißem Halskragentuch, der Rock hat Halbärmel und die Arme sind mit langen schwarzen Handschuhen umhüllt, die weiße Haube ist mit einem schwarzen Bande umfaßt. Zum Spazierengehen im Garten haben sie gelbe runde Strohhüte mit breiten Rändern, und den Hut schmückt ebenfalls ein schwarzes Trauerband. Das Institut geht in seiner menschenfreundlichen Zartheit so weit, nicht einmal den Namen der Büßerinnen nachzufragen, wenn sie dieselben verschweigen wollen, man bekümmert sich nicht um ihre früheren Familienverhältnisse, sobald sie einen Grund haben, sie zu verdecken, und es ist ihnen vollkommen freigelassen, sich eines falschen Namens in der Anstalt zu bedienen. Die meisten beschäftigen sich den Tag über mit der Nadel, sie arbeiten alles Linnenzeug, das zum Haushalt der Anstalt gebraucht wird, auch wird ein Theil von ihnen zu den übrigen häuslichen Besorgungen verwandt. In ihren Freistunden ist es ihnen

vergönnt, eigene Arbeiten zu machen, und es ist üblich in der Anstalt, daß Jede ein Kissen anfertigt, auf dem mit der Nadel ein geistlicher Vers, der auf das innere Heil des Mädchens Bezug hat, eingenäht ist, in welcher Art einige sehr zierliche und geschmackvolle Arbeiten auf den Tischen umherlagen. Sonst verstreicht ihnen der Tag unter religiösen Uebungen, mit Unterweisung in der christlichen Religion, für einen Theil mit Unterricht im Lesen, Schreiben und solchen häuslichen Verrichtungen, die ihnen zu ihrem künftigen Fortkommen dienen können. Diejenigen, welche sich in der Anstalt befinden, dürfen das Haus nicht mehr verlassen, mit Ausnahme ganz besonderer Fälle, wo sie einer Erlaubniß des Committées dazu bedürfen. Schon der Aufenthalt in den klösterlichen Mauern dieses Instituts muß ihnen als ihre Buße gelten, und abgeschnitten von der ganzen Welt, hören sie nur zuweilen den Lärm des Surrey-Theaters, dessen Gebäude an ihren Park gränzen, herüberschallen. Diese Einöde, verbunden mit der Einförmigkeit des täglichen Lebens, erscheint im Anfange den Meisten fürchterlich, Manche halten es nicht aus und entlaufen der Anstalt wieder. Diese Geschöpfe haben sich freilich Alles abzugewöhnen, was früher ihre

Existenz ausmachte, darunter gehört auch das Trinken, dem in England selbst die Fashionablesten dieser Classe leidenschaftlich ergeben sind.

Die Zeit des Aufenthalts in dem Institute ist sehr verschieden und richtet sich nach den persönlichen Umständen. In der Regel wird sie auf ein Jahr angenommen, doch ist es einer der Hauptgrundsätze des Magdalenen-Hospitals, keine Inwohnerin aus demselben auszuweisen, so lange sich nicht eine sichere Aussicht zu einer ehrenhaften Unterbringung für sie dargeboten hat. Ihnen durch eine solche den neuen Eintritt in das bürgerliche Leben zu bahnen, ist die Vollendung des humanen Werkes, dem die Anstalt obliegt, und die Gesellschaft geht darin so weit, eine Prämie auszusetzen für jede aus dem Magdalenen-Hospital Entlassene, die in dem Dienst, in den sie getreten, ein Jahr lang zur Zufriedenheit sich bewährt. Das Institut verfolgt überhaupt das Schicksal Derer, die ihm einmal angehört haben, mit nachblickendem Auge, und in manchen achtbaren, hin und wieder auch sehr angesehenen Familien ist die Frau vom Hause der Magdalena zu einer verschwiegenen Dankbarkeit verpflichtet.

Ueber die Resultate, welche die Anstalt verwirklicht, kann ich Ihnen folgende Angaben, die

von der Eröffnung des Magdalenen-Instituts bis zu Anfang des Jahres 1835 reichen, mittheilen:

Aufgenommen wurden in die Anstalt vom 10. August 1758 bis 2. Januar 1835:	6085
Entlassen während derselben Zeit:	
Versöhnt mit ihren Angehörigen, in Dienst getreten oder in eine ehrenhafte Stellung übergehend:	4142
Wegen Wahnsinns, epileptischer Zufälle oder unheilbarer Krankheiten.	104
Gestorben	105
Auf ihr eigenes Verlangen wieder ausgeschieden	1032
Wegen schlechten Betragens entfernt	616
Heimlich entlaufen im Jahre 1826	2

Das Institut glaubt im Durchschnitte annehmen zu können, daß jedesmal zwei Drittel von der Anzahl, die sich ihm anvertraut, gerettet wird, ein Erfolg, der schon ausreicht, um diese menschenfreundlichen Bemühungen, denen es auf der andern Seite auch nicht an ihren Tadlern und Verläumdern fehlt, fortdauern zu machen. In andern Ländern hat man Aehnliches, zum Theil nach dem Vorbilde dieser großartigen englischen Anstalt, versucht, aber nicht mit demselben Erfolge. In Deutschland ist mir nur das Magdalenenstift in Hamburg bekannt, das daselbst vor ungefähr 12 Jahren in der Vorstadt

St. Georg gegründet wurde. Es ist eine Stiftung des Topographen von Heß und wurde besonders durch die thätigen Bemühungen des Senator Abendroth ins Werk gesetzt. In demselben können jedoch nur zwölf Mädchen auf zwei Jahre ein Asyl finden, und sie werden ungefähr auf dieselbe Art gehalten und beschäftigt, wie in der londoner Anstalt. Doch sind die Resultate, welche hier erreicht werden, so gering und zweideutig, daß sich die Zweckmäßigkeit dieses deutschen Instituts fast gar nicht rechtfertigt. In Frankreich hat es von jeher ähnliche Anstalten gegeben, aber die meisten waren Zwangsanstalten, in welche liederliche Mädchen zu ihrer Besserung mit Gewalt eingebracht wurden, entweder von der Polizei oder durch ihre Eltern. Parent-Duchatelet hat in seinem classischen Werke über die Prostitution von Paris das letzte Capitel des zweiten Theils diesen Versuchen und Unternehmungen gewidmet. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kannte man in Paris solche Institute zur sittlichen Besserung der Preisgegebenen. Das noch jetzt bestehende Haus des Bon-Pasteur läßt sich schon auf das 17. Jahrhundert zurückführen, aber seine eigentliche Organisation, wo der Staat sich der

dafür zusammengetretenen Gesellschaft annahm, datirt erst vom Jahre 1821. Der Bon-Pasteur nimmt nur Mädchen zwischen dem 18. und 25. Lebensjahre auf, aber die Sterblichkeit in diesem Hause ist so ungeheuer groß, daß sich die Aerzte mit Nachforschungen über deren Ursache den Kopf zerbrochen und mancherlei Verläumdungen dieses Instituts dadurch entstanden sind. Die Behandlungsweise der Schutzbefohlenen ist aber im Allgemeinen vortrefflich, und Parent-Duchatelet sucht den Grund jener befremdlichen Sterblichkeit in dem plötzlichen Einfluß der durchaus veränderten Lebensweise der Mädchen zu finden. Vielleicht ist jedoch die Einrichtung dieser pariser Anstalt gar zu klösterlich, und wirkt darum für Viele abschreckend. Bei der Ankunft im Bon-Pasteur werden ihnen die Haare abgeschnitten, was jedem Weibe etwas Fürchterliches dünkt. Das religiöse Element, das in England bei solchen Anstalten eine Hauptrolle spielen kann, ist in Frankreich ohne Zweifel in dieser Beziehung zu mildern, und eine mehr weltliche und moralische Einwirkung müßte hier auf die Bußbeflissenen stattfinden, besonders wenn man das französische Naturell dieser Geschöpfe berücksichtigt. Es hat sich ergeben, daß die Bewohnerinnen des Bon-Pasteur meisten-

theils über die Formen und Manieren der Nonnen spotten, die ihnen als Lehrerinnen und Aufseherinnen beigegeben sind. Parent-Duchatelet empfiehlt sehr, nur verheirathete Frauen und Witwen bei solchen Anstalten anzustellen, indem er sich, als auf eine ausgemachte Erfahrung, auf den Satz beruft, daß preisgegebene Mädchen immer vor dem Begriffe einer „verheiratheten Frau" eine außerordentliche Achtung hegen. Zur Aufnahme in den Bon-Pasteur sind Formalitäten erforderlich und keine Person darf ohne besondere Verordnung des Polizei-Präfecten in das Institut zugelassen werden. Vom 25. October 1821, dem Tage der Eröffnung der Anstalt, bis zum 9. April 1833 wurden 245 Mädchen in demselben aufgenommen. —

Doch genug von allen diesen Dingen, sonst gerathe ich in den Zug, Ihnen Umrisse zu einer europäischen Geschichte der Prostitution zu liefern, ein unsauberer, aber nothwendiger Beitrag zur Weltgeschichte. Ich wasche jedoch meine Hände in Unschuld und überlasse es Andern, diese Seite der Entwickelung der Menschheit seit dem Sündenfalle weiter auszumalen. Behalten Sie mich lieb und denken Sie meiner, bis wir uns einmal wiedersehen! —

9.

An *** in Croydon bei London.

— Ich kam mir ganz unglücklich vor, als Sie mich wieder allein in der ungeheuren Stadt zurückließen, die mir bis dahin nur als ein Anhang zu Ihnen selbst erschienen war. Im Kings-Theater, mit dessen großer Vorstellung von Mozart's Don Juan Sie mich getröstet, fand ich inzwischen auch keine Ruhe, und es schien mir fast, als sollte ich zu Rubini, Tamburini, Lablache nichts Anderes sagen, als: Ihr seid allzumal leidige Tröster! Sie haben daher schlecht calculirt, wenn Sie mich darum in den Don Juan schickten, um mich wieder einmal recht auf gut Deutsch, wie Sie es nennen, danach phantasiren zu hören. Man hält uns Deutsche durch die Bank für so gutmüthige Träumer, daß man uns in Frankreich und England noch einmal als

Spieluhren verkaufen wird, um in den Dämmerungsstunden zu flöten, und die Siesta, welche diese Nationen nach ihren politischen Thaten halten, durch musikalisches Repetiren zu versüßen. Ich kann Ihnen diesmal nichts flöten, und Sie werden mit einem dürftigen Berichte über die Vorstellung des Don Juan vorlieb nehmen müssen, die, obwohl durch die Vereinigung aller dieser berühmten Talente außerordentlich, im Ganzen eine höchst unvollkommene und mangelhafte war. Es waren alle Kräfte vorhanden, um sie zu einer in der ganzen Welt einzigen Darstellung dieser Oper zu machen, aber nur die Mittel zu dieser Vorstellung sah man, bei der Ausführung mischte sich wieder jener eigenthümliche plumpe Teufel, der in Ihren englischen Theatern sitzt und dirigirt, ins Spiel. Es scheint nicht mehr möglich, daß bei Ihnen etwas Ganzes auf der Bühne zu Stande komme, der englische Geschmack Ihres Publicums brachte englische Geschmacklosigkeit in die Anordnung und Regie, und die italienische Operngesellschaft aus Paris, die den Don Juan hier gab, richtete das deutsche Meisterstück zu italienischen Manieren ab. So können Sie sich denken, was ich, bei aller meiner Bewunderung für Rubini, Tamburini, Lablache, für die Grisi

und die schöne Assandri, gesehen und gelitten habe, und es ist ein Glück, daß Sie einmal einer Aufführung des Don Juan in Deutschland beigewohnt, um meinen Schmerz über alle diese Verstümmelungen würdigen zu können. Der Don Juan ist das Alpenhorn eines Deutschen, er spielt sich auf seinen Melodieen in ein tiefsinniges Heimweh hinein, aber man zerschneidet ihm die Seele, wenn man ihm fremde Takte dabei aufnöthigt, die nicht in seinen Sinn taugen.

Man hat in Deutschland davon gesprochen, in diesem Jahre die funfzigjährige Jubelfeier des Don Juan zu begehen, der bekanntlich zum ersten Male 1787 in Prag zur Aufführung kam, und ein solches Fest könnte wohl nicht herrlicher angeordnet werden, als mit einer Darstellung der Oper, in welcher man die Donna Anna von der Grisi, den Don Juan von Tamburini, Don Ottavio von Rubini, Leporello von Lablache, die Elvire von der Assandri, und die Zerline von der Albertazzi sieht, was an diesem Abende in Kingstheater allerdings der Fall war, aber diese großen Sänger und Sängerinnen müßten sämmtlich ihre Rollen vollständig darzustellen haben, was leider auch nicht im Entferntesten hier der Fall gewesen. Wie in eine

Kanone geladen, war ich von dem gewaltigen Gedränge in das Haus hineingeschossen werden, und hatte das Glück, auf einem ziemlich guten Platze mitten unter dem fashionablesten Saison-publicum niederzufallen. Das Kingstheater ist vielleicht ebenso groß und großartig wie die **Académie royale de Musique** in Paris, aber es brachte einen ganz verschiedenen Eindruck auf mich hervor, einen echt englischen. Hier herrscht eine stille, feierliche, gedämpfte, in dunkeln Farben gehaltene Pracht der Decorirung vor, während in der pariser großen Oper Alles glänzend und voll brillanter Lichtereffecte in den Logenreihen ist. Trotz dem, daß ein Gala-Costüm für alle Besucher des Kingstheaters gewissermaßen vorgeschrieben, erscheint doch der Glanz der Toiletten hier weniger hervorstechend als in Paris, und man schaut hier meistentheils den imposanten Hoch-torysmus Ihres Englands in gediegene Stoffe geworfen, die nicht blenden und schimmern. Ich war noch in Beschauung versunken, namentlich der vielen blonden Mädchen, mit Brillen über den jungen Gesichtern, als die Ouvertüre begann, mit deren Ausführung man alle Ursache hatte, zufrieden zu sein. Bald stand auch der ungeheure Lablache mit seinem Notte e giorno faticar

auf der Scene, im Haarbeutel, ohne den einmal ein italienischer Buffo nicht fertig werden kann, und sang mit seinem glorreichen gewaltigen Baß den Leporello, wie er vielleicht noch nie gesungen worden. Lablache ist ohne Zweifel der prächtigste Buffo, den man jemals gesehen, und man hat ihn in Paris mit Recht einen Ochsen genannt, im schönsten Sinne des Wortes natürlich. Nicht nur seine beispiellos kräftige und schallende Stimme, sondern auch seine ganze äußere Erscheinung, die kostbare Pralligkeit von Leib und Seele an ihm, die unverwüstliche Muskelstärke seines Humors und ein gewisses unbeschreibliches Etwas, das man nicht anders als Ochs benennen kann, veranlassen in der That, ihn als ein ideales Stück dieser Gattung anzusehen, und dies denkend, fühlt man nur den Jubel, dessen man sich bei seinen Tönen nicht erwehren kann, erhöht. Dennoch war er kein guter Leporello, so vortrefflich er ihn auch sang. Er stellte blos den plumpen, groben, materiellen Bedienten dar, die leibhafte ungeschlachte Prosa zur Seite der phantastischen Romantik des Don Juan, aber er drückte nicht aus, welche Gutmüthigkeit, liebenswürdige Schwäche, possirliche Pietät, spaßhafte Frömmigkeit und Redlichkeit dieser Prosa des Leporello, der Poesie seines Herrn gegenüber,

inwohnt, und in solcher Weise gehört gerade diese Figur als ein nothwendiger Einschlag in die Oper hinein. Tamburini war im Ganzen ein ausgezeichneter Don Juan, obwohl er auch, wie alle italienischen Sänger, zu wenig charakterisirte, aber er machte begreiflich, daß ihn Donna Anna heimlich lieben kann und Zerline ihm nicht zu widerstehen vermag, ja daß die Geisterwelt und die Hölle es der Mühe werth finden müssen, sich seinetwegen in Bewegung zu setzen. Er gab ihn ritterlich, nobel, leichtsinnig, mit Grazie und Verwegenheit, und durchaus in einem südlichen Colorit, aber er zeigte wieder zu wenig, oder fast gar nicht, das Dämonische und Diabolische der Don Juan-Natur, ohne das diese zu einem flachen Abenteurerthum herabsinkt. Ganz neu aber war mir die Erscheinung der Donna Anna in der Auffassung und dem Naturell der Grisi. Sie durchwebte ihre Rolle mit vielem Ernst und Trauer, wie einer geheimen Schuld sich bewußt, und gab sie keineswegs mit jener glühenden Leidenschaftlichkeit, die man sonst an deutschen Darstellerinnen der Donna Anna gewohnt ist, aber sie ließ diesen tiefen Grundzug, den sie dem Charakter verlieh, in wunderbaren Accenten heraustönen. In der Erzählung, die sie vom nächtli-

chen Ueberfalle des Don Juan im Garten macht, mit welchem nie gehörten Ausdrucke sang sie die Worte: **Che già mi credo vinta**, und nachher die Arie: **Or sai chi l'onore rapir a me volse.** Was ist aber eine Donna Anna, wenn man ihr im zweiten Acte die ganze Scene mit Ottavio und die große Arie: **Non mi dir, bell' idolo mio, che son io crudel con te**, nimmt, und durch diese Auslassung die Blüthe ihrer ganzen Erscheinung verhindert! Diesen räuberischen Eingriff in das Gebilde der Donna Anna mußte ich mir gefallen lassen. Sie verschwindet auf diese Weise in dem Stücke, man weiß nicht wie. Daß Don Ottavio, der schwache, zärtliche, gutmüthige und unglückliche Liebhaber, durch Rubini's Tenor wunderbar charakterisirt wurde, werden Sie sich denken, und er sang mit seinen hinschmelzenden, feenhaften Tönen die Cavatine: **Il mio tesoro intanto andate a consolar**, daß ich in der That das Herz meiner Nachbarin vor Entzücken laut schlagen hörte. Die Zerline ist gewöhnlich die Zierpuppe liebenswürdiger Coquetterie und Schönthuereien unserer Sängerinnen, obwohl mit großem Unrecht, so liebliche und schmeichelnde Töne ihr auch der Componist gegeben. Madame Albertazzi gab vor allen Din-

gen das spanische Landmädchen, erst mit naivem Ernste, etwas kräftig aufgetragen, dann die schalkische Anmuth, die sie ebenfalls vortrefflich sowohl durch Ton als Spiel ausdrückte. In der ersten Scene mit Don Juan war sie wirklich das unerfahrene Naturkind, das von dem Ansehen, der Ritterlichkeit und Schönheit des Don Juan bestochen wird, und in dem herrlichen Duett: **Là ci darem la mano** zeigte auch Tamburini, daß er selbst von Liebesgluth bewegt sei, und daß er der Mann, der von jedem Moment und Eindruck wirklich hingerissen wird, während hier andere Darsteller sich gewöhnlich zu diabolisch sicher gebärden und mit der Zerline abfahren, wie der Teufel mit einer armen Seele. Die liebliche Assandri, welche die angenehmste Aussprache hat, die ich jemals im Gesange hörte, besitzt in ihrer nicht starken, aber ungemein beweglichen Stimme eine Reihe von wohllautenden und schmeichelnden Tönen, wie sie gerade der Donna Elvira eignen, aber sie konnte den gesammten Umfang dieser Partie nicht erschöpfen, die vielleicht die schwierigste in der ganzen Oper ist. Der vielen Verstümmelungen aber, die man sich an unserm großen deutschen Tonwerke hier zu Schulden kommen ließ, will ich gar nicht weiter

gedenken. Man gab die Oper in drei Acten und hatte die Stellen, in denen gesprochen wird, in ein leichtes Recitativ mit einfachster Instrumentalbegleitung umgewandelt, da die italienische Oper im höheren Stil keine Zwischengespräche dulden mag. Der erste Act ging in musikalischer Hinsicht noch ziemlich in seiner vollen Wirkung hin, obwohl schon mit der Bauernhochzeit eine empfindliche Störung begann. Man hatte bei diesen ländlichen Festlichkeiten die **Cachucha** eingelegt, und dieser geniale spanische Tanz, der, wie alle Tänze dieser Nation, auf einer bedeutsamen Gegenseitigkeit beider Geschlechter beruht, wurde von der Duvernay allein getanzt. Denken Sie sich eine **Cachucha**, von einer Frau ganz allein getanzt, ohne das männliche Princip, das in diesem Tanze ebenso wenig wie in der Liebe überhaupt fehlen darf, und Sie werden sich von dieser Procedur der einsamen Wollust (ich brauche diese Benennung eines großen deutschen Arztes) gewiß, so wie ich, angeekelt fühlen. Auch noch andere Tanz-Divertissements, z. B. der **Pas styrien**, kamen in den Don Juan hineingeschneit und brachten die Mozartsche Musik im eigentlichsten Sinne aus dem Takte. —

Doch genug davon! Sie sehen, ich habe kein

Glück hier, wenn ich ohne Sie bin und gehe. Neulich sah ich mir auch das Theater des Lyceum an, in welchem die französische Schauspielergesellschaft Ihre Season verherrlicht, und hatte hier abermals eine arge Verletzung meiner Deutschheit zu bestehen. Man gab nämlich Werther, jene alberne Parodie unserer Goethe'schen Dichtung, in welcher auch jedes Körnchen Salz fehlt, das sonst noch das unbedeutendste französische Vaudeville würzt. Der kleine anmuthige Saal des Lyceum bleibt gewöhnlich ganz leer an Zuschauern, und es scheint unter der englischen fashionablen Welt keinesweges Mode, das französische Theater zu besuchen. Nur hier und da gewahrt man in den Logen eine junge blonde Miß, unter Aufsicht ihrer Bonne, die vielleicht eben die Reise nach Paris zu machen im Begriff steht und vorher noch einige Sprachübung hier sucht. Ich glaube bemerkt zu haben, daß man in England noch immer allem Französischen sehr abhold ist, obwohl Ihre Landsleute gegenwärtig eine ziemliche Fertigkeit darin erreichen, französisch zu sprechen. Aber es herrscht keine Liebe und Sympathie dafür in irgend einer Weise, und Engländer und Franzosen sind sich noch immer antipolare Naturen, die das unwillkür-

lich Widerstrebende auch nie an sich überwinden werden.

Der Satz in Meidinger's französischer Grammatik, der sich unter der Beispielsammlung findet: **Les Anglais haïssent les Français et les Français haïssent les Anglais**, scheint wie ein Fluch über diesen beiden Nationen zu ruhen, und selbst Talleyrand hat nichts Durchgreifendes gegen Meidinger ausrichten können, dessen Satz sich wenigstens auf der einen Seite noch täglich und stündlich bewahrheitet. Ein Engländer wird nie aufhören, etwas Antipathisches an einem Franzosen zu haben, und er riecht die französische Nationalität schon auf hundert Schritt wie eine schwüle Luftart, in der er nicht mit Behagen athmen mag. Indeß hat diese Abneigung an ihrer Gegenseitigkeit verloren und dadurch abgenommen, indem die andere Hälfte der Behauptung: **les Français haïssent les Anglais** gewiß nicht mehr wahr ist *). Denn Sie begegnen in

---

*) Mein Landsmann, Dr. Gutzkow, ist, wie ich höre, in den Besitz der Meidingerschen Grammatik gekommen, und wird hoffentlich bei einer neuen Revision diesen Satz gänzlich herausstreichen lassen, der so viel Unheil in der Weltgeschichte angerichtet hat.

ganz Frankreich keinem eigentlichen Haß mehr gegen Ihre Nation, im Gegentheil macht die Anglomanie gegenwärtig in Paris immer größere Fortschritte, und höchstens regt sich in dem Franzosen, einem Engländer gegenüber, noch dann und wann die Lust, ihn zu ridiculisiren oder eine komische Vaudevillefigur aus ihm zu machen, aber gewiß ohne alle Bitterkeit. Viele Ihrer Landsleute sind auch gar zu possirlich, wenn sie, die Arme gegen die Brust gestemmt, über die Boulevards von Paris rennen oder in den Theatern auf den ersten Blick sich verrathen. Aber sie werden in Paris in den ersten Salons gesucht und haben die französische Gesellschaft gewissermaßen erobert. Der alte Nationalhaß zwischen Frankreich und England hat sich zuerst am Kamin der modernen pariser Salonwelt freundlich besprochen, und aus den Kratzfüßen der englischen Lords auf dem Parquet der Gesellschaftszimmer suchte Talleyrand die Melodie der englisch-französischen Allianz herauszuhören. Diese Melodie hat aber nur die flüchtige Dauer einer Rossini'schen Arie gehabt, die man vergißt, sobald man das Theater verlassen. Den Engländern will sie am wenigsten im Gedächtniß bleiben, und wenn sie den Weg über den Kanal wieder zurückgemacht haben, fin-

den sie in ihren Häusern und Palästen kein Winkelchen für eine französische Sympathie übrig. Wir Deutschen finden vor den Augen Ihrer Nation mehr Gnade, und es muß uns schmeicheln, daß schon für die deutsche Persönlichkeit, sobald sie sich zeigt, ein so günstiges Vorurtheil in England herrscht, in einem Maße, wie es weder die Franzosen bei Ihnen, noch wir bei den Franzosen jemals zu gewärtigen haben. Aber wo wollt Ihr Engländer mit Euren deutschen Sympathieen hin? Wollt Ihr Philosophen werden? Gebt uns Eure Freiheit, wir wollen Euch unsere Philosophie dafür geben. In dem englischen Charakter liegt unstreitig viel speculatives Element, aber es hat sich sogleich auf die praktische Seite geworfen, und mit einer so stolzen Wendung, wie Alexander zu Diogenes, würden die Engländer zu den Deutschen sagen: Wenn wir nicht Kaufleute wären, so wären wir gern Philosophen! —

Wenn die deutsche Literatur in England schon überall so große Fortschritte gemacht hätte wie bei Ihnen, so brauchten die deutschen Schriftsteller künftig nur für Engländer zu schreiben und würden reiche Leute dabei werden. Im Stillen gibt es viele Kenner des Deutschen in England, besonders unter den Frauen, die an Sinn

und Verständniß für unsere Literatur bei weitem Ihre Gelehrten übertreffen, welche in der letzten Zeit davon Profession gemacht. Neulich besuchte ich auch Herrn Thomas Carlyle, den größten Deutschgelehrten in England, auf seinem Landsitz in Chelsea, und freute mich an dieser kräftigen, derben, treuherzigen Schottennatur, die so viel Wahlverwandtes mit deutschem Wesen hat. Er hat sich in das Deutsche so hineingelebt, daß er kaum einen Satz in seiner Sprache vollendet, ohne ein Wort aus der unsrigen, das ihm gerade besonders bezeichnend erscheint, einzumischen. Aber seine Kenntniß der deutschen Literatur gleicht einem durcheinandergeworfenen Bücherhaufen, ohne Ordnung, Plan und Einheit, und für das, was er von ihr weiß, ist er viel zu streng und absprechend in seinen Urtheilen über sie. Ich habe ihn stark im Verdacht, daß er der Verfasser des Artikels im **Foreign Quarterly Review** ist, der den Briefwechsel unserer Bettine mit Goethe so herbe verurtheilte, denn er sprach sich mündlich nicht besser darüber gegen mich aus. Dies ist freilich fast die allgemein herrschende Ansicht in England über Bettine, das Kind, und man begegnet einer solchen jeden Augenblick hier. Eine solche Natur, halb Hexe, halb Engel; halb Prie-

sterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube; halb Vogel, halb Schlange; halb Eidechse, halb Schmetterling; halb Morgenthau, halb Fischblut; halb keuscher Mondschein, halb übermüthiges Fleisch; halb Blume, halb Kröte; halb Sphinx, halb Gurli; halb Ganymed, halb deutscher Student mit Reitpeitsche und Kanonen; halb Kabale, halb Liebe; halb Sibylle, halb Amazone; halb Kind, halb Schauspielerin; halb Mignon, halb Philine; halb Sylphe, halb Ratte; halb Diplomat, halb Unschuld vom Lande; halb Mistkäfer, halb Nachtigall; halb Jungfrau vom See, halb Diogenes in der Tonne; halb Jacobiner mit der Freiheitsfahne, halb Katholik mit dem Rosenkranz; halb schwärmende Mänade, halb gelehrtes Weib; halb Siegwart, halb Regimentstambour; halb Marketenderin, halb Elfenkönigin; halb Aventurier, halb Nonne; halb Somnambüle, halb Kokette; halb gottbegeisterte Pantheistin, halb leichtfertige Tänzerin; — und ich könnte noch stundenlang fortfahren, ohne die Contraste einer solchen Natur zu erschöpfen, die durch diese überall gefallen wird, nur nicht in Ihrem England, wo man eine derartige Mischgestalt eben so unheimlich als unbegreiflich zu finden scheint. Dazu kommt die

Abneigung Ihrer Landsleute gegen die Oeffentlichkeit der Gefühle, der Liebe, der Herzensbekenntnisse, und so erblickt man in Bettinen, obwohl mit großem Unrecht, nichts als eine Verletzung der Scham und weiblichen Scheu. Vielmehr nimmt das höhere Leben des Weibes in ihr seinen Anfang, obwohl freilich meist noch als Fratze. Darüber ein anderes Mal mehr, wenn Sie nach Deutschland kommen. —

Heut sende ich Ihnen nur noch mein Tagebuch aus Paris, das ich endlich für Sie in Ordnung gebracht habe. Lassen Sie zuweilen Ihr Auge auf meine Blätter fallen, denn dies war es, das meine Erinnerungen belebt hat! —

II.

Tagebuch aus Paris.

1.

Wanderungen mit dem Strome der Seine.

(27. März 1837.)

— In Paris treten von Zeit zu Zeit anhaltende Regentage ein, deren melancholische Wirkung mit nichts Aehnlichem in der ganzen Welt sich vergleichen läßt. Dann sieht die dämonische Stadt einem offenen Grabe ähnlich, ihr Chamäleonsgesicht verwandelt sich in eine graublaue verwaschene Leichenfarbe, und die ganze Existenz von Paris scheint sich in einen unendlichen Koth aufzulösen. Alles in der Stadt erscheint wie auf der Flucht, die Cabriolets und Omnibus rasen noch toller als sonst durch die ausfließenden Rinnsteine, und der mit einer unerbittlichen Consequenz herabplätschernde Regen scheint geschäftig alles geheime Elend von Paris auszuplaudern. Solche

düstere Pausen in dem Leben der Weltstadt währen oft wochenlang, namentlich im Frühjahr; selbst über dem Pont-Neuf liegt dann eine unheimliche Oede und Stille, und die Boulevards beleben sich erst in der Abendstunde einen stürmischen Augenblick lang, nicht etwa durch eine improvisirte Emeute, sondern durch die Theaterzeit, die unzählige Wagenreihen nach der großen Oper in Bewegung setzt, und die Oper macht noch die einzige wahrhafte Aufregung für das heutige Paris aus.

Die Straßen von Paris bieten einen immerwährenden Gewaltzustand dar, und namentlich in solchen Regen- und Kothtagen könnte man sich versucht fühlen, bei jedem Schritt Anträge zur Emancipation der Fußgänger von Paris an die Deputirtenkammer zu richten. Der Fußgänger von Paris ist in der That noch nicht emancipirt, sondern befindet sich stets in einem unfreien Verhältniß, und die im Wagen Fahrenden bilden eine Aristokratie gegen ihn mit besonderen Schutzprivilegien, die man dem fußwandelnden Volke noch immer nicht zugutkommen lassen will. Nur im Wagen ist man sicher, kein Sturzbad von den entsetzlichen Dachtraufen zu empfangen, und nicht die beweglichen Schornsteine von Paris, die ihrer

eigenthümlichen Zusammensetzung wegen oft bei heftigen Windstößen herunterfliegen, auf seinen Kopf nehmen zu müssen. Das pariser Straßenpflaster aber hat eine natürliche Beschaffenheit, um bei der leichtesten Feuchtigkeit einen Schmutz anzunehmen, der beispiellos ist, und der dem Fußgänger von allen Seiten anfliegt, sowohl durch seine eigenen Tritte, als durch die Wagen, die ihm in der Enge der Straßen schonungslos den Koth ins Gesicht sprützen. Man hat in den Reisebeschreibungen gegen die armen Flöhe von Italien fast zu unbarmherzige Philippica gepredigt, aber den ungeheuern Straßenkoth von Paris, der ein eigenes Bild in Dante's Hölle abgeben könnte und zu einer moralischen Deutung hindrängt, hat noch keine Feder gebührend verherrlicht, und auch meine deutsche ist nicht schwarz und scharf genug dazu. Das Straßenleben trennt hier noch jeden Augenblick das gehende und das fahrende Paris in zwei Unterschiede, deren Niederreißung auf der andern Seite die französische Geschichte sich hat angelegen sein lassen, aber Paris ist ursprünglich keineswegs auf eine Gleichheit und Nivellirung der Stände berechnet. Doch wie wenig auch das Pflaster hier dem armen Volke günstig und bequem gemacht ist, so hat es sich

dagegen in einer andern Beziehung, wie zur Entschädigung, immer in einer besonderen Sympathie mit den Radicalen von Paris bewiesen. Denn bekanntlich ist kein Straßenpflaster in irgend einer Stadt der Welt so leichtwillig, sich von dem Volke aufreißen zu lassen, als diese pariser Sandsteinwürfel, die sich zugleich vorzugsweise zu einer augenblicklichen Anbringung von Verschanzungen in den Straßen selbst eignen, und so tritt man im wahrsten Sinne den Lavaboden der Revolution, wenn man über das unwegsame Pflaster von Paris schreitet.

Mehrere Tage lang hat es geregnet, aber in einem unerwarteten Moment blitzt dann plötzlich die Sonne auf, und ächt französisch hat sich nun Alles wie im Nu wieder erheitert und belebt. Die scharfe Luft von Paris hat mit unglaublicher Geschwindigkeit alle Straßen getrocknet, gereinigt, glattgefegt, mit Ausnahme derjenigen im **Quartier latin** und in der **Cité**, die niemals trocken werden und ihren glibberigen Koth selbst beim schönsten Sommerwetter behalten. Das Pflaster nimmt jetzt einen Augenblick lang eine feste Beschaffenheit und eine weiße Farbe an, bedeckt sich aber schon nach wenigen Minuten wieder mit einem dicken grauen Staub, der Kalktheile hat und sich be-

gierig auf die Lungen wirft. Nichts aber gleicht dem herrlichen Moment, wo man sich nun wieder in das neubeginnende Getümmel von Paris hinausstürzt; wo die wundersamen Wellen dieses unerschöpflichen Lebens wieder in die Höhe schlagen, zischend, blitzend, lachend, gesichterschneidend, kindlich tändelnd, diabolisch murrend, prophetisch flüsternd, mit tausend großen Träumen und Hoffnungen gaukelnd, mit Gegenwart spielend, um Zukunft würfelnd, leichtes Blut und stolzen Muth an Alles setzend; wo man sich wieder lustig auf das kecke Roß des pariser Daseins schwingt, um im Galopp die unendliche Bahn zu durchreiten, auf der alle Preise der Welt ausgetheilt zu werden scheinen. Jetzt liegt Paris im hellen Sonnenschimmer da, voll strotzender, lebensgieriger Wirklichkeit, und doch wie eine fabelhafte Stadt, wie eine verzauberte Prinzessin, die von einer unendlich schönen, großen und freien Existenz träumt, aber, in magischen und unheimlichen Banden festgehalten, niemals dazu erlöst wird! Da liegt das verhexte Bild aller Herrlichkeit, Rosen, Nesseln, Schlangen und Scorpionen flechten sich in einem bunten Kranz um seine Schläfe, der Wahnsinn spielt in seinen flatternden Locken. Da steht im hellen Sonnenschimmer Paris, die heilige Kaaba

der modernen Weltgeschichte, zu der die um Freiheit Betenden so lange ihr Antlitz hingewendet, in ihr liegt der ursprünglich weiße Stein des Engel Gabriel, der aber schwarz geworden durch die Sünden der Menschheit! Da bewegt sich Paris, das Mährchen aus tausend und einer Nacht, von süßem Ambra und betäubendem Opium duftend, voll geheimnißreicher Lebenssymbole, jauchzend vor Lust und zerrissen von unendlichen Qualen! Da schwankt vor meinen Augen Paris, die thörichte Jungfrau, die das Oel verschüttet, ehe sie den Bräutigam gefunden! Da wandelt Paris, in der Faschingstracht seiner Moden, keuchend unter der Last aller Lebensgüter, ein beweglicher Bazar aller Gegenwart, eine Göttin mit der vollen Schaale des Genusses, an deren Rändern Glück, Liebe, Reue, Verzweiflung und Langeweile sitzen! Da ist Paris mit den stolzen Fahnen seiner Welthoffnungen, mit der erschrockenen Miene seiner Täuschungen, mit seinen Frauenschönheiten, seinen Tuilerieen und seiner Marseillaise; mit seinen Journalen, Nationalgarden, Grisetten und Literaten; mit seinen Operntänzerinnen und seinen Deputirtensitzungen; mit Guizot, Thiers, Talleyrand, Chateaubriand; mit Frascati und Louis-Philipp; mit Madame Dudevant, H.

Heine und dem Herrn Erzbischof von Quelen! —

Ich hatte mehrere Tage lang nur im Palais royal mich umhergetrieben, das bei schlechtem Wetter der Arche Noäh gleicht, in der man sich vor der Sündfluth der pariser Straßen geborgen hält, nur mit dem Unterschiede, daß diese Arche nichts weniger als den unschuldigen Theil der Bevölkerung in sich faßt und daß es darin Cafés, Restaurants, Lesecabinette und Spielhäuser gibt, auch ein Theater, auf dem die Déjazet allerliebste Vaudevillesfrechheiten singt. Ich begab mich wieder auf die nach dem Regen weißgetrockneten Straßen hinaus und schlenderte über den Carrousselplatz, um in den Louvre zu gehen, dessen Säle jetzt überfüllt sind von den Bildern der Kunstausstellung und dem schaulustigen Publikum. Diesmal fand ich jedoch die Seitenpforte des Louvre, die der gewöhnliche Eingang zum Salon ist, verschlossen, obwohl an der Thür eine Reihe Equipagen hielt, und der herausgeklingelte dicke Portier gab bald mit aller Höflichkeit die Erklärung dieses Räthsels. Louis-Philipp und die königliche Familie befanden sich heut im Louvre auf der Bilderschau, und das noch im Zuge begriffene Possenspiel der Attentate, das

freilich ernsthaft genug war, um für das Leben des Bürgerkönigs bei jeder öffentlichen Erscheinung besorgt zu machen, schien auch veranlaßt zu haben, daß die Kunstausstellung dem Publikum für diese Stunden verschlossen blieb, wo Louis-Philipp sie musterte. Ich bin gerade zu einer Zeit nach Paris gekommen, wo das Königthum der Julirevolution, an das ich die ersten politischen Schwärmereien meiner Jugend geknüpft hatte, in der allerwiderwärtigsten Situation sich befindet, und besonders in diesem Augenblicke ist Louis-Philipp unglücklicher als jemals. Seit dem letzten Versuche des schäbigen Königsmörders Meunier lebt er wie ein Gefangener in seinen Tuilerien, und die beiden Reiterschildwachten, die schon am Triumphbogen des Carroussel mit gezückten Säbeln stehen, beobachten die Bewegungen jedes harmlosen Spaziergängers im Tuilerienhofe. Der Bürgerkönig zeigt sich jetzt niemals und nirgends, eine Gewitterschwüle ruht über seiner persönlichen Existenz, ein Trauerspiel scheint sich zu bereiten, aber es bleibt eine Burleske, und die Franzosen legen jetzt, wie müßige Zuschauer, die Hände dabei in den Schooß. Aber Louis-Philipp verzagt gewiß noch keineswegs an seiner Sache und tröstet sich vielleicht mit dem Thurm von Pisa, der

auch beständig schief hängt, ohne noch jemals umgefallen zu sein. Die schiefe Neigung dieses berühmten Thurms soll um 13 Fuß vom Perpendikel abweichen, die Schwebe zwischen der Julirevolution und dem alten Regime hat man aber bis jetzt noch nicht nach dem Perpendikel gemessen. —

Was sollte ich thun? Ich hatte für den heutigen Tag weiter keine Aufgabe als umherzulaufen, und beschloß, den Quai der Seine entlang zu schlendern und eine Entdeckungsreise durch den Faubourg St. Germain zu unternehmen. Vormittagsbesuche zu machen und Empfehlungsbriefe abzugeben, bin ich herzlich müde geworden, und ich komme besser ohne diese zu meinem Zwecke, seitdem ich in einige Salons eingeführt bin, wo ich ungezwungen und wie zufällig mit allen diesen pariser Notabilitäten, mit diesen Großwürdenträgern des französischen Ruhms, verkehre. Auch im Foyer der großen Oper mache ich jetzt meine besten Bekanntschaften, aber verschworen habe ich es auf Zeitlebens, jemals wieder einem Franzosen mit einem deutschen Empfehlungsbriefe auf die Stube zu rücken. Dies hat schon deshalb seine Uebelstände, weil man in Paris keinen Menschen zu Hause antrifft, Niemand ist hier **chez lui**,

Jeder ist vielmehr außer sich, und die Portière ist in der Regel wie ein Papagey auf die Worte: il n'y est pas! abgerichtet. Wer sich dadurch abschrecken läßt, Bekanntschaften in Paris zu machen, thut sich und den Franzosen Unrecht, aber man muß diese nur am rechten Orte zu finden verstehn.

Es ist ein großer Gewinn, in Paris zu sein, wenn man auch nur zwecklos über die Straßen schlendert und dabei das ganze Babel der modernen Geschichtsentwickelung durch seine Gedanken laufen läßt. Mir ist die gelbgrüne Seine, die Paris in zwei grundverschiedene Theile schneidet, der liebste Anhaltspunkt meiner Wanderungen, es gibt keine großartigere Perspective, als die vom Pont-Neuf herab, welcher im eigentlichsten Sinne der Brennpunkt von Paris ist und in der Mitte steht zwischen der nördlichen und südlichen Welt der Stadt und zwischen den unabsehbaren Brückenreihen östlich und westlich, die sich in hohen Bögen über den Fluß schlagen. Wenn die Wellen der Seine verständlich reden könnten, würden sie der beste Cicerone von Paris sein, denn es gibt Nichts von Bedeutung an der allwärts bedeutsamen Stadt, das die Seine nicht mitanschaute und auf ihre Quais münden sich alle Richtungen von Paris aus, die

nur irgend mitzählen in dem großen Gespinnst. Die Seine, in der Paris sich spiegelt, ist der Reflector, der die ganze Physiognomie der Stadt zurückwirft, an dem alle Strahlen ihres Angesichts sich brechen. Die Seine, aus der Paris sich selbst wieder trinkt, nachdem es sich in sie hnieingeschüttet mit allem seinem Unrath, ist der Spiegel der Selbsterkenntniß, den Rhadamanth den Schatten vorhielt. Die Seine ist die stygische Fluth des modernen Geschichtslebens, auf der Paris wie ein Charonsnachen einherschwankt, zwischen Himmel und Hölle schwebend, ohne den Leitstern des Glaubens und ohne den Kompaß eines guten Gewissens. Mit der Seine muß man wandeln, um an ihren Quais die wahre Gestalt von Paris zu beschwören, daß sie Rede stehe mit Allem, was uns die große Weltbuhlerin bedeutet!

Der Seine nördliches Ufer, etwa vom **Quai de la Conférence** bis zum Pont-Neuf, welches eigenthümliche Stadtbild bietet sie dar gegen den Süden von Paris, der ihr in derselben Linie gegenüberliegt! Die nördliche Stadt ist die Stadt des Vergnügens, der Leidenschaften, der Gewerbe, der schönen Künste, der Fremden und des Scandals! Hier, auf den Boulevards, an der

Börse, im Palais-Royal, im Tuileriengarten, in den Champs Elisées, und jenseit der Boulevards in den stilleren Banquierstraßen, auf der Chaussée d' Antin und der Straße Laffitte, und in den mysteriösen und zweideutigen Straßen du Helder und Taitbout, auf der andern Seite in der beständig wogenden und rauschenden Rue Richelieu und Rue Vivienne, vollbringt sich täglich und stündlich eine wahre Völkerwanderung von Lebensbildern, es ist der hochauf spritzende und zischende Schaum von Paris, der übermüthig bis an den Himmel schlägt, und in dem sich das eigentliche Wesen der hiesigen Dinge nicht offenbart, sondern vielmehr verdeckt. Ueber allem diesem Getümmel des nördlichen Paris ragt die Vendôme-Säule groß und ruhig empor, auf der Napoleon in seinem modernen Oberrock und Hut etwas seltsam gegen die colossale Dimension absticht, aber ernst scheint das Gesicht des Kaisers über dem verhängnißvollen Treiben seiner Hauptstadt zu ruhen. Eine andere Physiognomie hat der Nordosttheil von Paris, der an den Quais hinter dem Pont-Neuf, und auf den Boulevards von der Porte St. Denis an beginnt. Hier hat das pariser Kleinkrämerleben und Handwerkstreiben seine Stätte, in den endlosen Straßen St. Denis

und St. Martin, mit ihren unzähligen schmutzigen Quergassen, wuchert wie eine Schlingpflanze die Geschäftigkeit, der Handel, der Verkehr von Haus zu Haus, und in den Trödelläden am Temple kauft sich der Radicalismus von Paris für wenige Francs seinen Sonntagsrock ein. Dies Treiben mündet in die Quais der Cité aus, die sich sogleich durch ihre tumultuarische und schmutzige Vielthuerei und durch ihren lumpigen Nothhandel auffallend von den andern Quais der Seine unterscheiden. Schieben wir uns hier ein wenig durch das Marktgedränge der Cité, welche Gestalten, welche Gesichter, welche originelle Gruppen des französischen Volkslebens umringen uns hier überall! Nie werde ich eine Scene vergessen, die sich mir hier vor Augen stellte. Ein wohlgekleideter junger Mann, von fashionablem Aussehn, mit modischem Backenbart, stand und spielte die Geige, von einem neugierig herbeigelaufenen Volkshaufen umringt. Gram war ihm auf dem Gesicht zu lesen, seine verweinten Augen vermieden die Menge, und nachher lächelte er ein schmerzliches Lächeln, als er das Lied, das er zu seinem Spiel gesungen, vollendet hatte. Neben ihm erblickte man einen ziemlich stattlich aussehenden alten Herrn, mit weißen Haaren, in einem gelben Ueberrock,

er war erblindet, und hielt zitternd ein Papier in der Hand, um auf demselben seine Gabe zu empfangen. Bilder dieser Art mochten sonst die Refugiés im Auslande rührend und malerisch genug dargestellt haben, hier in Paris war es jetzt eine befremdliche Gruppe, die sich mit Absicht in den entlegeneren Tumult der Cité versteckt zu haben schien, und es ist bis jetzt immer noch selten, daß die Armuth den Sieg davonträgt über den Stolz eines Franzosen. Die Umstehenden steuerten sehr wenig bei für die fashionablen Bettelmusikanten, und die Bessergekleideten schlichen sich wie beschämt von ihnen fort, denn man liebt in Paris das rührende Elend nicht. Die Armuth schwebt noch drohender als das Schwert des Damokles über dem Haupte Frankreichs, aber die Armen werden hier nicht in Thränen ausbrechen, noch in Gebete zum Himmel, sondern in Flüche und Thaten.

Mit der Sentimentalität des Elends befaßt sich die französische Humanität nicht gern, aber mit dem Entsetzlichen und Grauenhaften spielt dafür die naive Grausamkeit des Volkes um so lieber. Da wir einmal durch die Cité wandern, dürfen wir auch nicht an der berüchtigten Morgue vorübergehen, ohne einen scheuen Blick in diese

Anstalt zu werfen, die ein Hauptvergnügen für die Bewohnerschaft der Cité ausmacht. Die Morgue ist ein Haus am Quai der Seine, in welchem man die Leichen öffentlich ausstellt, die täglich aus dem Strom gefischt oder von den Wellen ans Ufer gespült werden. Die Leichenfischerei in der Seine ist ein einträgliches Geschäft, für jeden aufgefundenen Todten wird ein Preis von mehreren Sous gezahlt, und man behauptet, daß nicht nur Selbstmörder und Verunglückte hier herausgezogen werden, sondern auch Solche, die ein verbrecherischer Arm aus Speculation in den Fluß gestürzt, um sie nachher in die Morgue abzuliefern und dort die Prämie an ihnen zu verdienen. Die Mehrzahl der Aufgefundenen sind aber ohne Zweifel freiwillig Ertrunkene, denn die Seine hat täglich vollauf zu thun, um allen den Lebensüberdruß von Paris in ihren Fluthen unterzubringen. Auf der Morgue liegt jetzt der Körper eines schönen jungen Mädchens, der viel Zudrang veranlaßt und an den sich eine mysteriöse Geschichte knüpft. Ein Mann tritt spät Abends in ein Hôtel garni, mit einer jungen Dame am Arm, und begehrt für die Nacht ein Zimmer, das man ihm ohne Weiteres gibt. Am andern Morgen ist er spurlos verschwunden, aber seine Be=

gleiterin findet man todt im Hofe ausgestreckt, und es ergibt sich, daß sie aus dem zweiten Stock gewaltsam heruntergestürzt sein muß. Solche Melodramenstoffe kommen hier alle Tage vor. Bis jetzt hat noch Niemand den ausgestellten Körper der armen Unglücklichen erkannt.

In die Morgue aber wandeln schon in der Frühe die schönen Seelen der Cité, und vor dem Glasfenster, hinter dem die Todten liegen, ist ein großes Gedränge der Neugierigen, besonders der Weiber, um die neuangekommenen zu mustern, vielleicht einen Bekannten herauszuerkennen. Nachher bilden sie Gruppen am Quai, und unterhalten sich lebhaft und mit wichtigen Mienen, und man sieht hier die Trödelweiber gesticuliren, daß man meinen sollte, sie führten ein Trauerspiel von Victor Hugo auf. Neulich war ich in der Porte St. Martin und sah die Lucrecia Borgia dieses Dichters, und es ist seltsam, daß ich dabei an die Morgue denken mußte, so wie ich jetzt bei der Morgue wieder an Victor Hugo denke. Wie anders als durch die Morgue und deren Nationalinteresse ist es aber zu erklären, daß die naßkalten Armesündeschauer und Leichenschweiße in der romantischen Poesie der Franzosen ein so begieriges Publikum in Frankreich gefunden ha-

ben? Die Morgue ist das eigentliche Symbol des französischen Romanticismus, und wer darauf ausginge, könnte vielleicht manchen beliebten Dichter, der an einem neuen diabolischen Roman schreibt, in der Nachbarschaft der Morgue sinnig spazieren gehen finden, und ihm zublicken, wie er hier seine Phantasie mit frischen Bildern bereichert, die nachher nur wenig parfumirt auf die Toilettentische gelangen. Aber da mir hier Victor Hugo eingefallen, muß ich, ihm zu Ehren, noch weiter wandern, denn kaum eine Viertelstunde von der Morgue führt mich mein Weg nach der Kirche Notre Dame de Paris. Quasimodo durchkriecht nicht mehr die schattigen Hallen der alten Basilica, es ist ein heitrer Anblick, wenn man vor Notre-Dame steht, und diese ungemein zierlichen und eleganten Formen verfolgt, welche die süßeste Spielerei der Andacht ausgefunden, um sich zu verherrlichen. Hier ist keine ausschweifende Phantasie, hier ist ein symmetrischer Verstand, welcher in dem ganzen Bau der Notre-Dame-Kirche waltet und in diesen feingeschwungenen Bögen, diesen schlanken Säulen und harmonisch abgemessenen Verhältnissen einen freundlich ruhigen Geist abprägt. Je älter Notre-Dame geworden, je mehr es sich aus den alterthümlichen

Falten seiner ursprünglichen Gestalt durch die Zeiten und Umstände herausgeschält, je freundlicher und heitrer hat es auszusehen angefangen und je jünger scheint es geworden. So ist es gekommen, daß Paris jetzt zwei Basiliken von Notre-Dame besitzt, die alte von Stein auf dem Parvis der Cité, welche aber die neue ist durch so manche Veränderungen ihrer Formen, und die neue im Geist und Wort Victor Hugo's, welche aber die wahrhaft alte ist, und die ganze ehrwürdige Gestalt ihres mittelalterlichen Lebens erhalten und verewigt hat. Möchte Victor Hugo nie wieder die Morgue besuchen, und lieber, wenige Schritte weiter, in Notre-Dame beten gehn, wo die wahre Andachtstätte seiner Muse ist!

Doch ich entferne mich aus der Cité, schlendere zum Pont-Neuf zurück, und dränge mich durch das unablässige Treiben, das hier zu den Füßen Heinrichs IV. sich vorbeiwälzt, um die südlichen Viertel von Paris zu gewinnen und in den stilleren geheimnißreichen Faubourg St. Germain einzulaufen. Wer kann aber über den Pont-Neuf gehen, ohne daß sich ihm ein Abenteuer oder etwas dem Aehnliches in den Weg drängt? Vor einer Bude standen zwei Commissionnäre, deren Einer, wie es hier Jedem jeden Augenblick be-

gegnet, mir einen Zettel in die Hand drückte, der, wie ich flüchtig sah, von einer Seife handelte, die im Moment jeden Fleck in den Kleidern austilgen sollte. Noch ehe ich mich aber dessen versah und es abwehren konnte, hatte mich auch schon der Andere mit der Seife selbst gepackt, um sie an mir zu versuchen. Er wollte einen Fleck auf meinem Rocke entdeckt haben, mit der größten Gewandtheit und Beredtsamkeit zugleich bestrich er mir den Fleck, erblickte aber immer deren mehrere an mir, und ehe ich noch wußte, wie mir geschah bei seinem Strom von Worten, sah ich meinen ganzen Anzug auf eine scheusliche Weise mit rother Seife beschmiert. Inzwischen fehlte es auch nicht an einer Menge von Umstehenden, die sich um uns gesammelt hatten, um dem Erfolg des Experiments mit beizuwohnen. Ich selbst hatte das größte Interesse, das bestmögliche Gelingen zu wünschen, denn mein Costüm nahm sich ganz verwünscht aus. Meine Flecke wurden aber darauf noch mit Wasser überstrichen und dann abgebürstet. Nun sah mein Rock allerdings vortrefflich und wie neu aus, man bewunderte um uns her diesen ungemeinen Erfolg, und ich sollte mir zum Andenken noch ein Stückchen solcher Seife für 4 Francs mitnehmen. Ich suchte

mich aber der Glorie, Gegenstand einer pariser Volksscene zu sein, schleunigst wieder zu entziehen, und schlug, über meine unerwartete Purification vergnügt, die Rue Dauphine ein. Nachdem ein solcher Reinigungsact an mir vorgenommen worden, erschien ich mir selbst erst würdig, den legitimistischen Faubourg St. Germain zu betreten. Es ist eine schöne Sache um Purification in unserer Zeit! Wie viel grüne Seife wird nicht jetzt in Deutschland aufgeboten, um junge schuldbefleckte Schreibfinger wieder zu reinigen und sich so weiß zu waschen, daß man anständig, wie ich jetzt, vor den Palästen eines Faubourg St. Germain erscheinen darf! „Weg, du verdammter Flecken! Weg, sag' ich!" ruft jetzt mancher deutsche Schriftsteller, wie Lady Macbeth, aus, und dann besieht er sich noch einmal verzweifelnd seine Schreibhand, der man so viel Ehre angethan hat, von ihr zu behaupten, daß sie nach Blut röche! „Das riecht noch immer fort nach Blut!" seufzt er, — „Arabiens Wohlgerüch ealle versüßen diese kleine Hand nicht mehr!" — Dann nimmt er privilegirte grüne Seife, findet sie besser als Arabiens sämmtliche Wohlgerüche, reinigt sich und tritt mit mir jetzt in das legitimistische Viertel über.

Im Faubourg St. Germain kann ich viele

Stunden lang spazieren gehen, und meine wunderbaren Phantasieen, die mich hier beschleichen, nehmen kein Ende. Mir wird seltsam zu Muthe vor manchen hohen mysteriösen Häusern, mit verhüllten Fenstern und heruntergelassenen Gardinen, und die hinter den Vorhöfen versteckten Paläste scheinen zu trauern über Etwas, das ich wohl begreife! Eine besonders schöne stille Straße mit wehmüthigen Carlistenhôtels ist die Rue Vanneau, gern wandere ich auch durch die Rue de Bourgogne und in dieser ganzen Richtung bis auf die Quais der Seine, wo diese aristokratische Provinz von Paris seltsamer Weise in der Deputirtenkammer, im Palais Bourbon, sich zuspitzt. Es geht anständiger, ruhiger, feierlicher her in diesem Viertel als in der übrigen Stadt, man sieht weniger Omnibus und Cabriolets in diesen Straßen und mehr Livreen und Prachtequipagen. Viele zurückgezogene Carlisten vom Mittelstande wohnen auch in der breiten und belebten **Rue de Sèvres**, an deren äußerstem Ende die Glöckchen der **Abbaye aux Bois** einförmig läuten, jener anziehenden Abtey, in welcher sich bei Madame Recamier die vornehmsten und geistreichsten Legitimisten zu den berühmten Soiréen zusammenfinden. Der Geist des Carlismus führt aber auch den nachdenklich Wan-

delnden hier abseits in einige Schmutzgassen, die noch undurchdringlicher sind als die Wege im Quartier latin; doch den größten Contrast mitten in dieser Legitimistenwelt bildet die aufrührerische Rue de Jérusalem, mit ihren politisirenden Weinhäusern, welche der Heerd der neuesten Umtriebe der Handwerker und Tagelöhner und die Fabrikstätte jener republikanischen Placate sind, die man jetzt wieder häufig an den Straßenecken findet. So sehen sich die Carlisten auf ihrem eigenen Revier von zwei gefährlichen Nachbarschaften umzäunt, die ihnen beständig zu denken geben können, auf der einen Seite das Palais Bourbon, auf der andern die Rue de Jérusalem, die Charte von 1830 und die Republik, die Scylla und die Charybdis, zwischen welcher sie sich noch immer durch künstliche Mittel ihre peinliche Stellung fristen. Auch die Rue de Babylon ist eine eigenthümliche Straße und nährt am Heerde des Carlismus selbst das Leben der Republik, die sich hier im Faubourg St. Germain wie ein langschwänziger Ichneumon in den Rachen des schlafenden Krokodils leise hineingesetzt zu haben scheint, um es zu tödten. —

Oestlich lehnt sich der Faubourg St. Germain an das merkwürdige Pays latin mit seinen schmutzi-

gen Straßen, verheiratheten Studenten, naiven Grisetten, wohlfeilen Restaurants und der ehrwürdigen Pairskammer. Was will diese freund nachbarliche Wahlverwandtschaft bedeuten, und warum vermischen sich die gelehrten Stoßseufzer des Quartier latin mit den Krokodilsthränen, welche das legitime St. Germain weint? Ist es der alte Stolz der Aristokratie und des Legitimismus, daß zu ihnen die Musen und die Wissenschaften sich vorzugsweise gesellen, in ihren Schooß sich flüchten und zu ihren Füßen Ruhe, Gunst und Schutz zu erwarten haben? Ich durchstreife die unwegsamen Engpässe des Pays latin, wate durch den scheuslichen Koth der Rue St. Jacques, gehe das berühmte Collège de France und die Rechtsschule vorüber, und stehe vor den prächtigen Kuppeln des Panthyons still, dem Dom der großen Männer Frankreichs, in dessen Grabgewölben mich neulich Voltaire's satanische Miene auslachte, als ich das Echo der Mauer nach der Zukunft fragte und dies mit meiner Frage heulend durch die Halle fortlief, sie zu dem Sarge Rousseau's hintrug, dort seufzend abprallte, zur Statue Voltaire's sich wie ein zischender Blitz hinschlängelte und an seiner nichtswürdigen Nasenspitze hängen blieb. Und vor den scharfen Schlagschatten auf Voltaire's

Gesicht mich beugend, verließ ich diese sophistische und encyclopädistische Unterwelt, welche die Vorwelt aller Revolutionen Frankreichs ist. Seitdem sehe ich mit Scheu den Dom des Pantheon, und suche jetzt durch einige Quergassen mich in die lange und gelehrte **Rue de Vaugirard** zu versetzen, um in den Luxembourg zu gehn, der eine wahre Oase in der Wüste des **Pays latin** ist. Nicht um den Palast des Luxembourg ist es mir zu thun, wenn ich hierher wandere, dort trauern die schweigsamen Pairs in ihren Lehnstühlen noch immer um die verlorene Erblichkeit, und rüsten sich wieder zu einem langweiligen Königsmörderprozeß. Aber der schöne, breite, große **Jardin du Luxembourg** ist es, dessen Alleen oft eine eigene Anziehung für mich haben, und in dem sich ein merkwürdiges Publikum versammelt, das mein Interesse in Anspruch nimmt. Die schattige Promenade des Luxembourg ist der Tuileriengarten für die Bevölkerung dieses gelehrten und zurückgezogenen Viertels, und man sieht hier lesende und lustwandelnde Studenten, Grisetten, Kinder, Unglückliche, Figuren aus der alten guten Zeit, einsame Denker, Pensionnaire der alten Civilliste, Ammen, Bonnen, und verlassene Witwen in mittlern Jahren, die mit liebesuchenden Augen dem jungen Schüler im Bosquet be-

gegnen. Was aber ein fröhliches Treiben hier verursacht, das sind die Kinder, deren heiteres, gesundes Leben und Weben in Paris überhaupt einen erfreulichen Anblick darbietet. Die französischen Kinder bewegen sich mehr im Freien umher, als dies in andern großen Städten der Fall ist, die weltberühmten Sperlinge im Hofe des Palais Royal, mit denen sie sich herumjagen, wissen von ihnen zu sagen, und ihr besonders den Mädchen eigenes Lieblingsspiel, das man am häufigsten im Garten des Luxembourg beobachten kann, verschafft ihnen die anmuthigste Körperbewegung. Dies besteht darin, ohne Aufhören mit dicht zusammengehaltenen Beinen über eine Schnur zu springen, die von der Bonne immerfort geschwungen wird, und wodurch sich dem Körper so viel Ausdruck, Gewandtheit und graciöse Haltung mittheilt, daß man vielleicht auf dies Kinderspiel die freiere Tournüre zurückführen kann, welche hier alle Stände auszeichnet. Eine hervorstechende Figur im **Jardin du Luxembourg** ist aber der verheirathete Student, der mit seiner Grisette am Arm spazieren geht, seiner jungen Hausfrau, mit der er sich für die Zeit seiner Studien eingerichtet hat, die ihm die Wirthschaft führt, und ihm mit den wenigen hundert Francs seines Jahrgeldes

besser auskommen hilft, als er es für sich allein im Stande wäre. Sie leben sehr glücklich miteinander, diese Grisetten sind anspruchslos, zufrieden, vergnügt, sogar treu, und die Krone ihrer Wünsche ist erreicht, wenn sie hin und wieder einmal ins Theater oder zu einem Restaurant des Palais Royal geführt werden. Die bestimmte Gränze dieser Verbindung unterhält meist ihre Neigung um so lebhafter, denn wenn andere gute Ehen nur mit dem Tode aufhören, so endigt eine pariser Studentenehe gewöhnlich mit dem Examen. Dann küßt der glücklich Examinirte noch einmal seine Grisette zum Abschied und empfiehlt sie seinem Bruder Commilitonen, der sich eine häusliche Wirthschaft anzulegen gesonnen ist, während er selbst entweder in die Provinz nach Hause reist, oder in eine ganz andere Sphäre des pariser Lebens übertritt. Es läßt sich nicht läugnen, daß durch diese ziemlich verbreitete Weise der französische Student im Grunde sittlicher lebt als der deutsche, der in der umherschweifenden Liederlichkeit sich eher auflöst, oder daß der französische wenigstens für seine Ausartungen eine solidere Form annimmt, die ihm mehr häusliches Behagen, mehr Stetigkeit und Ruhe zum Arbeiten gönnt. Ich habe mir vorgenommen, heut noch in das neueingerichtete Pan-

theontheater in der Rue St. Jacques zu gehn, wo man die pariser Studenten und ihre Grisetten, die dort den ganzen ersten Rang füllen, recht in ihrem Glanz beobachten kann. Ich setze mich immer mitten unter sie, statt in die vornehmere Avant-Scene für Fremde zu gehn, und es ist mir interessant, mitanzusehen, wie zärtlich diese Grisetten gegen ihre momentanen Ehemänner sind. Unter den Studenten selbst gibt es eigenthümliche Gestalten und Gesichterschnitte, besonders aber thut sich der Mediziner hervor, welcher der eigentliche Ritter und Großmeister im Lande der Lateiner ist, und mit stolzem Selbstbewußtsein den Namen Carabin sich geben läßt, den man ihm in Paris allgemein beizulegen pflegt. Dieser Beiname, der den Zöglingen der medizinischen Schule schon unter Louis XIV. entstanden sein soll, bezeichnet Einen, der, wie man in der deutschen Burschensprache sagt, nicht lange fackelt, der beim geringsten Anlaß sogleich vom Leder zieht, wacker darauf schlägt und dann abgeht. Die Carabins genießen noch heut das größte Ansehn bei der pariser Bevölkerung, sie gelten allgemein für tapfer und sind die gefährlichsten Theilnehmer an den öffentlichen Aufständen. Eine carlistische Handschuhmacherfrau im Faubourg St. Germain, bei

der ich mir Handschuhe kaufte und die sehr melancholisch um Frankreich ist, sagte mir gestern, daß ihre einzige gute Hoffnung auf den **Carabins** beruhe, die so hübsche Jungen mit starken Armen und Beinen sind. —

Es ist Theaterzeit, der Garten des Luxembourg wird allmälig etwas leerer, und ich schlendere zu seinem südlichen Ausgang hinaus, der mich auf den Boulevard des **Mont-Parnasse** versetzt. Ich gehe am Observatorium vorüber, schlage die **Rue des Capucins** ein, und erblicke mich plötzlich zu meinem Schrecken vor einem grauen häßlichen Gebäude, in das mich neulich einige junge Aerzte mitgenommen hatten, um eine Galerie der abscheulichsten Krankheitsbilder, deren reichhaltigstes Museum Paris ist, zu durchlaufen. Dies Hospital, in welches nur diejenigen Kranken eintreten, die durch ihre Leidenschaften unglücklich geworden, ist noch darum merkwürdig, weil es gewissermaßen zur Vollendung der Erziehung der französischen Jugend dient. Erzieher, die im Begriff stehen, ihren Zögling sich selbst zu überlassen, führen ihn noch einmal hieher in dies ehemalige Capuzinerkloster, um ihm das Gräuliche des Lasters anschaulich zu machen, und ihm dann den Satz mit auf den Lebensweg zu geben, der die

französische Pädagogik vortrefflich charakterisirt: „wenn Du Gott nicht fürchtest, so fürchte doch jene Krankheit!“ Und mir wurde erzählt, daß ein junger Mann, der auch in solcher Absicht durch die Säle geführt wurde, am Schlusse dieses pittoresken Spazierganges zu dem begleitenden Ärzte sagte: „Es ist in der That entsetzlich, mein Herr, alle diese Krankheitsformen zu sehen, aber es ist doch noch bei weitem tröstlicher, wahrzunehmen, wie Sie alles Dies wieder zu heilen verstehen!“ —

Ruhen wir uns endlich aus von allen unsern beschwerlichen Wanderungen und Beobachtungen in dem Grisettentheater des Pantheon, zu dem wir noch einmal durch den Schmutz des Faubourg und der Straße St. Jacques uns wagen müssen. Dies Theater ist klein, traulich, voll heimlicher Plätzchen, und wird seit Kurzem sehr besucht, besonders der spanischen Tänzer wegen, die jetzt hier dem Pays latin die Ueppigkeiten des Fandango zum Besten geben. Dieser Tanz der Liebe, gegen den der Erzbischof von Paris bis jetzt noch kein Rundschreiben an den Clerus erlassen, bringt die entzündbaren Phantasien dieses Stadtviertels in eine aufrührerische Bewegung. Wenn wir uns dem Beifallssturm dieses Theaters wieder entzie-

hen, ist es draußen über Paris Nacht geworden, kann man anders diese stilleren und geheimnißvolleren Zuckungen, in denen sich dann das schlaflose Ungeheuer Paris wie in Gewissensbissen umherwälzt, Nacht benennen. Ich wandere wieder an die Seine zurück, welche sich in ihre Nebel verhüllt hat, die Quais sind menschenleer und schweigsam, in den Tuilerien ist Alles finster und der Bürgerkönig Louis-Philipp ist schon so früh ins Bett gegangen, das einzig Bürgerliche, das er noch beibehalten. Aber auf den Boulevards schreit und ächzt noch das Leben; nur etwas heiserer geworden nach Mitternacht schrillt es seine letzten Sirenentöne, und auf der höchsten überspannten Saite, wo der Jubel sich mit dem Grausen vermählt, hetzt der Genuß sich ab, hier athemlos verrauschend in den Galopaden eines Balls, dort schwankend und knisternd in tausend Salonkerzen, welche die Gespräche der mattherzigen Tagespolitik, die schönen nackten Schultern, die Bärte des jungen Frankreich und die Orden der Ehrenlegion magisch beschienen haben. Ganz ersterben die Seufzer von Paris nie, auch zu keinem Augenblick während der Nacht. Wenn die Freude sich todtgestürmt hat, beginnt das Elend in seinem Winkel sich zu verrathen oder die Gewerbthätig-

keit rasselt schon vor Tagesanbruch auf mit hel=
len Schlägen. Jenen süßen milden Thau, um
die trockene Augenwimper zu netzen, kann Paris
mit aller seiner Industrie nicht bereiten.—

2.

Besuch bei Chateaubriand.

(8. April 1837.)

Am alleräußersten Ende von Paris, in der Rue d' Enfer No. 86, noch über den Boulevard Montparnasse hinaus, wohnt gegenwärtig Chateaubriand, und deutet schon durch diese Wohnung sein Verhältniß zu dem jetzigen Zustande Frankreichs an. Seine Freunde haben ihn noch immer nicht bewegen können, wieder in eine erreichbare Gegend der Stadt zu ziehn, Chateaubriand fühlt sich wohl in dieser einsiedlerischen Zurückgezogenheit, die allerdings das beste Theil ist, das man bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sich erwählen kann; und wie er einst als Jüngling nach der Revolution von 1789 zu den Kentucky-Indianern und bis zum stillen Meer emigrirte, so hat

ihn als Greis das Schicksal getroffen, nach der Rue d' Enfer auszuwandern, die für Paris nicht weniger aus der Welt liegt, als die Ansiedelungen der amerikanischen Hinterwäldler. Hier sitzt Chateaubriand, das Paris der Julirevolution in seinem Rücken, und schreibt seine Memoiren, die ein Heldengedicht einer großen Vergangenheit sein werden. Das Haus, welches er bewohnt, ist ein ächt carlistisches Haus, es gehört zu der Infirmerie de Marie-Thérèse, welche die Herzogin von Angoulème gestiftet zur Aufnahme armer kranker Priester und solcher Personen, die durch die Begebenheiten der Revolution zu Grunde gerichtet worden. Einen Augenblick lang über diese seltsame Zusammenbringung sich wundernd, tritt man in das Haus, durch das Chateaubriand jetzt ohne alle sophistische Widerrede seine Farbe und Stellung zugesteht, während man sonst seinen vielfach schillernden und kreisenden Stern nie mit Gewißheit bestimmen konnte. Chateaubriand, der unter der Restauration das bekannte Wort von sich sagte: „Ich bin Republikaner aus Neigung, Bourbonist aus Pflicht, und Monarchist aus Vernunft," hat seit der Julirevolution diese seine drei Naturen in Einen Guß verschmolzen, und ist als armer Ritter des Carlismus gen Prag ge-

zogen, wie in seinen frühern Jahren gen Jerusalem, beidemal aus Andacht zu einem Kinde. Als Chateaubriand von der durch den Tod des Herzogs von Enghien blutbefleckten Kaiserherrschaft sich abgewandt und im frommen Eifer nach Palästina gewandert war, trat er an die Ufer des Jordan, und schöpfte das heilige Wasser, mit welchem Johannes das Christuskind getauft hatte. Es ist bekannt, daß er eine Phiole voll dieses Jordanwassers mit sich nach Frankreich genommen und daß er der Herzogin von Berry davon gab zur Taufe des kleinen Bordeaux, dessen Schläfe nun mit derselben heiligen Fluth genetzt wurden wie das Christuskindlein. Ist es dann ein Wunder, wenn eine Phantasie, wie die Chateaubriands, nur noch das Glaubensbekenntniß zuläßt: „Madame, Ihr Kind ist mein König!“ und so wohnt der Taufpathe des Carlismus jetzt in einem carlistischen Hospital, wo er zu dem einen Kinde für das andere betet. Dieser große hochromantische Paladin Frankreichs schmollt jetzt mit Frankreich, und doch gibt es nichts Schönes und Nennenswerthes in der Habe der Nation, mit dem sich nicht der Name Chateaubriand verknüpfte.

Wie klopfte mir mein Herz, als ich um die

mir bestimmte Stunde vor seinem Hause anlangte und die Annäherung dieses bewundernswürdigen Geistes in mir empfand! Es war mir als käme ich wallfahrten zu diesem prophetischen Einsiedler von Paris, um Trost, um Erquickung, um eine gute Verheißung für die Zukunft, und er schien mir der wahre Beichtvater all dieser modernen Politik, um ihm zu beichten das ganze belastete Herz dieser Zeit und an der Urne der europäischen Freiheit mit ihm zu weinen! Chateaubriand ist das zarte Gewissen der neueren Geschichte, das immer vor der Schuld, die in der Entwickelung ist, zurückbebt und deshalb in beständigem Widerspruch sich sieht mit der Geschichte, in demselben Moment, wo es Geschichte bilden hilft. So hat er als Liberaler für die Legitimität und als Legitimer für den Liberalismus gewirkt, er ist der größte und treueste Schildhalter der Bourbonen gewesen und hat gleichzeitig für die Preßfreiheit gefochten, welche die Borbonen tödtete. Er gehört zu den wenigen Charakteren, welche ohne Schuld Geschichte gemacht haben, aber er hat, trotz aller seiner Schwankungen, das Geheimniß nicht verstanden, zu gleicher Zeit gewissenhaft und gewissenlos zu sein, welches das Geheimniß der Geschichte selber ist, ihre göttliche Perfidie; und darum endigt

Chateaubriand unhistorisch! Er ist der romantische Don Quixote des neunzehnten Jahrhunderts, der eine tragische Ehrlichkeit an Alles setzt und eine komische Wirkung hervorbringt, die wehmüthig lachen macht! Durch die äußersten Wechselfälle der letzten funfzig Jahre ist er mit hindurchgegangen, aber nicht, wie Talleyrand, als der Dämon und Kobold dieses Wechsels, sondern wie eine schöne Seele, die ihr Schicksal duldet, einer Blume gleich, deren Kelch der Wind hin und her schaukelt und ihre Düfte verschüttet. In seiner Jugend trieb ihn der Hang nach Naturfreiheit in Amerika's Urwälder und dort betete der Schwärmer in Rousseau's Sprache zu der Sonne der neuen Welt und schmiegte sich wie ein Kind an die großen üppigen Blumen dieser jungfräulichen Vegetation. Während er noch betete in der Sprache Rousseau's, des Priesters der Volkssouverainetät, fällt ihm in einer Hinterwäldler-Ansiedelung ein Zeitungsblatt in die Hände, das aus Frankreich die Flucht Ludwigs **XVI.** meldet, und mit Allgewalt erwachen in ihm alle seine royalistischen Sympathieen, die den rousseau'schen Naturmenschen plötzlich in einen bourbonistischen Emigrirten verwandeln, in welchem Aufzuge man ihn bald bei der Belagerung von Thionville erblickt. Und doch

schrieb er kurz darauf in London seinen wunderlichen **Essai historique**, in dem er gewissermaßen Liebesthränen vergoß am Halse der Revolution und an dem süßen Wein der Freiheitsideen sich fast wie Vater Noah berauschte, indem er seine Blöße dabei erkennen ließ. Dann zog ihn wie magisch das Gestirn Napoleons an, das immer heller und mächtiger strahlte, und Chateaubriand, seinen Liberalismus in der Bewunderung für Napoleon abdämpfend, feierte den Engel des Friedens in ihm, den Gott selbst zur Versöhnung der Revolution gesendet. Und Napoleon bewunderte seinerseits den **Genie du Christianisme**, dessen schönrednerischer Katholizismus ihm gerade in seine Pläne mit dem Papste taugte, und die Geistlichen belobten damals Herrn von Chateaubriand als den Wiederhersteller der christlichen Religion in Frankreich, obwohl sie später sein Buch noch mehr ehrten und es auf den Index der verbotenen brachten. Die Welt war aber damals verworren genug, um einem so abgeschmackten und abergläubischen Buche, wie dieser **Genie du Christianisme**, ein solches Aufsehn zu verschaffen, und wenn man bedenkt, daß nicht lange vorher in Frankreich eine Grisette als Göttin der Vernunft ausgerufen worden, so läßt sich begrei-

fen, daß Chateaubriand's **Genie du Christianisme** für eine Wiederherstellung des Christenthums gelten konnte. Dies Buch ist ein albernes Zwischengebilde zwischen der materialistischen Weltansicht der Encyclopädisten und dem späteren St. Simonismus, der sich zu einer künftigen socialen Revolution ebenso verhalten wird wie die Encyclopädisten zur Revolution von 1789. Aber Chateaubriand, den wir hier plötzlich in eine mit Goldquasten und Manschetten ausgeputzte Mönchskutte gekrochen sehn, mußte glauben ein gutes Werk verrichtet zu haben, als er diese neue Belebung des religiösen Gefühls erblickte, die sein ästhetisch-katholisches Christenthum überall in Frankreich anrichtete, und doch erschien er selbst dabei nur wie in einem weltlichen Harlekinsaufzug, ein bigotter Prophet mit Tanzschuhen und seidenen Strümpfen und einem Hofdegen an der Seite. Doch Chateaubriand glaubte an sich selbst und war glücklich. Aber sein weiches Herz, sein grundehrliches Gemüth spielten ihm wieder einen Streich, und als Napoleon, in dem er noch vor Kurzem die Rettung der Zeit gesehen, sich die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte, konnte es Chateaubriand nicht länger in Frankreich aushalten. Der Pilger von Jerusalem versöhnte sich

auch nie wieder mit dem großen Kaiser, er schlug hartnäckig alle Anerbietungen zu dessen Dienst aus, und als Napoleon stürzte, schrieb Chateaubriand Das, was er früher nur anzudeuten gewagt, mit riesenhafter und kecker Fracturschrift aus in der Brochüre: **De Bonaparte et des Bourbons!** So war er denn wirklich, der weitgereiste Mann, nach Rousseau und Voltaire, nach Amerika's Urwäldern und dem stillen Meer, nach Palästina und dem Jordan, nach den Ungeheuern des Nils, nach dem **Genie du Christianisme** und nach der Tragödie der Kaiserherrschaft, wieder angelangt bei seinen Bourbonen, und, um ein Wortspiel Hamlets auf andere Art zu übersetzen, er überbourbonte jetzt noch eine Zeitlang den Bourbonismus. Denn man liebt seine Freunde zärtlicher, wenn man sie lange Jahre nicht gesehen und geküßt. Die Restauration gab Herrn von Chateaubriand das Ministerportefeuille, den Pairstuhl und die akademische Uniform, sie verlieh ihm den eigentlichen Glanz seiner politischen Wirksamkeit, und obwohl er von Zeit zu Zeit wieder an den Bourbons irre wurde, so widmete er ihnen doch eine rührende Siegwartstreue, die bis an deren Ende aushielt. Von allem Großen aber, was er gedacht, gethan, geschrieben, wird ihn vielleicht nur ein

Einziges mit dauerndem Ruhm überleben, nämlich daß er mitten in einem so heuchlerischen und zweideutigen Jahrhundert, wie dem unsrigen, der Held der Preßfreiheit gewesen, und daß er, wie er selbst in der bekannten Vorrede seiner Memoiren von sich sagt, dadurch wenigstens zu einer Freiheit hingeleitet habe, die alle übrigen ersetze! In dieser Glorie erschien mir jetzt Chateaubriand, als ich seine Thür klinkte, und ich Deutscher hatte Ursach, mich vor seiner Größe ehrerbietig zu neigen. —

In einem kleinen länglich schmalen Zimmer von der einfachsten Ausstattung sitzt Chateaubriand vor dem Kamin, ihm gegenüber sein Secretair, denn man trifft ihn jetzt immer beschäftigt, an seinen Memoiren zu dictiren. Vom Fenster schreit aus einem goldenen Käfig ein Papagey dem Eintretenden entgegen und begleitet mit seiner schmetternden Stimme fortwährend die Unterhaltung. Chateaubriand kommt dem Besuchenden mit einer raschen Bewegung entgegen, in der sich fast unmerklich sein leises Hinken verräth. Er ist ein kleiner Mann mit einem feinen charaktervollen Gesicht, dunklem Colorit und ziemlich kräftigem Aussehn. Man sieht ihn in seinem Zimmer gewöhnlich in einem braunen Hausrock, an dem die

weiße Manschette zierlich hervorsieht. Ein etwas malerisch um den Kopf gewundenes Tuch, wie es fast alle Franzosen zu ihrer Morgentoilette tragen, versteckt das graue Haar und läßt den Achtundsechzigjährigen um Vieles jünger erscheinen. Seine Verbeugungen erinnern an den Hofmann. Aber der Blick seines Auges hat etwas Anmuthiges neben einer lauschenden und stechenden Nüance, die charakteristisch ist. Zugleich ist dies ein Auge, das den Hang ausdrückt, gelobt und geschmeichelt zu werden, und ich konnte ihm mit gutem Gewissen meine eigene Bewunderung, und die man in Deutschland für ihn hegt, zu erkennen geben. Er sagte mir mehrmals: J'aime l'Allemagne à la folie," doch war er im Verlauf unseres Gesprächs bescheiden genug, Das, was er in einer seiner letzten Schriften über deutsche Philosophie gesagt, selbst für sehr geringhaltig und aus einer leider zu oberflächlichen Kenntniß des Gegenstandes entsprungen auszugeben.

Chateaubriand ist im Anfang des Gesprächs einsylbig und zurückhaltend; erst wenn man ihn für ein Thema anzuregen weiß, wird er beredter und spricht dann mit einer beseelenden Wärme, die unwiderstehlich zu ihm hinzieht. Seine Bewegungen werden lebhaft, seine Worte scheinen ein

feuriger Strom, und man ahnt den großen Redner, der auf der Tribune und bei diplomatischen Verhandlungen zum Dichter werden konnte. Sein Lieblingsthema sind seine Memoiren, die er binnen Jahresfrist vollendet zu haben denkt. Diese Memoiren werden in 12 Bänden ein Lebensgemälde der letzten funfzig Jahre abgeben, wie man es noch für keine neuere Geschichtsepoche besitzt, indem alle Seiten der modernen Existenz darin berührt sind und auf dem Grunde der Politik zugleich die Entwickelungslinien der Literatur, Kunst und des Gesellschaftslebens sich abzeichnen sollen. Chateaubriand läßt sich noch immer bitten, diese Denkwürdigkeiten doch noch bei Lebzeiten herauszugeben, und wiederholt dann heroisch mit hintenübergelegtem Kopf, daß er niemals darein willigen werde. Er thut mit seinen Memoiren fast wie eine schöne kokette Frau, die uns freigebig ihre Liebesblicke schenkt, aber doch keine Gunst danach gewähren mag. Seine Vorrede zu den erschienenen Auszügen, die nach seinen Vorlesungen bei Madame Recamier gemacht und veröffentlicht wurden, ist doch gar zu ruhmredig für einen großen Mann. Man sieht ihn darin, wie er sich selbst auf den Teller legt, sich mit großem Appetit verspeist und sich selber so gut schmeckt,

daß er es nicht lassen kann, mit der Zunge zu schnalzen. Ich mußte lächeln, als er mir jetzt gegenübersaß, dieser liebenswürdige Marktschreier seiner großen Schicksale, die er an allen Ecken ausruft, und dabei verschämt sein Gesicht hinter dem Veilchenstrauß der Bescheidenheit birgt.

Chateaubriand erkundigte sich bei mir sehr genau und mit großem Eifer nach dem Befinden der königlichen Familie in Berlin, und gedachte seines eigenen Aufenthaltes in dieser Stadt, in der er bekanntlich das Jahr 1820 als Ministerresident und außerordentlicher Gesandter verbrachte und Ritter des preußischen schwarzen Adlerordens wurde. Er hob den Sinn des Königs für Musik hervor und bemerkte, daß derselbe Gluck liebe und Rossini hasse. Auch nach Spontini, für dessen Musik Chateaubriand in Berlin eine große Vorneigung gefaßt zu haben scheint, fragte er mit vieler Theilnahme, und wollte von mir wissen, ob Ancillon, welcher ausgezeichnete Staatsmann damals noch lebte, populair sei? Ich Aermster wußte ihm dies Alles bei meiner gänzlichen Unkunde gar nicht zu bestätigen, denn in Ihrem Frankreich, Herr Vicomte, weiß man wohl Alles und spricht auch darüber, aber in unserm Deutschland ist es nicht erlaubt, Alles zu wissen!

Aber mir fiel ein allerliebstes kleines Gedicht ein, das Chateaubriand in unserm Charlottenburg gemacht, unter jenen wehenden Cypressen, die ein schönes Grabmal und ein schönes königliches Herz bewachen. Ich erinnerte ihn an seine Verse auf das Denkmal der Königin Louise von Preußen, und er meinte, daß diese hohe Frauengestalt immer der vermittelnde Engel gewesen zwischen Volk und Thron.

Wir kamen bald auf den Zustand der gegenwärtigen Zeit zu sprechen, auf die atmosphärischen Bedingungen dieser Epoche, unter denen wir jetzt athmen. Chateaubriand berührte die Auflösung und Anarchie aller Dinge und Meinungen, wodurch sich auf den ersten Anblick die Gegenwart charakterisirt. Unsere Zeit sei tief unglücklich! Aber woher komme dies Unglück? Chateaubriand meinte, es gebe kein Unglück ohne Verschuldung. Selbst der Arme der frierend vor sein em feuerlosen Kamin dasitze und kein Brot mehr mit seinen Kindern zu theilen habe, büße damit eine Schuld ab. Es müsse, fuhr er fort, tief im Schooße der menschlichen Gesellschaft etwas Böses (un vice) geben, ein vice naturel, das die Menschheit so unglücklich mache, und ihr diese Buße auferlege, unglücklich zu sein! Er erging sich darauf in den

heftigsten Aeußerungen gegen den St. Simonismus und andere Afterrichtungen, welche das menschliche Geschlecht neuerdings irre geführt und abgeführt hätten von dem wahren Heil. Das Christenthum werde immer dauern, und er sei fest überzeugt, daß keine andere als die christliche Religion auch wieder die Grundlage der neuen Gesellschaft (nouvelle société) bilden werde. Also glaubt Chateaubriand doch an eine nouvelle société, was mich an ihm überraschte und auch wieder nicht, denn keine Wendung darf an einem so rasch sich umschwingenden Geist, wie der seine ist, im Grunde befremden.

Er sprach noch vieles Schöne über die ewige Bedeutung des Christenthums. Was, rief er aus, soll man denn anbeten, als das höchste Wesen in seiner dreifaltigen Offenbarung? Man könne vielleicht noch Manches künsteln und fabriziren an den Uebergängen und Perioden der Geschichte, aber ein neuer Gott werde sich nicht machen lassen, so wenig, wie ein anderer Frühling als der, den die Natur selbst hervorbringt! Uebrigens, setzte er hinzu, bin ich der Meinung, daß die europäische Menschheit zu Ende läuft (s' en va) und einen Rest gesetzt hat; wo aber auch der Schauplatz einer künftigen Cultur sein werde, dieselben Sterne der

göttlichen Gnade würden der Menschheit immer leuchten!

Ich fragte Herrn von Chateaubriand nach der Zukunft. Er aber verwies mich auf seine Memoiren, in denen er nicht nur den Spiegel der Vergangenheit gegeben, sondern auch eine Perspective der Zukunft gezeichnet habe, wie er sie sehe. Während er sprach, wärmte er sich an seinem Kamin die Hände und sah gedankenvoll in die Flamme, die von Zeit zu Zeit der Secretair anschürte. Wer bürgt mir aber dafür, daß ich die Memoiren Chateaubriands erlebe, wenn ich auch die Zukunft erlebe, und wer bürgt Herrn von Chateaubriand, daß diese Zukunft nicht längst zur Gegenwart geworden, wann seine Memoiren herausgegeben werden dürfen? denn die nächste Entwickelung der Geschichte wird unendlich rasch sein und unser Zukunftstraum gleicht der flüchtigen Kaminflamme, die jetzt im Wiederschein über Chateaubriands edles Gesicht zittert und dann verlischt. —

Ich übergehe für diesmal andere Seiten des Gesprächs, die sich zu einer besonderen Beziehung auf Deutschland ausspannen, und bemerke nur noch, daß die Gerüchte, welche man über die Kümmerlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse

Chateaubriands ausgesprengt hat, durchaus ungegründet und übertrieben sind. Chateaubriand ist fortwährend auf ziemlich standesmäßigen Fuß, freilich im verkleinerten Maßstabe, eingerichtet, und hat in früheren Tagen der Armuth, in denen er das Kummerbrot der Verbannung gegessen, ohne Zweifel mit größeren Entbehrungen zu kämpfen gehabt, als jetzt, wo ihm aus Carlistenfonds gewiß nicht ganz unbedeutende Unterstützungen zufließen. Von dem Staate empfängt und nimmt Chateaubriand nichts, seitdem er, um nicht Louis-Philipp den Eid der Treue zu leisten, durch seinen Austritt aus der Pairskammer auch die letzten 12,000 Francs seiner jährlichen Einkünfte aufs Spiel setzte, aber man darf nicht denken, daß er darum wie Kotzebues armer Poet wirthschafte. Der Theil der **Infirmerie de Marie-Thérèse**, welchen er bewohnt, hat das Ansehn einer stillen Villa, wahrhaft im Charakter einer Emigrirten-Wohnung, das Haus liegt hinter einem Vorhofe versteckt, und hinten gränzen bedeutende Gartenanlagen an. Chateaubriand versteht aber auch ohne Zweifel die Armuth romantisch und hochpoetisch zu nehmen, und seine Phantasie gefällt sich darin, daß der größte Mann Frankreichs, der sich für den Todtengräber seines Jahrhunderts hält, auf der

Infirmerie de Marie-Thérèse seine einsame Kirchhofwohnung genommen! —

Und ist Chateaubriand wirklich der größte Mann Frankreichs und ist er, wie er in seiner Memoirenvorrede sich nennt, der Todtengräber, der berufen worden, sein zusammenbrechendes Zeitalter einzuscharren? Chateaubriand wollte uns rühren, aber wir können es uns nicht verhehlen, er hat sich selbst eine zu große Ehre damit angethan! Keinem Sterblichen ist diese hohe Mission gegönnt, zu der sich Herr von Chateaubriand auserwählt glaubt und die ihm schwer werden soll zu üben. Nur ein Gott vermag jedem Zeitalter die Augen zuzudrücken und auf den Gräbern der Menschheit das Kreuz zu errichten mit der bezeichnenden Inschrift, das Individuum aber wird mit unter die Todten geworfen. Ich fürchte auch, daß Chateaubriand keine große Gestalt für die Nachwelt sein wird. Der Nachwelt kann er vielleicht gerade darin abgeschmackt erscheinen, worin er seiner Mitwelt, welche die gleichen Schwankungen mit ihm bestanden, Bewunderung abnöthigte. Denn Chateaubriand drückt nur die Sentiments seiner Epoche aus, er ist der politische Werther seines Jahrhunderts, und bezeichnet nicht, wie Talleyrands Name, die plasti-

schen Thatsachen der geschichtlichen Bewegung, sondern nur die lyrische Subjectivität der Zeit, die davon hin und hergeschaukelt wird, und Glockentöne danach von sich gibt, bald traurige, bald frohe. Solche musikalische Naturen, wie Chateaubriand, verklingen mit den Winden der Zeit, die auf ihren Saiten gespielt haben, sie leiden, weil sie durch und durch Musik sind, das Schicksal aller Musik, in die Lüfte zu verschweben. Bei aller Persi die eines Talleyrand und bei aller Redlichkeit eines Chateaubriand steht der Eine doch am Ende nicht weniger zweideutig in der Geschichte da als der Andere, und wenn man Chateaubriand nicht den Vorwurf macht, daß er Eide gebrochen, so macht man ihm den, daß er sie gehalten. So läuft im Ganzen und Großen der Geschichte Alles auf Eins hinaus. Wenn ich an Talleyrand's Metamorphosen denke, wird mir seltsam zu Muthe. Wird die Nachwelt eine Satire, eine Elegie oder ein Lehrgedicht über Talleyrand schreiben? Lehrreicheres, Wehmüthigeres und Burleskeres zugleich kann es in der That nicht geben, als die allfarbige Gestalt dieses Mannes, der ebenso viele Eide geschworen als gebrochen, ebenso viel zerstört als aufgebaut, ebenso oft für die Bewegung als für den Stillstand und den Rückschritt gefochten, ebenso oft

ein Augur der Zukunft, ein Schelm in der Gegenwart, und ein Heuchler mit der Vergangenheit gewesen! Und doch, vergleichen wir damit unsere keusche Mimose Chateaubriand, der bei jeder Berührung der Geschichte sich empfindsam in seine Tugend hüllte, was hat Chateaubriand am Ende voraus vor Talleyrand in der Meinung der Geschichte? Wird man nicht ewig staunen müssen, wenn man den prächtigen Pfauenschweif sich betrachtet, an dem die Gestalt Talleyrand's die Hauptbegebenheiten der neuesten Geschichte hinter sich herzieht? Erst als Priester mit dem Schwert des Radicalismus eifernd, dann als Diplomat mit dem Hirtenstab der Friedensverträge winkend, allen europäischen Cabineten ein Schreckensmann, immer gleich unentbehrlich in den entgegengesetztesten Perioden der Staatsverfassung, ein lächelnder Kriegsgott der Politik in Hofgala und modisch frisirter Staatsperücke; keine andern Waffen als Worte, keine anderen Blitze als diplomatische Noten schleudernd; ein widerstandsloses Kind des Zeitgeistes und zugleich dessen sprüngemachender Satyr; in den Salons ein witziger Gesellschafter, mit dem besten Bonmot auf der Zunge für jedes Ereigniß: — so erscheint dieser ehemalige Bischof von Autun, dieser ehemalige

Präsident der Nationalversammlung, dieser ehemalige Minister des Auswärtigen unter dem Directorium, dieser ehemalige napoleonische Minister, dieser ehemalige Minister und Geburtshelfer der Restauration, und seit der Julirevolution: dieser ehemalige Repräsentant der neuen französisch-englischen Sympathie, so erscheint uns Fürst Talleyrand bald bewundernswerth in seinen öffentlichen, bald lächerlich und verächtlich in seinen menschlichen, bald tragisch in seinen an die Wandelbarkeit der Zeit geknüpften Beziehungen. Und wenn er Allem untreu, wenn er an Allem zum Verräther wurde, blieb er nicht ihr, der immer treulosen Zeit, immer treu? führte er nicht ihre Sache mit einer Hingebung für den allgemeinen Fortschritt, wie mit einer Tapferkeit der eigenen Klugheit, die ihn seit vierzig Jahren auf dieser nie beruhigten Wellenlienie der Ereignisse als ein großartiges Bewegungselement erscheinen ließen? — Und was wird man von Chateaubriand sagen, der, wie Talleyrand, in demselben Zeitraum von derselben Centrifugalkraft der Begebenheiten angezogen und abgestoßen wurde? Wird man seine eidgetreue Tugend, die ihn in nicht geringere Widersprüche verwickelte, moralischer finden, als die bewußten

und absichtsvollen Widersprüche Talleyrands? Und wie wird eine ruhige und glückliche Nachwelt übereinkommen, was man Tugend in der Geschichte zu nennen habe? — — —

3.

Meine Madame Grenelle und die französischen Frauen.

(15. April 1837.)

— Seit einiger Zeit speise ich zweimal in der Woche bei einer Französin im Faubourg St. Germain, die einen kleinen Mittagszirkel um sich gebildet hat, wie es in Paris häufig mittellose Damen und besonders Witwen aus den anständigsten Classen zu thun pflegen, um ihren Haushalt besser bestreiten zu können. Es sind vornehmlich Fremde, welche gegen eine nicht immer ganz wohlfeile Entschädigung um den Mittagstisch einer solchen wohlsprechenden Französin sich vereinigen und dafür den Vortheil genießen, schon gleich nach ih-

rer Ankunft in alle Stadtgeheimnisse, Parteigeklätsche, Liebes- und Heirathsgeschichten eingeweiht zu werden, und das Alles in einem fließenden Strom der französischen Conversation, von deren originellen Wendungen man durch einen solchen weiblichen Demosthenes in wenigen Stunden mehr ervortheilt als wenn man jetzt wochenlang die Salons oder die Deputirtenkammer besucht. Diese Damen, die sich mit vieler Würde und Anmuth hinter der Suppenschüssel repräsentiren, tragen gewöhnlich auch eine sehr bestimmte politische Färbung, und die unsrige ist eine so leidenschaftliche Carlistin, wie es kaum noch eine zweite im Faubourg St. Germain geben kann. Madame Grenelle prophezeite uns neulich auf das Gewisseste, daß Frankreich binnen fünf Monaten eine vollständige Revolution haben würde. Alle Augenblicke will sie wissen, daß sich eine gefährliche Emeute in der Stadt zugetragen, und heut erzählte sie von einem Aufstand der brotlosen Ouvriers an der Porte St. Denis, von dem man aber in ganz Paris nichts weiß. Auch kein einziges Journal meldet etwas davon, Madame Grenelle! entgegnete ich ihr — und doch behaupten Sie, daß zwei und zwanzig Menschen dabei umgekommen sein sollen. — Und was beweist das, mein Herr?

erwiedert mir Madame Grenelle, indem sie ihre merkwürdige Altstimme noch um zwei Octaven tiefer ansetzte — es beweist nichts als die Niederträchtigkeit unserer Journale, wenn sie nicht einmal von der Emeute an der Porte St. Denis sprechen, denn diese Journale, glauben Sie mir, mein Herr, stehen jetzt alle im Solde Louis-Philipps, welches ein Mann ist, knickerig genug, um sich seine Röcke wenden zu lassen, und der uns anbettelt um die Aussteuer seiner Söhne, während er reicher ist, als wir Alle zusammengenommen. Denn stocken nicht jetzt Handel und Gewerbe, die unter der vorigen Dynastie im größten Flor standen, ist nicht der Arme brotlos, und sollte man nicht unsere Millionen, welche diese jämmerliche Deputirtenkammer doch für den Herzog von Orleans zu votiren Miene macht, lieber unter die Pensionnaire der alten Civilliste vertheilen? Ach, diese armen unglücklichen Pensionnaire! Habe ich nicht auch einen leiblichen Oheim darunter, der Frankreich unter der Restauration große Dienste geleistet hat? Ja, meine Herren, die Restauration und das Ministerium Villèle — —

Und nun ergießt sich der unaufhaltsame Strom bis zum Dessert hin in einem Zuge, das Tempo seines Flusses bald rascher, bald langsamer neh-

mend und nach Maßgabe des Eindrucks, der hervorgebracht werden soll, ganz kunstmäßig sich modulirend. Madame Grenelle ist nur eine anständige Bürgerfrau, denn ihr seliger Mann war **Epicier** gewesen in der **Rue du Bac**, aber sie kennt die politische Geschichte ihrer Nation so genau und bis in die Details hin, daß sie für Deutschland schon gelehrt genug wäre zu einer Professur der Staatswissenschaften. Sie ist unterrichtet von Allem, was geschieht und nicht geschieht, so daß man zuweilen auf den Gedanken kommen könnte, sie halte sich Kundschafter oder gebe selbst einen solchen ab, denn häufig stehen Damen dieser Art mit der Polizei in irgend einem Verhältniß. Seit einiger Zeit ist aber Madame Grenelle etwas kränklich und empfängt uns in ihrem weißen Himmelbette liegend, in welchem sie sich in ihrem schneeweißen Negligée mit der größten Zierlichkeit bewegt. Dies hält sie nicht ab, mit ihrer kräftigen Mannsstimme dennoch die Kosten der Unterhaltung zu bestreiten, und sie erzählt uns dann von der Politik, während wir in dem offenstehenden Nebenzimmer speisen, vor allen Gefahren dieser verführerischen Situation durch eine gehörige Distance gesichert.

Aber man bedenke, daß Madame Grenelle

eine Frau von vierzig Jahren ist, daß sie sich nur um ernste Staatsangelegenheiten kümmert, und daß sie höchstens dann wonnig lächelt, wann wir ihr auf's Wort glauben, daß es an der Porte St. Denis eine große Emeute gegeben. Und wer da weiß, was es in Paris sagen will: eine Frau von vierzig Jahren, der wird auch über die Reize meiner Madame Grenelle im Reinen sein. Eine Frau, die in Paris vierzig Jahre alt geworden, hat aufgehört, eine Frau zu sein, sie wird entweder ein Mann oder eine Matrone, letzteres mit einer Nebenbedeutung, und begibt sich aus dem Strudel der Vergnügungen auf die Bahn wichtiger und einträglicher Geschäfte. Eine Frau, die in Paris den Entschluß gefaßt hat, vierzig Jahre alt zu sein, hat dadurch eine Probe von großem Heroismus an den Tag gelegt, sie hat auf eine ehrenvolle Art mit der Gesellschaft capitulirt, aber weit entfernt davon, sich für besiegt in derselben zu erklären, fängt sie es jetzt auf eine andere Weise an, eine selbständige Macht darin auszuüben. Sie übernimmt gewissermaßen das Portefeuille der Gesellschaft, als Minister aller ihrer innern und äußern Angelegenheiten, und wenn sie früher liebenswürdig war, so sucht sie jetzt wichtig

zu werden, verschenkt ihren Rath wie sonst ihre Gunst und triumphirt durch ihre Lebenserfahrungen und Verbindungen, wie sonst durch ihre Toilettenkünste. In keiner Stadt aber begegnet man alten Frauen mit so satanischen Physiognomieen, wie in Paris, obwohl ich unserer Madame Grenelle keineswegs nachsagen will, daß sie dazu gehörte. Sie hatte vielmehr immer den wohlwollendsten Ausdruck, wenn sie uns den Braten vorlegte, und machte nur dann ein malitiöses Gesicht, sobald sie auf Louis-Philipp zu reden kam.

Die Pariserinnen haben wenig Anziehendes für mich und ich könnte bei ihnen leicht in den Ruf des heiligen Antonius gerathen. Aber die ihnen eigene Schönheit besteht mehr in geheimen als in sichtbaren Reizen, und gleicht manchen Gerichten (wie z. B. überzuckerten Vogelnestern), die nur ein vollkommener Gourmand zu würdigen versteht, die aber dem an eine gute und einfache Hausmannskost gewöhnten Laien widerstreben. Bei aller reizenden Tournure, ist doch die Gestalt der Pariserinnen selten ausgebildet, weder zu einer Hebe noch zu einer Juno, sondern man findet hier vorherrschend einen Mittelschlag von schönen Formen, die geschmeidig

und elastisch genug sind, aber ihre Anmuth mehr darin zeigen, wie sie sich bewegen, als wie sie gebildet sind. Wo sich einige Fülle der Glieder ansetzt, entsteht auch sogleich ein Embonpoint, das man hier so äußerst häufig bei den Frauen antrifft, ein Zustand, den ein solcher beau corps de femme freilich in der besten Haltung zur Schau zu tragen versteht. Die großen Nasen verleihen aber den Gesichtern der Pariserinnen etwas Charakteristisches, das ihnen mehr männliche Schönheit gibt als weibliche, und wozu oft auch die sonore Altstimme sich gesellt, die durch ihre Tiefe überrascht, aber auch seltsam reizt. Die Pariserin ist keine Venus, sie müßte denn eine Venus Callipyga sein, denn in dieser Form, für welche Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst noch keinen wohllautenden deutschen Namen gefunden, stellt sie allerdings das Höchste und Schönste in ihrer Erscheinung dar, und verwendet auch die größte künstlerische Sorgfalt darauf, von dieser Seite zur Göttin zu werden. Diese Seite ist die ausgebildetste an ihr, eine Seite von europäischem Rufe, und die Toilette wetteifert hier mit der Natur, ein Meisterwerk zu Stande zu bringen, das auf den vollendetsten Zauber berechnet ist. Dieser Punkt ist die eigentliche Schönheitsper-

spective an der kleinen Gestalt einer Pariserin, von ihm aus ergießt sich Leben und Beleuchtung auf alle übrigen Körperformen, er ist die magische Figuration, in welcher die Wellenlinien der ganzen Gestalt concentrisch zusammenlaufen. Der zweite Brennpunkt ist das Auge, um die Pariserin ihre eigenthümlichste Wirkung erlangen zu lassen. In diesem Auge strahlt Feuer, Witz, Verstand, Liebe und Klugheit, offener Muth und verborgenes Glück, und von diesem glänzenden Auge empfängt der trübe Teint einige verschönende Reflexe. Die halb trübe halb bleiche Gesichtsfarbe rührt hier, wie ich glaube, hauptsächlich von dem Einfluß der Kamine her, die, solange man vor der Flamme sitzt, eine starke Röthe erzeugen, welche aber beim Hinaustreten auf die Straße sogleich in eine unrein verwaschene Blässe übergeht; und da den Frauen vorzugsweise die Kaminseite gehört, und sie sich stetiger dieser Einwirkung der Gluth aussetzen, so erklärt sich daraus wohl zum Theil der fast durchgängig schlechte Teint der Pariserinnen.

Die Frau führt in Paris das schönste Leben und nirgend in der Welt hat sie so viel Vergnügen als hier, weil sie noch nirgend so selbständig geworden ist. Das weibliche Geschlecht ist in Pa-

ris schon bedeutend herausgetreten, und zwar in allen Ständen, von den Purpurteppichen des vornehmsten Boudoirs herab bis zu der königlich thronenden **Dame du Bureau** in einem Caféhause, welche zierlich mit Wichtigkeit den Betrag jeder **demi-tasse** in ihr Buch einzeichnet. Besonders im Bürgerstande hat die Frau hier ein großes Uebergewicht über den Mann davongetragen. Sie sitzt den Tag über in der Boutique hinter ihrem stattlichen Comptoirtisch, schön, anmuthig, gewandt, immer nach der neuesten Mode gekleidet, und zieht die Käufer an, die sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt. Sie empfängt die Huldigungen galanter Cavaliere, sie weiß zu reden, und bleibt keine Antwort, keine sinnvolle Anspielung schuldig, während ihr Mann, der im Fond des Ladens unter seinen Gesellen arbeitet, oft ein Flegel ist und an Bildung, Lebensart und Gewandtheit des Wesens sich ihr gar nicht vergleichen kann. Dafür hält sie aber auch, im Gefühl ihrer Würde, den Mann bedeutend unter dem Pantoffel, unter dem hier fast jeder Ehemann des Bürgerstandes sich befindet, und es gibt in Paris kaum einen Hutmacher oder Handschuhfabrikanten, der eine Boutique hielte, welcher nicht auch die unumschränkte Oberherrschaft seiner schöneren Hälfte

willig anerkennte. Man sieht hier auch keinen Laden, selbst für die geringfügigsten Gewerbe, in denen sich nicht hübsche und elegante Frauen als Aushängeschild zeigten, wie es überhaupt keinen Ort und keine Gelegenheit in Paris gibt, wo man nicht mit den Frauen zu thun bekäme, und wo ihnen nicht aufzutreten und ihre Hände im Spiel zu haben gegönnt wäre.

Jedoch ist den Frauen aus den höheren Ständen die öffentliche Bewegung bei weitem weniger freigelassen, als man nach einer oberflächlichen Ansicht der pariser Verhältnisse denken könnte. Obwohl man sehr viele Damen, einzeln und in Begleitung, in den Cafés und bei Restaurants erscheinen sieht, so ist es doch keineswegs fashionabler Ton für eine Pariserin, sich an diesen Orten zu zeigen, und nur Tortoni und im Sommer die Rotunde im Palais Royal dürften eine Ausnahme davon gestatten. Die Damen, welche in die Cafés eintreten, sind entweder Fremde oder leicht erkennbare Gestalten aus der Provinz, oder sie gehören dem Bürgerstande an, aber höchst selten der vornehmeren pariser Gesellschaft. Diese setzt sich hier mit dem Volksleben um Vieles weniger in Berührung, als man sich gewöhnlich vorstellt. Dagegen sieht man in den Theatern und Concer-

ten auch die exclusivsten Damen in den ersten Logen sich das Vorrecht behalten, mit den weißglacirten Händen Beifall zu klatschen, was oft auf eine sehr stürmische und enthusiastische Weise geschieht und in Deutschland seltsam genug für anstandswidrig gehalten wird. Die Damen aber, die man häufig in den Lesecabinetten sitzen sieht, um für einige Sous die Journale zu lesen, kann man sicher für trostlose Witwen, vermischte Geschäftemacherinnen oder Agentinnen im Dienste irgend einer geheimen Macht halten. —

Man hat die französischen Frauen vorzugsweise in den Ruf der Coquetterie gebracht, eine in Deutschland gäng und gäbe Ansicht von ihnen, die sich aber bei genauerer Bekanntschaft entweder nicht bestätigt oder in ganz anderer Weise aufgefaßt werden muß. Gewiß ist, daß man in Deutschland bei weitem mehr weiblicher Coquetterie begegnet als in Frankreich, denn eine Französin coquettirt nur wann sie will, und mit wem sie will, aber niemals unwillkürlich, wie manche deutsche Frau. Die Französin, das Gemüth durch den Verstand meisternd, hat sich beständig in ihrer Gewalt und nicht so leicht wird ihr das Herz oder eine aufwallende Sympathie einen Streich spielen, sondern sie versteht sogleich die Eindrücke, die sie em-

pfängt, zu beherrschen und eine Absicht daraus zu gestalten. Die Französin sucht nicht nach Sympathieen umher, wie lebenslang es die deutsche Frau thut, sondern sie späht mit weltklugen Augen nach Sieg und Herrschaft. Sie coquettirt, wann sie will, um ihrer Vasallen sich zu vergewissern, aber sie coquettirt nicht, wie die Deutsche, aus Gemüthlichkeit, aus gutmüthigem Drang, aus geheimer Liebebedürftigkeit oder aus Sentimentalität. Eine Deutsche ist oft weit coquetter, als sie selber es sich denkt, während sie in tugendhafter Selbstzufriedenheit glaubt, alle Coquetterie werde schon bei ihren Schwestern jenseits des Rheins aufgebraucht und sie habe in ihrem soliden Deutschland nichts davon abbekommen; aber die Deutsche ist liebenswürdig um dieser unbewußten Coquetterie willen, welche die Sehnsucht eines immer unbefriedigten Herzens bei ihr ausübt, und ihr Werth steigt dadurch im Preise. Eine deutsche Frau macht tausend verstohlene Versuche, die Liebe zu finden und ihren innern Reichthum an einen würdigen Gegenstand zu bringen, bei jeder neuen Bekanntschaft hofft sie einem Messias entgegen, der ihr übervolles Herz erlösen wird, und wie selten werden die Geheimnisse deutscher Vergißmeinnichtaugen verstanden! Die Französin aber weiß nichts

von der deutschen Hieroglyphenschrift der Zärtlichkeit, sie spricht laut, wo Jene seufzt, sie lacht übermüthig, wo Jene liebäugelt, sie ist stolz und befehlend, wo Jene verschämt und anschmiegend ist. Sie theilt glänzende Ordenssterne an ihre Liebe aus, wo Jene Blumen aufsucht, die eine besondere Bedeutung haben. Sie ist offen, wo Jene geheim ist, und ist deshalb weniger coquett als Jene, denn die größte Coquetterie besteht in dem Verschwiegenen. Die Französin ist ein Charakter, die Deutsche ist ein Gemüth, und das Gemüth spinnt überall seine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer stählernen Selbständigkeit sich verhärtet. Daher begegnet es der Französin nie, daß sie unwillkürlich, durch bloßes Augenaufschlagen, Beziehungen suche, sie gleicht vielmehr, besonders in ihrer öffentlichen Erscheinung, dem kalten Eiskrystall selbst, der hell funkelt, aber nicht so leicht, selbst unter dem höchsten Wärmegrad nicht, in Feuer dahinschmilzt. Der gute Ton ist es, der es hier vor allen Dingen so mit sich bringt. Wenn es aber einmal ihr Wille wird, daß sie Beziehungen ergreife und hervorlocke, dann schlägt sie, wie der Pfau, ein prächtig flammendes Farbenbogenrad um sich her, schillert in tausend magischen Strahlen, und es gibt kein Glied, keine

Falte und keine Bewegung an ihr, worin sich nicht Sinn und Absicht hineinlegte, es gibt keinen zufälligen Zug in ihrem Gesicht, der nicht von Coquetterie erglänzte und erzitterte. Dann erlebt man eine prachtvolle Naturerscheinung der Coquetterie, die in Donner und Blitz daherfährt und aus purpurrothen Wolken ihre Feuer sendet.

Die französischen Frauen sind Künstlerinnen ihrer Leidenschaft, sie machen daraus was sie wollen, ein Vaudeville, einen Roman in der Manier von Balzac, ein Trauerspiel, eine italienische Arie oder ein Gelegenheitsgedicht. Diese künstliche Mischung von Gluth, Berechnung, kalter Absicht und Liebe, welche den Charakter der Französinnen ausmacht, ist das eigentliche Geheimniß ihrer siegerischen Erscheinung, ihrer Liebenswürdigkeit und ihres lange andauernden Widerstandes, den sie dem Alter und dem Verwelken entgegenzusetzen wissen. Die Französinnen sind Diplomatinnen der Liebe, sie unterhandeln mit ihren Leidenschaften, anstatt sich ihnen hinzugeben, und verwenden die Gluth ihrer Gefühle zum Toilettenschmuck und zur bunten Draperie ihres Boudoirzimmers. Sie gruppiren die Leidenschaften um ihren eleganten Waschtisch und bedienen sich derselben als einer kosmetischen Seife, welche den Teint verschönert, ein beständig jugendliches

Colorit leiht und das Alter fern hält. Sie verzehren sich nicht durch die Liebe, sondern sie nähren sich an ihr, sie gehen in muthwilliger Blüthe danach auf, und gleich dem Stahl werden sie durch die Flamme immer härter und dauerhafter. Die femme conservée ist daher ein ächt französischer Begriff und in keinem andern Lande begegnet man so vielen wohlerhaltenen Frauen bis zur höhern Stufe des Alters hinauf, als in Frankreich. Fragt man, wodurch sie sich so wohl erhalten haben, so ist es eben jene eigenthümliche Wechseltemperatur von Gluth und Kälte in ihrem Wesen, wodurch man den Stahl härtet, indem man ihn erst in Feuer glüht und dann rasch in kaltem Wasser ablöscht. Das Ideal der femme conservée ist aber hier die berühmte Schauspielerin Mars, die ich jetzt schon mehrmals auf dem Theatre français gesehen, denn ich war natürlich begierig auf den Anblick, wie das alte Frankreich sich jung erhält, da mir das sogenannte junge Frankreich hier in Paris so alt erschienen war und mit den Runzeln und Falten im Gesicht, die man in Deutschland schon vor vielen Jahren abgelegt hat. Man hat sich aber häufig über das Alter der Mars gestritten, bis man endlich ihren Taufschein ermittelte, der auf den 9. Februar 1779 lautet, und die öffentliche Presse hat sich

beeifert, ihre Couriere mit dieser Nachricht in alle Welt auszuschicken. Thörichter Vorwitz! Was hilft es, den Talisman zu entblößen, durch welchen die Magie der Zauberin wirkt? sie bleibt doch Zauberin, denn sie allein versteht den Talisman zu gebrauchen. Wenn ein Taufschein prosaisch genug ist, zu der Mars zu sagen: Du wirst morgen 60 Jahre alt! so braucht sie bloß auf den Abend in ihr Theatre français zu gehen, der Vorhang wird aufgezogen, die Lichter werfen den erhellenden Schein über ihre Anmuth, es flüstert durch das ganze Parterre: das ist die Mars! und jeder Enthusiast zählt ihr 18 Jahre zu, und beklatscht sie für ihre 18 Jahre stürmisch. Wenn aber die Verehrer der Mars den wahren Vortheil ihrer Jugendgöttin verständen, so würden sie in die Journale haben rücken lassen: daß sie ihr achtzigstes Jahr anzutreten im Begriff stehe! Denn darin besteht eben die Jugend der Mars, daß die Mars so alt ist, und je älter sie ist, desto merkwürdiger erscheint ihre Jugend. Es ist hier eine Dialektik von Jugend und Alter, für die man Philosoph sein muß, um sie wahrhaft würdigen zu können.

Ich glaube in der That, es ist ein philosophischer Zug der Franzosen, der einzige, den ich bis

jetzt an ihnen habe entdecken können, daß sie für Jugend und Alter dieser Schauspielerin noch immer schwärmen! Die Charte von 1830 ist schon alt und grau geworden, aber die Mars ist noch immer jung! Wunder genug! — Wie schön, wie anmuthig, wie jung sie noch ist! heißt es überall in den Salons, wenn zur Abwechselung von den Theaterdingen geschwatzt wird; und an einem solchen relativen noch begeistert man sich auf eine Weise, die mir wenigstens ganz philosophisch zu sein scheint, denn die Franzosen werden dabei ihrer sonstigen Natur gänzlich untreu und beten eine Abstraction an, die sie selbst geschaffen haben. Das Letztere haben sie freilich auch in der Politik nur allzuhäufig gethan. Aber was hilft es Alles, wenn es nun einmal Mode ist, die Mars jung zu finden? —

Und wie sieht es denn mit dieser Jugend der Mars aus? Muß man wirklich den Verstand darüber verlieren, und muß man sich seiner eigenen Jugend vor ihrem Alter schämen? Ich rathe Jedem, sein Herz in Acht zu nehmen, wenn er sich im Theatre français befindet. Es gibt auf dieser Bühne, außer der Mars, noch einige andere Damen, in denen die Ehrwürdigkeit mit der Liebenswürdigkeit um die Wette geht, und denen zu

ihrem Alter nur noch das große Talent fehlt, um gleich der Mars berühmt und zu ewiger Jugend auserwählt zu sein. Diese alten Damen am Theatre français sind alle so klassisch, so anmuthig und so durchgebildet, daß es einem Kunstfreund mit dem größten Vergnügen einfallen kann, sein Herz an sie zu verlieren, und nachher muß er dann erfahren, daß sie alle schon ein fast mährchenhaftes Alter haben!

Was die Rollen der Demoiselle Mars anbetrifft, so feiert sie unter denen, in welchen sie als junges und liebenswürdiges Mädchen erscheint, jetzt ihren größten Triumph als Valerie, in dem gleichnamigen Stück von Scribe und Melesville. Hier zeigt sie am merkwürdigsten, worin ihre unzerstörbare Jugend besteht, einmal im Organ, das sich frisch und lauter wie ein beständiger Frühling erhalten, und dann in ihrer jugendlichen Phantasie, welche die Grundquelle aller Verjüngung ist und immer das anmuthigste Bildniß gestaltet. Ich muß es gestehen, die Mars gibt und erreicht als Valerie den Liebreiz eines Mädchens von siebzehn Jahren, im Organ, in den Gebärden, ja in den Gesichtszügen. Diese Zartheit der jugendlichen Gefühlstöne, die wie ein ursprüngliches Leben aus ihr hervorquellen, würde

einer Nachtigall Ehre machen. Es hat etwas Eigenthümliches, auf diese Weise die Jugend durch das Alter dargestellt zu sehen, und ich habe einen seltsamen Eindruck dabei empfunden, dem ich bisher noch nichts Aehnliches gekannt. Mit meiner Bewunderung stritt blos ein physischer Ekel, der mich sonderbarer Weise dennoch bei dieser Erscheinung beschlich, und nachdem die Rarität ihren Reiz verloren, stellte sich der natürliche Sinn wieder bei mir ein. Ich legte meine scharfe Lorgnette weg, um der dämonischen Lust zu widerstehn, die mich getrieben hatte, der geheimen Runzelperspective auf dem Antlitz dieser siebzehnjährigen Valerie nachzugehn! Es ist gewißlich wahr, daß die Kunst frisches Fleisch nöthig hat, um sich zu gestalten, und man soll in ihr nicht ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch flicken, denn der Lappen reißet doch wieder vom Kleid, und der Riß wird ärger. Man soll auch in der Kunst nicht jungen Most in alte Schläuche fassen, weil sonst, wie es heißt, die Schläuche zerreißen, und der Most verschüttet wird; sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide miteinander behalten! —

Am gemäßesten ihrer physischen Natur, und darum am wohlthuendsten, ist für mich die Er-

scheinung der Mars in einem Stücke, das jetzt fast einen Abend um den andern im Theatre français wiederholt wird, unter dem Titel: **La vieillesse d'un grand roi**, von Lockroy und Arnould. Die Franzosen ergötzen sich hier daran, den Großherrn ihrer alten Zeit, Ludwig XIV., am Spätabend seines Lebens als greisenhaften Schwächling zu sehen, wie er seine letzten Athemzüge unter der Oberherrschaft der Maintenon verseufzt. Es ist gar kläglich mitanzuschaun, wie sich hier ein großer absoluter König noch zuguterletzt herumquält, und wie ihm, nach allen gewaltigen Herrlichkeiten des Throns, auch nicht eine kleine menschliche Freude mehr übrig geblieben ist, mit der er sich zu seiner Unterhaltung herumhaschen könnte, wie das Kind mit dem Schmetterling. Doch siehe, das Glück verläßt ihn auch in seiner Schwäche noch nicht ganz, und tröpfelt ihm einige stärkende Lebenstropfen auf Zucker! Eine Hofdame, Mademoiselle de Chausserie, befindet sich in seiner Nähe, und sie liebt heimlich den alten König. Sie ist ein gutes, liebes, gemüthliches Geschöpf, und umgibt den armen Ludwig mit ihrer heilbringenden und sorglichen Neigung, die ihn sinnig, wie alle Liebe ist, gegen die jesuitischen Launen der Maintenon zu

schützen unternimmt. Und der König gibt sich dankbar an diese Wintersonne hin, die noch einmal wärmend auf sein Haupt gefallen, und es ist merkwürdig, in diesem sentimentalen Ausgang das alte Regime mit obligater Rührung verenden zu sehn. Mademoiselle de Chausserie, welche am ancien Regime die Stelle der barmherzigen Schwester vertreten hat, wird aber von der Mars vortrefflich dargestellt, und diese Gluth der Wintersonne eignet der altjungfräulichen Schauspielerin ohne Zweifel auf die gemäßeste Weise. Was übrigens den persönlichen Charakter der Mars anbetrifft, so soll sich dieselbe im Privatleben weniger liebenswürdig geäußert haben als auf der öffentlichen Bühne, und ihre Gemüthlichkeit wird eben nicht gerühmt, wenigstens nicht im Verhältniß zu ihren Kindern, deren sie mehrere zu besitzen das Glück hat. Und doch gehört das genossene Mutterglück ohne Zweifel mit unter die Geheimnisse ihrer Jugend und ihrer Kunst, denn als einer achtundfunfzigjährigen Jungfrau wäre es ihr sonst schwerlich vergönnt, noch eine große und blühende Künstlerin zu sein. Es gibt keine Künstlerin, die als Jungfrau groß würde.

Soweit ich die verschiedenen Typen der französischen Frauenwelt in Paris mir angesehen habe,

gibt es keinen merkwürdigeren Schlag darunter als den Grisettenschlag, und da ich einmal im Zuge bin, über diese Dinge etwas aufzuschreiben, will ich noch Einiges über die Grisetten, und was daran hängt, in meinen Blättern anmerken. Wem dies Capitel nicht gefällt, der kann mit gutem Gewissen meine Bemerkungen überschlagen, und ich nehme als gewiß an, daß die schüchterne Leserin es von selber thun wird. Was eine Grisette ist, läßt sich schwer mit einer bestimmten Zeichnung sagen; eine Grisette ist einmal etwas Besonderes, und dann etwas Allgemeines in Paris. Es gibt eine allgemeine Grisettenhaftigkeit der französischen Frauenwelt, an die man in den vornehmsten Boudoirs erinnert werden kann, und es gibt eine ganz besondere Welt in Paris, welches die Grisettenwelt ist. Die Grisetten in ihrer ursprünglichen Gestalt, ehe sie noch auf ihrer letzten Stufe der Prostitution verfallen, sind die weiblichen Beduinen in der ungeheuern Wildniß der französischen Hauptstadt, und eine gewisse Kernhaftigkeit und naive Naturfrische, ja selbst Treue und Redlichkeit, sind ihnen auch, gleich den Beduinen, in ihrem wüsten Leben nicht abzusprechen. Eine Grisette steht in der Mitte zwischen der Prostitution und

der Tugend, aber sie hat mit der Tugend keineswegs gebrochen, sondern nur ihren Vortheil und das Vergnügen damit zu verbinden gewußt, und aus dieser Mischung geht eben das eigenthümliche Grisettennaturell hervor. Aber obwohl die Grisette auf halbem Fuß mit der Tugend steht, gehört sie doch auch wieder nicht zu jenen Halbtugendhaften (semi - vertueuses), die in der pariser Gesellschaftswelt eine so mächtige Rolle spielen. Die Halbtugendhafte nimmt im gewissen Sinne eine höhere Stufe ein, als die Grisette in Anspruch zu nehmen wagen darf, und es gibt auf dieser moralischen Lebensseite von Paris ebenso feine und mannigfach dialektische Abstufungen, als in dem Parteileben der Politik und der Deputirtenkammer. Die Halbtugendhafte kann sich, unter Umständen, noch in der Mitte der guten Gesellschaft bewegen, jedenfalls bekennt sie sich zu derselben oder stammt auch aus ihr ab; aber die Grisette ist Einfürallemal von der Gesellschaft ausgeschlossen, durch ihre Geburt, durch ihre volksthümlichen Neigungen, durch ihren unverstellten Lebenswandel und durch einen cynischen Hang nach Unabhängigkeit, der merkwürdig ist. Die Halbtugendhafte führt beständig die strengste Tugend im Munde,

sie läßt sich kein unziemliches Wort, keine anstößige Gebärde zu Schulden kommen, und die erste Bedingung, unter der sie ihre Gunst vergibt, ist Verschwiegenheit; diese Gunst kann aber durch höchst verschiedene Mittel erworben werden, und nach diesen Mitteln gruppiren sich die mannigfachen Arten der Halbtugendhaften in ebenso viele verschiedene Klassen. Der ächten Grisette fällt es nicht ein, eine Koketterie mit der Tugend zu treiben, aber wenn sie ein bestimmtes Verhältniß gefunden, das ihr zusagt und von dem sie gefesselt ist, vermag sie ebenso tugendhaft und sittig zu sein, als wäre sie in einem Kloster erzogen, und sie ist dann gewiß viel tugendhafter als jede Halbtugendhafte. Die Grisette fragt nach der ganzen Welt nichts, wenn sie nur glücklich ist, keine Sorgen hat und dann und wann einen öffentlichen Vergnügungsort und das Theater besuchen kann; in ihrem leichten und derben Sinn ist sie überzeugt, keine Pflichten durch ihren Lebenswandel zu verletzen, und darum kümmert sie auch ihr Ruf vor der Welt wenig, obwohl sie auf sich selbst etwas hält, und mit einem gewissen Ehrgeiz darauf bedacht ist, daß man sie nicht unter eine verworfene Klasse rechne, vor der sie den größten Abscheu hegt. Die Halbtugendhafte

dagegen verletzt ebendadurch, weil sie halbtugendhaft ist, Pflichten gegen die Gesellschaft und wird lasterhaft; öfters ist sie auch verheirathet, und zuweilen begünstigt der Ehemann selbst diese Halbirung der Tugend, von der auch er seine Vortheile zieht, und so versetzen uns die Halbtugendhaften leicht in die moralische Unterhöhlung unserer Gesellschaftszustände tief hinein. Umgekehrt sucht sich die Grisette immer einem ehelichen Band mehr oder weniger anzunähern, um dadurch ihre umherschweifende Gesetzlosigkeit moralischer zu machen.

Eine Grisette durchwandelt verschiedene Lebensstufen, auf denen sie sich allmälig verändert. Mit Armuth und Arbeit beginnt ihr Loos, und oft war sie schon in ihrer frühesten Jugend sich selbst überlassen und stand allein in der Welt. Ihre Eltern sind arme, ehrliche Handwerker, und was hilft es Alles, daß die Tochter schön, frisch und rosenwangig ist, weit besser ist es, daß sie geschickte Hände hat, um zu arbeiten von früh bis spät. Sie ist Näherin geworden und sitzt fleißig den ganzen Tag bis in die Nacht hinein in einer Garderobehandlung oder irgend einem Putzwaarengeschäft von Paris. Sie arbeitet, weil sie muß, aber man muß das pariser Volksnatu-

rell kennen, um zu wissen, daß es keinem lästigen Zwang sich anhaltend bequemt, sondern beständig nach Freiheit, Unabhängigkeit und Genuß sich hindrängt. Ein wenig Genuß ist auch wohl der jungen Näherin in ihrer finstern Boutique auf dem Faubourg Montmartre zu gönnen, ihre sechzehn Jahre pulsiren gewaltig in ihr, und wie schwer muß es sein, bei so vielem Herzklopfen beständig die immer gleichförmige Nadel zu führen! Nur verstohlen darf sie zuweilen den Blick auf die Straße hinauswagen, gleich schilt die gestrenge und wohlehrwürdige Directrice. Endlich findet sie einen Freund, es ist ein junger hübscher Mensch, der ihr auch recht wohlgefällt, er ist nicht reich, aber er kann ihr doch alle Sonntage ein Vergnügen machen und mit ihr zu einem Restaurant gehen, wo sie zusammen zu Mittag speisen, und nachher in ein Café, und dann noch in ein Boulevardtheater. In der Woche holt er sie des Abends aus der Boutique ab, und hat jedesmal eine angenehme Kleinigkeit, wäre es auch nur ein Bonbon, ihr mitzubringen. Sie nimmt Alles dankbar an, und gibt ihm dafür Alles, was sie nur hat und kann. Von der glückseligen Genügsamkeit dieser Geschöpfe kann man sich keine Vorstellung machen; sie beruht darin,

daß sie frohe und gutherzige Kinder sind, die nur ihr Leben genießen wollen, und die Sklaverei der täglichen Arbeit gern durch etwas Freude unterbrechen. Nun geht ihr den Tag über die Nadel weit rascher von der Hand, sie wird übermüthig und redselig im Kreise ihrer Genossinnen, ihre Laune und ihr Witz entwickeln sich, und die körperlichen Reize schießen muthwillig mit der freieren Gesinnung zugleich empor. Dies ist die erste idyllische Stufe, auf der sich der Grisettencharakter entwickelt, und man muß ein solches naive Kind sehen, um einen Leichtsinn zu begreifen, der wirklich noch mehr von der Unschuld als von der Verderbniß an sich hat. Nicht immer bleiben sie jedoch auf dieser ersten Stufe so idyllisch, oft gerathen sie schon, je nachdem nun die Vermögensumstände ihres Freundes sind, gleich zu Anfang in einen größeren Luxus hinein, und lassen sich förmlich aushalten, obwohl immer noch mit geringen Ansprüchen, wobei sie meistens noch ihre Wochenarbeit in der Boutique gewissenhaft fortsetzen.

Die zweite Lebensstufe der Grisette ist die, wo sie ihre Beschäftigung aufgibt, und mit einem begüterten Freunde, der in der Regel ihre zweite Bekanntschaft ist, Menage macht, wie man

es hier in Paris mit dem gebräuchlichen Ausdruck benennt. Dies immer mehr überhand nehmende Menagemachen in Paris verringert ohne Zweifel in einem gewissen Kreise der Bevölkerung die Zahl der Ehen, setzt aber auch auf der andern Seite der Prostitution heilsame Schranken, und führt dieselbe hier auf die verächtlichste und kleinste Ausbreitung zurück. Die Grisette, die zu ihrem Liebhaber ins Haus zieht, um als seine Freundin, Wirthschafterin und Dienerin zugleich ihn zu umgeben, befindet sich in der Regel schon auf einer ziemlich durchgebildeten Stufe, und weiß nicht nur zärtlich zu sein, sondern sie ist auch verständig, lebensklug, praktisch und häuslich. Sie bemüht sich auf jede Weise, für ihren Freund zu sorgen, ihm das Leben bequem und angenehm zu machen, und in allen Dingen sein Interesse wahrzunehmen. Je nachdem nun die Vermögensumstände ihres Herrn und Geliebten sind, richtet sie sich entweder reichlicher oder sparsamer ein, weiß immer vortrefflich hauszuhalten, und begehrt für ihre eigene Person niemals einen größeren Aufwand, als sich gerade die Mittel dazu bieten wollen. Ich sehe, daß sich hier sehr viele Fremde auf diese Art eingerichtet haben, und die Lebensgewohnheit findet keinen Anstoß mehr an

einer Sache, durch die man sich in Deutschland und England wie geächtet und von allem Familienumgang mit Recht ausgeschlossen sehen würde. Freilich muß man auch in Paris ein solches Verhältniß auf irgend eine Weise überschleiern, wenn man sich mit der höhern Gesellschaft in Verbindung erhalten will; es darf hier gewußt werden, aber es muß in keiner Art sich zeigen und in die übrigen geselligen Berührungen überfließen. Den Menagen einiger deutschen Landsleute verdanke ich es, daß ich den Grisettencharakter kennen gelernt habe. Man wird sagen, was ist denn Besonderes an einem solchen halbunsittlichen Verhältniß, man trifft dergleichen überall nur zu häufig an, und es ist der Mühe nicht werth, bei der ohnehin unsaubern Natur des Gegenstandes noch Bemerkungen darüber zu machen! Verhältnisse dieser Art mögen sich überall mehr oder weniger oft ereignen, aber nur nicht so eigenthümlich gestaltet durch einen weiblichen Charakter, den man so nirgend anders in der Welt, als bei den pariser Grisetten, antrifft. Sie besitzen eine Treue, Anhänglichkeit und Anspruchslosigkeit, die man von ihrer zweideutigen Stellung zur Welt kaum erwarten sollte, sie haben immer eine gute Laune, glückliches und zufriedenes Naturell und unter-

haltende Einfälle, sie sind die wohlthuendsten Krankenpflegerinnen, unermüdlich auf Wartung, Besorgung und Aufheiterung ihrer Schutzbefohlenen bedacht. Sie haben ihr höchstes Streben, das nach einer anständigen Unabhängigkeit ging, erreicht, und sind dankbar gegen Den, der ihnen dazu verhalf, er ist ihnen während der Zeit ihrer Verbindung Alles, ihr Gott und ihr Herr, dem sie als zärtliche Mägde dienen. Die weibliche Magdsnatur, die in den Pariserinnen der höheren Stände einem andern Charakter gewichen, findet sich bei den Grisetten in einer reizenden Vermischung mit der französischen Leichtfertigkeit erhalten. Man wird es nicht glauben wollen, daß diese Geschöpfe in ihren improvisirten Eheverhältnissen treu zu sein vermögen. Aber außer ihrer meistentheils vorherrschenden Gutmüthigkeit ist es auch die Klugheit, welche sie dazu bewegt, denn sie wissen sehr wohl, daß, je öfter sie mit ihren Verhältnissen wechseln, sie desto mehr an ihrem eigenen Werth einbüßen und dann bald auf die letzte und niedrigste Stufe, die der Untergang selbst ist, hinabsinken. Die Grisetten, die der Provinz entstammen, haben den gemüthlichsten und zuverlässigsten Anstrich, und die Gefahr, die sich bei den andern trotz aller Gutmüthigkeit zu-

weilen ereignen soll, daß sie nämlich mit allen Habseligkeiten ihres Geliebten plötzlich unsichtbar werden, ist bei den treuherzigen Provinzialinnen vielleicht am wenigsten zu befürchten.

Eine noch etwas unterschiedene Nüance von der Grisette ist die **fille entretenue**, obwohl die Grisette im Grunde nichts Anderes ist, aber die letztere macht in der Regel moralischere Ansprüche und ist auch zu denselben berechtigt, insofern die **fille entretenue** gewöhnlich vorher schon dem Bereich der Prostitution angehörte und demselben entnommen wurde, die Grisette aber von Anfang an eine gewissermaßen mehr individuelle Laufbahn eingeschlagen hat, so lange als möglich ihren Stolz darin behauptend, immer nur ein der Ehe gleichkommendes Verhältniß zu führen. Die höchste Spitze aller dieser Bestrebungen zeigt sich aber in der Operntänzerin, Figurantin und was sonst dieser Region zugehört, und in dieser Klasse sind alle übrigen wie der Saamen in der Blüthe enthalten. In einer pariser Operntänzerin schließt sich das System der ganzen Frivolität von Paris zusammen, rundet sich in ihr zu einem Ganzen ab, nimmt alle anderswo vereinzelten Richtungen des leichtfertigen Lebensgenusses wie in einem Gesammtbilde auf und spiegelt in goldenem Glanze

all dies lachende Elend wieder. Die Operntänzerin ist das Panorama der ganzen französischen Weiblichkeit. Sie ist Dame, Künstlerin, Grisette, fille entretenue und was es sonst nur noch irgend geben kann, zugleich und zusammengenommen. Sie hat den Stolz einer Göttin, die naive Unschuld eines Landmädchens, die Verworfenheit einer Phryne, den Luxus einer Prinzessin, die Caprice eines Teufels, die Zärtlichkeit einer Clarissa, das Gift und die Schönheit einer Schlange, den frohen Leichtsinn des Vogels; sie hat Alles, ein ganzes Schmuckkästchen voll Lust, Verzweiflung, Wonne und Reue, es ist ein von Perlen, Diamanten und Liebesblicken eingefaßtes Elend!

In Paris ist die öffentliche Prostitution bei weitem geringer als in vielen andern Städten, wie man aus dem Werke des Herrn Parent-Duchatelet ersehen kann, und die statistischen Angaben einiger deutschen Hauptstädte, z. B. Berlin und Hamburg, bieten in dieser Hinsicht viel größere und erschreckendere Zahlen dar. Dies entspringt, wie ich schon früher andeutete, daher, weil sich in Paris Alles in Verhältnissen einzurichten sucht, die, wenn auch nur momentan, eine bestimmte und geregelte Form haben. In einem Gesellschaftszustande, wo das sociale Leben selbst

Analogieen für die öffentliche Preisgebung unter einer anständigern Form darbietet, verringert sich für die Statistik jederzeit das Verhältniß der Prostitution, und liefert dennoch zugleich den Beweis einer größeren Unsittlichkeit, weil diese dann die edleren Theile des Gesellschaftsorganismus ergriffen und ihr Gift verflößt hat in Verhältnisse, die anderswo noch unversehrter sind und darum reiner von allen zweideutigen Elementen sich absondern. Je strenger gesondert aber die Sittlichkeit in einem Gesellschaftsverbande ist, eine desto größere Masse an Auswurf und Unreinheit hat sie auf der andern Seite sich gegenüber, wovon London das schlagendste Beispiel darbietet. Das Straßenleben von Paris ist daher im Ganzen tugendreiner und unbefleckter als das londoner. In Paris verbirgt sich das Laster in die labyrinthischen Häuser, und in London ist es die Tugend, die sich verbirgt und im häuslichen Leben ihre verschwiegene Stätte sucht. In Paris ist die Straße wichtig, weil sie einen größeren Antheil hat an den hauptsächlichsten Lebensschwingungen als in London, wo die Straße eben nur eine Straße ist und das eigentliche Leben sich hinter verschlossene Thüren und Fensterläden zurückgezogen hat. In London überläßt man unbekümmert das Straßen-

leben seinem Gewühl, und das umherschweifende Laster genießt dort der allgemeinen großbritannischen Freiheit so unbeschränkt, daß es durch ein besonderes Uebereinkommen gleiche Rechte mit der Tugend zu theilen scheint, denn der Engländer sucht mit Recht einen Stolz darin, daß die ungeheuere Massenfestigkeit seines Staats nicht aus den Fugen gebracht zu werden vermag, wenn auch tausend giftige Insectenschwärme dem gewaltigen Riesen auf seiner Nase tanzen. Darum wird in England sehr Vieles ruhig geduldet, wovon man anderswo den Untergang der Gesellschaft befürchten würde. In Paris ist die Straße, weil sie beständig bedeutsamere Elemente in Bewegung setzt, auch gefährlicher für das Ganze, und die Polizei hat deshalb hier fortwährend im offenen und geheimen Kampf gelegen mit den Massen, die sich täglich und stündlich über die Trottoirs fortwälzen, um die schädlichen Stoffe auszuspähen, zu überwachen und zu bewältigen. Die pariser Straßenpolizei ist in ihrer Weise ein ebenso großartig organisirtes System, als die englische Freiheit. Der Pariser stürzt sich zügellos in den Strudel seiner Hauptstadt und bildet sich ein, frei zu sein, während er doch beständig an dem Gängelbande der Polizei schwebt, die alle seine Bewegungen

meistert. Der Engländer ist frei, es ist das einzige Volk im gegenwärtigen Europa, welches das polizeiliche Element in seinen Lebensbewegungen völlig überwunden hat, und darum ist es ein großes, humanes, sich selbst zügelndes Volk, das sich sorglos auf der einen Seite der gänzlichen Ungebundenheit überlassen kann, weil es auf der andern die edelste moralische Gebundenheit in sich selber trägt. Der Franzose ist unfrei, weil er sich zu schaukeln glaubt, während er gehalten wird, und weil seine Freiheit jedesmal seiner eigenen innern Haltungslosigkeit wieder erliegt.

Es muß große Mühe gekostet haben, das pariser Straßenleben so zu zügeln, wie es gegenwärtig vor mir daliegt. Louis-Philipp ist es, dem das große Werk gelungen, der vielköpfigen Hydra einen Zaum umzuwerfen und blos noch eine schnatternde Gans aus ihr zu machen, die sich nicht mehr zu regen wagt, wenn ihr ein Knabe zu seinem Spaß auch nur Kreidestriche über die Flügel gezeichnet. Louis-Philipp hat zu seinem Vortheil sehr klug daran gehandelt, die paiiser Straßen von allen ihren früheren Sünden rein fegen zu lassen, denn auf diesen Straßen tummelten sich alle Gefahren Frankreichs im jubelnden Gespensterreigen aufundnieder. Er be-

gann vor allen Dingen die alte Lastergrube, das Palais=Royal, zu säubern von dem seit Jahrhunderten dort aufgehäuften Unrath, und griff dadurch die öffentliche Unsittlichkeit bei der Wurzel an. Das Palais=Royal war bis auf Louis=Philipp eine glänzende Oase aller pariser Lasterhaftigkeit gewesen, wogegen die übrigen verlasseneren Stadtviertel sich ordentlich ihrer Tugend rühmen konnten, und es diente, im Mittelpunkt der Stadt gelegen, zum Karavanenhaus, wo der ganze Sündenzug von allen Seiten her einlief und herbergte. Es war der Brennpunkt, in welchem alle mephitischen Stoffe der Hauptstadt zusammentrafen und entloderten, der Maskensaal, in dem Unzucht, Spiel, Modethorheit, Schwelgerei, Luxus und Verderbniß jeder Art alle Verkleidungen aufboten, um zu reizen, zu übersättigen und zu Grunde zu richten. Louis=Philipp stieß hier zuerst die Tische des Lasters um und jagte in seinem Zorn die Sünder und Sünderinnen aus der Halle, die hier früher ihre Saturnalien in aller Nacktheit gefeiert hatten. Auch aus dem Tuilerieengarten vertrieb er die Schaaren der umherschweifenden Sünderinnen, die sich nun in ihrer Angst zahlreicher als sonst auf die Hauptstraßen entleerten, auch dort durch Louis=Philipps

entflammten Tugendeifer in ihren Wanderungen angehalten wurden und allmälig in die entlegeneren Winkel zerstoben. Jetzt bieten die Straßen von Paris in der That einen tugendhaften Anblick dar, wie es noch zu keiner Epoche vor Louis-Philipp der Fall gewesen, und wenn ich Abends aus dem Palais-Royal heraustrete, um in die Rue St. Honoré einzubiegen, spielt mir regelmäßig jedesmals ein Leierkasten sogar den Jungfernkranz von Carl Maria von Weber in die Ohren. Der Jungfernkranz ist hier, wie es scheint, noch nachträglich sehr beliebt geworden, und auch in den **Concerts Musard**, wo man viel buntgemischte Welt antrifft, ist es Mode, fast jeden Abend diesen deutschen Jungfernkranz zu spielen, was mich natürlich eigens rührte. Selbst wenn man Abends über die Boulevards spaziert, wo die alten Sünden von Paris noch am meisten ihre verstohlenen Streifzüge fortsetzen, wird man doch jetzt überwiegend zu Tugendbetrachtungen hingedrängt, indem man das so seltsam sich abdämpfende Leben der großen Hauptstadt an sich vorüberschleichen sieht. Ein tugendhafter Bürgerkönig hat Alles dies zu Stande gebracht, ein Bürgerkönig, der sich ungestraft dem Sultanismus des alten Regime wieder zuneigen darf, ohne

dadurch von der Lasterhaftigkeit jener Epoche etwas anzunehmen!

Ich will mich nicht zum Lobsprecher der Tugend erheben, die jetzt, statt der früheren berüchtigten Bevölkerung, das lichthelle Palais-Royal durchwandelt, aber es ist meist nur der Tandelmarkt der Mode geworden, die hier in diesen schönen Hallen und Galerien sich zur Schau stellt. Einige Spielhäuser gibt es noch im Palais-Royal, in denen besonders der Bürger- und Mittelschlag sein Glück versucht, die aber, wie jetzt alle Institute dieser Art in Paris, sehr in Verfall gerathen sind. Die öffentlichen Spielhäuser werden mit Ende dieses Jahres sämmtlich von der Polizei geschlossen, und es scheint kaum dieser gesetzlichen Maßregel zu bedürfen, da schon die immer mehr überhand nehmende Tugend der Pariser sie zu verschließen beginnt, und selbst die grünen Tische bei Frascati fast nur noch von den Bankhaltern selbst und ihren vergeblich lockenden Maitressen besetzt sind. Paris macht jetzt überall und von allen Seiten eine tugendhafte Miene, die Tugend fängt an hier Mode zu werden, und man coquettirt mit der Solidität, wie in einer früheren Zeit mit der Liederlichkeit. Ich gestehe, ich war auf den Anblick eines tugendhaften Paris nicht

gefaßt, und obwohl ich natürlich die Tugend liebe, so setzte sie mich doch als Schminke auf dem Gesicht einer Leiche in Schrecken. Sie kam mir fast ekelhaft vor, diese Tugend, die man jetzt auf den stolzen Rossen der Moral durch die ganze Welt hetzt, so daß sie auch sogar in Paris zum Vorschein gekommen ist, um unserm moralischen Zeitalter die völlige Abrundung zu geben. —

Meine Madame Grenelle sprach mir öfter von dem **Bal Montesquieu**, den ich nicht versäumen sollte zu besuchen, um die Vergnügungen der untern Bürgerklassen von Paris kennen zu lernen. Neulich Abends ging ich auch wirklich auf den **Bal Montesquieu**, der schon durch seinen Namen so viel Anziehendes für mich hatte, obwohl ich nicht behaupten will, daß er denselben vom „Geist der Gesetze" empfangen. Die Straße Montesquieu ist eine ziemlich enge und schmutzige Straße hinter dem Palais=Royal, und der hier befindliche Tanzsalon ist deshalb merkwürdig, weil er ganz von Eisen gebaut, also durchaus feuerfest ist, und er bedarf dessen gewiß bei der vielen Feuersgefahr, die hier in Köpfen, Herzen und Beinen alle Augenblicke loszubrechen droht. Dies ist besonders des Sonntags ein Vereinigungspunkt der kleinen lebenslustigen Bourgeoisie, Bürgerfrauen mit ih=

ren Männern und Geliebten, die schalkhafte Ouvrière, welche die ganze Woche über anstrengend gearbeitet hat, kommen hieher, und tanzen nach der beliebten Quadrille des Musard, welches jetzt der Strauß der Franzosen ist. Im Ganzen geht es auch auf dem **Bal Montesquieu** ziemlich sittlich her, obwohl die Gestalten, die man hier sich aufundniedertummeln sieht, oft frecher, oder vielmehr naiver in ihrem frechen Treiben sich zeigen, als man es bei ähnlichen Gelegenheiten in Deutschland antrifft. Diese Volksbälle werden aber von der pariser Polizei sehr streng überwacht, und sowie ein Paar sich einfallen läßt, in einer unzüchtigen Attitüde zu tanzen, was nicht selten geschieht, winkt ihnen der herantretende Sergeant blos bedeutungsvoll zu, ohne weiter ein Wort zu sagen; sie verstehen auch sogleich diesen Wink und müssen sich auf der Stelle aus dem Saal entfernen, kommen aber gewöhnlich nach einigen Minuten zu einer andern Thür wieder herein. Ich sah hier ein junges liebliches Mädchen, das mit ihrem Tänzer die Quadrille in einer Stellung tanzte, die mehr als zweideutig war und vor aller Welt an eine polizeiwidrige Ueppigkeit sich hingab, aber sie war so naiv und unbefangen dabei, daß, wer wollte, sie für ein Sinnbild der

Unschuld hätte nehmen können. Sie war klein, blond, kindlich, mit wundersüßen blauen Augen, und hätte in jedem deutschen Familienzirkel als Zierde um den Abendtisch herumsitzen können. Lächelnd erging sie sich mit ihrem Tänzer in der seltsamsten Situation und dachte sich gar nichts dabei. Diese Sünde in kindlicher Gestalt erschien mir merkwürdig, aber man muß die Erziehung solcher französischen Mädchen bedenken, wie sie, leichtsinnig in das Leben hineintanzend, in allem ihren Thun nur darauf Acht haben, sich recht von Herzen zu vergnügen, und es weiter keine Rücksicht für sie auf der Welt gibt. Jenes naive Mädchen, das so öffentlich ihrem guten Ruf Trotz bietet, ist vielleicht dennoch unschuldiger in ihrem Herzen, als manche für tugendhaft geltende Frau, die ihr mit Verachtung zublickt. —

4.

La Mennais von Person

(20. April 1837.)

— Ich hatte schon öfter einer guten Gelegenheit entgegengesehen, um den Meister Féli, wie seine Jünger und Anhänger den Abbé de la Mennais zu nennen pflegen, von Person zu begrüßen. Herr Baron von Eckstein, der jetzt sehr vertraut mit La Mennais ist, und öfter mit ihm in einem kleinen gesellschaftlichen Kreise zusammentrifft, dem auch der Dichter Lamartine zugehört, war schon mehrmals im Begriff, mich mit diesem verlorenen Sohn des Papstthums bekannt zu machen. Jetzt haben sich Eckstein und La Mennais miteinander entzweit, über einen Artikel, welchen der Erstere unter der Ueberschrift: „du sacerdoce et ses rapports avec le christianisme“ in der neugegrün-

deten Revue française et étrangère hat drucken lassen, und wodurch sich La Mennais für persönlich beleidigt ansehen wollte. Ich mußte daher an einer andern Hand in das Zimmer des merkwürdigen Mannes einzutreten suchen, denn ich war begierig zu sehen, ob der Abbé de la Mennais wirklich eine Person sei, und nicht etwa der fabelhafte Vogel Phönix, der zwitschernd auf der Asche der römischen Clerisei sitzt, und sich an seinem neuen Wahlspruch: Papst und Volk! Papst und Volk! wieder langsam zu Tode gurgelt? Ich konnte mir nicht vorstellen, wie das Alles in eine einzige menschliche Persönlichkeit hineinpaßte, was La Mennais so Widersprechendes verbunden und gepredigt hat, wenn ich auch wußte, daß in manchen Naturen die Vorzüge des Herzens an den Widersprüchen des Kopfes Schuld sind, und daß es eine Elastizität des Gemüths gibt, welche immer in ein trügerisches System der Liebe zu vereinigen weiß, was dem Verstand ewig als ein feindselig Getrenntes erscheinen muß. Ein solches Herz und ein solches Gemüth hat La Mennais, ich wußte es; aber was seinen Kopf anbetrifft, so war er mir immer wie eine Carikatur vorgekommen, die sich der ironische Zeitgeist aus einer Hostie geschnitzelt.

Wenn ich mich mit La Mennais beschäftigt, ist mir immer auch Chateaubriand dabei eingefallen, und beide bieten in der That nach ihren verschiedenen Richtungen hin bedeutende Aehnlichkeiten. Es ist ebenso zufällig, daß Chateaubriand mit der Legitimität geendigt hat, als daß La Mennais jetzt in dem Volke die letzte und höchste Spitze seiner Ideen und Bestrebungen findet. Es sind nur entgegengesetzte Rettungsufer, an die sich zwei verwandte schiffbrüchige Geister auf dem großen Ocean des Tages verschlagen sehn, und sie gewähren sich nicht einmal den Trost, daß sie sich einander zurufen? Chateaubriand und La Mennais sind Landsleute, sie entstammen beide aus der Bretagne und sind daselbst beide auf St. Malo geboren; die Starrheit des bretagnischen Provinzialcharakters liegt gleich bedeutsam in ihnen ausgedrückt. Denn die Weichheit dieser Männer, mit der sie sich allen widersprechenden Richtungen hingegeben haben, ist doch eigentlich nur eine Starrheit, und es liegt in solcher leichten Versöhnlichkeit gegen die eine Tendenz doch immer nur eine Opposition gegen die andere verborgen. Diese romanesken Vielseitigkeiten, die das Widerstrebendste in sich aufzunehmen und zu vereinigen trachten, sehen wie Vermittelung aus, aber sie

kommen im Grunde nur aus einer zur Opposition geborenen Natur hervor, die, je geschmeidiger sie sich durch alle Einzelnheiten der Geschichte hindurchgewunden zu haben scheint, am Ende nur um so starrer dem allgemeinen Zustande oder Fortschritte gegenüber verharrt. Beide, Chateaubriand und La Mennais, haben ihre fixen Ideen gehabt, an die sie das Beste und Eigenthümlichste ihres Geistes gefangen gegeben. Was für Chateaubriand die Bourbons gewesen, war für La Mennais das Papstthum. Den Einen hat ein Kind, den Andern hat ein Vater ins Unglück gestürzt. Chateaubriand suchte politische Vaterstelle an dem unmündigen Kinde zu vertreten, und La Mennais quälte sich die ganze Zeit seines Lebens ab, ein gutes unmündiges Kind des frommen Vaters zu bleiben. Den heiligen Vater vernunftgemäß seinem Jahrhundert zu construiren, hatte La Mennais schon seinen jungen Geist angestrengt und seinen Verstand in Sack und Asche gethan. Die erste große Heilsentdeckung, mit welcher La Mennais in der Welt auftrat, war die bekannte Definition, die er von dem Papste abgab, daß dieser nämlich nichts Anderes als „die Vernunft der Gesammtheit“ sei! Mit dieser Vernunft der Gesammtheit, die der Vernunft des

Einzelnen keine Ehre macht, schleppte er sich hin bis zu seiner zweiten Wallfahrt nach Rom, die er schon in der ketzerischen Absicht unternahm, die Vernunft der Gesammtheit zur Vernunft bringen zu wollen, denn er verlangte damals, ganz im Widerspruch gegen alle Sitte seiner Kirche, von dem Papste eine Prüfung der Grundsätze des **Avenir.** La Mennais hatte der Menschheit ein sanftes Kopfkissen ausgedacht, auf der Vernunft der Gesammtheit sollte die Vernunft des Einzelnen sich ruhig schaukeln können, und das wäre süß gewesen für die arme schwache Menschheit, für die Gedanken eine Pein sind und die zeitlebens bis an das Grab dem Gedankenfrieden nachjagt. Es ist entweder die höchste Philosophie oder der höchste Mechanismus, einen Richterstuhl zu gründen, vor dem sich alle Gedanken der Menschheit schlichten, und welchem die Zweifel, die in sich selbst nicht gelöst werden können, sich gläubig unterwerfen, ihren Schiedsspruch mit verbundenen Augen hinnehmend. Zu diesem Richterstuhl der Vernunft wollte La Mennais den heiligen Stuhl von Rom noch einmal erheben, und nachdem dieser Mechanismus im Mittelalter etwas großartig Poetisches gehabt, wollte er jetzt die höchste Philosophie daraus machen, die aber

doch immer nur ein Stuhl blieb, er mochte ihn stellen wie er wollte. Unter der Restauration war die Blüthezeit des Minneverhältnisses zwischen dem Abbé de la Mennais und der Vernunft der Gesammtheit gewesen. Damals ereigneten sich in Frankreich mancherlei Bewegungen, welche zu einem Schisma mit den römischen Grundsätzen hindrängten, und La Mennais entwickelte hier zuerst seine große Sachwalterberedtsamkeit, mit der er die wahre Freiheit der Kirche noch immer auf den Stuhl St. Peters zu stützen suchte. Nachdem er in Paris wegen seines Eliaseifers vor Gericht gestellt worden, trat er seine erste Pilgerschaft nach Rom an, um als guter Sohn es seinem Vater zu sagen, was Frankreich bereitete gegen den ewigen Fels der römischen Kirche! Damals war er noch der gute Sohn, und man sagt, daß ihm der Cardinalshut angetragen worden, den er aber nicht annahm. Er blieb auch fortwährend der gute Sohn, aber sein Verhältniß zu der Vernunft der Gesammtheit gestaltete sich doch etwas anders, nachdem er von seiner zweiten römischen Wallfahrt zurückgekehrt war. —

Durch Herrn Carnot, den Sohn des berühmten Directeur, wurde ich endlich bei La Mennais eingeführt, und fand ihn gerade so liebenswür-

dig als ich ihn mir gedacht hatte. Seitdem er das Journal: **Le Monde** herausgibt, hat er seine frühere Wohnung in der gelehrten und entlegenen Rue Vaugirard verlassen, und man findet ihn jetzt in der schönen Straße Rivoli, dicht hinter den Tuilerieen. Hier sitzt er in einer sehr elegant eingerichteten Mansarde, und blickt ruhig auf den ihm gegenüberliegenden Tuilerieengarten, der seine grünen Bäume und bunten Blumen nahe unter ihm ausbreitet. Während er hier dem König Louis-Philipp fast in die Fenster sehen kann, predigt er dabei in seinem „Monde" gegen das Königthum und die Juliregierung, und spricht von den verlorengegangenen Illusionen des Throns für die Völker; statt der Zwillingsphrase „Thron und Altar" seine neue Combination „Altar und Volk" ausrufend.

La Mennais erschien in einem einfachen Schlafrock, mit einer Brille über den Augen. Er ist ein kleiner Mann, mit einem weichen gemüthlich sinnenden Gesicht, seine Nase hat etwas Sinnliches, wie man es häufig bei Priesterphysiognomieen antrifft. Sein Abbécostum soll er schon seit der Restauration abgelegt haben, und er hat überhaupt mehr weltliche als geistliche Züge in seinem Wesen, denn obwohl er schon im Jahre 1811

die Tonsur genommen, so hatte er doch erst den Umweg durch die Welt zur Kirche gemacht, und Lebenserfahrung, Liebe, Unglück und Genuß waren, wie man sagt, in ziemlicher Gründlichkeit die Vorbereitungen zu seinem geistlichen Beruf gewesen.

La Mennais scheint mit Besuchen sehr überhäuft zu werden, wir unterbrachen ihn in einem lebhaften Gespräch mit einer Dame, die sich bei ihm befand, und noch mehrere Vorzimmer waren mit Wartenden angefüllt, die auf eine Vorlassung harrten. Dieser Andrang zu ihm mag jetzt besonders durch sein Wirken im „Monde" entstehen, wodurch er sich namentlich unter der französischen Jugend viele Sympathieen zu erwerben angefangen. Aus diesen geistreichen jungen Leuten, die sich um ihn gruppirt haben, wird vielleicht einmal ein System seiner Ansichten, mit mehreren verwandten Richtungen zu einem Ganzen combinirt, hervorgehen und dadurch eine praktische und politische Wirkung machen. Eine politische Partei aber wird La Mennais selbst niemals bilden, weil er nicht praktisch und populair genug dazu ist, aber er wird immer auf die Gestaltung der Meinungen einen großen Einfluß ausüben. Er ist der Talleyrand der Theorie, denn

die Theorie muß auch ihren Talleyrand haben. Aber erst, wenn La Mennais volksthümlich wäre, würde er für seine eigene Person ein gefährliches Element in Frankreich abgeben, doch Alles, was er in der letzten Zeit geschrieben, vermag nicht in die Volksklassen überzugehn, obwohl es im Sinne und Interesse derselben unternommen sein soll. Das Journal: Le Monde ist jetzt das entschiedenste demokratische Blatt in Paris, denn La Mennais bildet sich wirklich ein, nunmehr ein vollständiger Demokrat zu sein, aber dies Blatt ist in einer Sprache der Speculation geschrieben, die das Volk nicht versteht, und wird deshalb ungefährlicher. Die demokratischen Grundsätze haben ihm indeß manchen geistreichen Mitarbeiter zugeführt, und auch Herr Carnot, der vielleicht jetzt die bestimmteste und consequenteste Gesinnung in ganz Frankreich hat, ist dem Monde beigetreten. Es fehlt dem Journal jedoch noch sehr an Abonnenten, und man sieht es an den öffentlichen Oertern und in den Lesecabinets selten ausliegen, obwohl die Ankündigungen davon an allen Straßenecken mit Riesenbuchstaben prangen, die nicht etwa auf Papier gedruckt, sondern in die Mauer eingeätzt sind, worüber man sich hier in den Gesellschaften häufig lustig macht. Aber es gibt

einige gebildete Kreise, in denen der Monde stark gelesen wird. —

In den Zimmern des Abbé de la Mennais sieht es ziemlich elegant aus, und Tapeten, rothe Teppiche und Blumen zieren den Sitz dieses neuen Papstes der Ouvriers. Nach einigen Hinund-herwendungen des Gesprächs kamen wir auf Börne und auf dessen meisterhafte Uebersetzung der **Paroles d'un Croyant** zu reden, die, weil sie in Paris gedruckt worden, in Deutschland fast gänzlich unbekannt geblieben. La Mennais wollte von der Wirkung seiner **Paroles** bei uns in Deutschland erfahren, und er betheuerte lächelnd seine Unschuld, die er eine wahre Kinderunschuld nannte, als er hörte, daß man ihm in Deutschland eine noch bei weitem größere Gefährlichkeit beilegte als in Frankreich und zu Rom. In Rom sei er blos verketzert, höchstens verdammt, in Paris sei er blos die Stimme eines Predigers in der Wüsten, aber an andern Orten dürfe er nicht einmal genannt werden. Nachdem er dies verwundert mitangehört, erzählte er Einiges von Börne, mit dem er früher zuweilen bei einem kleinen Restaurant in der Rue Valois zusammen zu Mittag gespeist. Es schien, als sei Börne in einer völligen Hoffnungslosigkeit an dem Werden der Zu-

stände dahingeschieden, aber La Mennais meinte, er sei nicht ganz ohne Hoffnung gestorben. Es gibt, setzte er mit seiner anmuthsvollen Salbung hinzu, keinen großen und ausgezeichneten Menschen, der nicht fest an die Zukunft geglaubt, und dem sich nicht am allermeisten in der Todesstunde dieser Glaube als ein Lichtengel an schwarzer Pforte darstellte. Dieser Meinung ließen sich freilich viele widerlegende Beispiele aus der Geschichte gegenüberstellen, denn, um nur eines anzuführen, wer starb kleinmüthiger als Luther, der auf seinem Todbette sein ganzes Werk bereute, und die Zukunft desselben nicht begriff? Mir fiel, dem La Mennais gegenüber, der große Reformator um so eher ein, da der Verfasser der **Paroles d'un Croyant** oft für den Luther der französischen Bibelsprache gegolten, aber die hohe Einfalt des volksthümlichen Ausdrucks, wodurch Luther gewirkt, vermochte ein La Mennais in seinem gezierten biblischen Volkston nicht zu erreichen, und sowohl die Natur seiner Sprache als seine eigene Persönlichkeit mußten ihm dabei im Wege stehen.

Gewiß war es auch das volksthümliche Element in den Worten eines Gläubigen, das den guten Börne, der zuletzt wohl gern nach jedem heilversprechenden Strohhalm griff, angezogen oder

verführt hatte, sich damit zu beschäftigen. Die **Paroles** sind ohne Zweifel ein unbesonnenes Buch, das sich aus keinem Gesichtspunkte rechtfertigen läßt und mehr verdirbt als es zu nützen vermag. Diese Demagogie mit einem Heiligenschein um das Haupt ist widerlich und hat etwas Gleißnerisches. Einen Augenblick lang imponirte mir die Sprache dieses Buches, denn La Mennais ist ohne Zweifel ein großer Rhetoriker und Sprachkünstler, und darin besteht nicht nur sein hauptsächlichstes Verdienst als Schriftsteller, sondern auch manches Innere seiner Richtungen erklärt und leitet sich aus diesen Richtungen bei ihm her. Aber nachher kam mir das Ganze vor wie ein das Abendmahl nehmender Straßenaufruhr, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte über diese Carikatur unserer Epoche. Jetzt, wo die Geschichten in Lyon, die Aufstände der brotlosen Seidenarbeiter und anderer Ouvriers, wieder so große Unruhen zu erregen angefangen, erscheinen solche Bestrebungen, mit denen sich der Abbé de la Mennais an das arme hungrige Volk gewandt hat, nur um so thörichter, da sie durchaus keine Heilmittel für die Sache selbst in sich tragen. Die Worte eines Gläubigen regen den M a g e n des armen Volkes auf, und doch sind sie immer

nur Worte, Worte und nichts als Worte, aber kein Brot! Glaubte La Mennais mit seinen Worten den arbeitslosen und hungernden Ouvriers Brot geben zu können? Er reizt sie dazu an, es zu nehmen, aber sollte auch die Frage von der Armuth in der Geschichte selbst auf solche Art einmal sich lösen, so mag man sich doch hüten, dieser Empörung des Magens in der Weltgeschichte voreilig ein philosophisches Prinzip entgegenzubringen oder gar mit dem rebellischen Hunger fromme Erbauungsstunden zu halten! Ehe man aufreizt zu nehmen, versuche man zu lehren, und zeige dem armen Volke, wie es so lange als möglich durch erworbenes Brot sich seinen Hunger stille.

Es ist ein unglückliches Beginnen vom Abbé de la Mennais, welches man durchaus zurückweisen muß, das Christenthum auf diese Art in die neuesten Wirren hineinzuziehen. Das Christenthum wandte sich allerdings vorzugsweise den Armen zu, aber Christus verstand unter seinen Armen, denen er das Evangelium verkündigte, keine brotlosen Ouvriers und keine lyonner Seidenarbeiter, die sich nicht mehr anders helfen können als durch Emeuten gegen die Reichen; sondern die Armen des Evangeliums sind fromme Arme, die

selig sind in ihrer Armuth und von dem Herrn selbst die Seligsprechung ihrer Bedürftigkeit empfangen haben. La Mennais aber bringt das Christenthum an die vom Hunger gereizten Ouvriers und benutzt es dazu, nicht sie zu trösten, sondern den Reiz ihres Magens noch mehr zu stacheln. Die Anwendung der christlichen Gleichheit auf die bürgerlichen Verhältnisse muß man überhaupt unpraktisch nennen im höchsten Grade, und das Unpraktische und mit der Wirklichkeit Davonlaufende ist es, was den Worten eines Gläubigen am meisten zum Vorwurf gereicht. Auch ist es nicht wahr, daß Christus Arme und Reiche gleich gemacht habe! Es liegt offenbar eine Bevorzugung der Armen im Christenthum, den Armen hat Christus gewissermaßen ein Privilegium auf das Himmelreich gegeben, in das zu gelangen für die Reichen sich bei weitem schwieriger stellt. Daraus folgt aber nach dem Christenthum, daß die Armen arm bleiben sollen, weil sie sonst dieses Himmelssegens der Armuth verlustig gehen würden. Es ist daher eigentlich ein schneidender Widerspruch mit der überlieferten christlichen Gesinnung, wenn La Mennais diese in die Politik des modernen Staatenlebens dergestalt verflicht, daß danach die Armen von nun an die

Reichen werden sollen! Ebenso ist es nichts als eine andächtelnde Sophisterei, aus dem Christenthum die moderne Freiheit herzuleiten. Aus der eigenen Art der christlichen Liebe ergeben sich allerdings Begriffe der Freiheit und Gleichheit, die in ihrer Beschränktheit doch ausreichend und erquicklich genug sein mögen für das Gemüth. Aber was als die hauptsächlichste Lebensstimmung dem Christenthum im Sinne liegt, ist doch die Unterwerfung, die Demuth und das süße Gefühl, durch das Unterdrücktsein auf Erden erst die rechte Anwartschaft auf den Himmel zu erwerben. Das Erste bei einem wahren Christen ist es, zu dulden, denn in der Duldung des Ueblen soll sich die ächte christliche Gesinnung zeigen. Wer einen Backenstreich auf die eine Wange empfängt, soll auch ruhig die andere darbieten, um in der höchsten Grundwahrheit des Christenthums, welche das Leiden ist, vollkommen zu werden. Es ist nicht abzusehn, wie daraus die bürgerliche oder politische Freiheit entwickelt werden kann. Das Christenthum ist nicht dazu in die Welt gebracht worden, um aus seinem rein idealen und gemüthlichen Charakter politische Formen abzuleiten; vielmehr würde die größte Anarchie des Lebens danach entstehen, wenn man, so wie der Abbé de la

Mennais, das Christenthum gewissermaßen politisch ausbeuten und in eine Staatsform bringen wollte! Die christliche Religion begünstigt mindestens ebenso sehr den Despotismus als die Freiheit, und wenn sie auch lehrt, den Despotismus geistig zu überwinden, so liegt es ihr doch gänzlich fern, das Bestehen desselben in seiner weltlichen Form hindern zu wollen. Es heißt daher, das Christenthum verfälschen durch Politik, und die Politik in ihren Wirren gleißnerisch zudecken mit dem christlichen Mantel, wenn man den Wahlspruch annimmt: La liberté reelle et l'esprit chretien sont inséparables, den La Mennais noch neulich wieder in seinen Affaires de Rome mit großem Prunk wiederholt hat. Die Worte eines Gläubigen sind mir aber noch deshalb ganz besonders verhaßt geworden, weil sie, nach so vielen ketzerischen Zweideutigkeiten, doch nur wieder in die größte Rechtgläubigkeit und in eine orthodoxe Erklärung der heiligen Dreieinigkeit auslaufen, und mit einem bigotten Blick zum Himmel schließen, der am Ende als das ächte Vaterland, um das man sich zu bekümmern habe, übrig bleibt. Was soll man zu dieser frommen Politik sagen, die erst durch die Monstranz die Welt in einen irdischen Aufruhr bringt, und wenn Alles in Be-

wegung gerathen, ruhig zum Himmel zeigt, wo allein die höchste Staatsform zu verwirklichen sei? Auch führen die **Paroles d'un Croyant** gewissermaßen auf eine Theokratie hin, indem sie die bisher bestehende bürgerliche Gesetzlichkeit aufzulösen suchen, und statt der Richter z. B. fromme Alte vorschlagen, die das Gesetz nach religiöser Gesinnung handhaben sollen. Dergleichen haben wir in Deutschland schon besser gehabt, und das prachtvolle theokratische Gebäude unseres Görres hatte wenigstens die Vorzüge einer größeren Poesie und einer titanenhafteren Geisteserhebung, mit der es sich in den Himmel hineinwölbte. —

La Mennais kam auch auf seine **Affaires de Rome** zu sprechen, die gewissermaßen das neueste Testament seines Verhältnisses zu der „Vernunft der Gesammtheit" sind. Er glaubt, in diesem Buche die letzte demokratische Stadie seiner Entwickelung so unzweideutig umzeichnet zu haben, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten könne. Es liegt allerdings darin ein offenes Glaubensbekenntniß zu Tage, oder vielmehr das Bekenntniß eines großen Unsinns, welchen der Abbé de la Mennais für seinen Glauben ausgibt. Diese Angelegenheiten Roms betreffen vornehmlich die zweite Wallfahrt zum heiligen Stuhl, die La

Mennais an der Spitze der Herausgeber des Avenir unternahm, um die in diesem Journal verfolgten Grundsätze zu den Füßen des heiligen Vaters, der darüber sehr ungehalten war, zu rechtfertigen. Der Avenir war unter den für den Katholizismus so gefährlichen Bewegungen der Julirevolution hervorgegangen, um einer Epoche entgegenzuwirken, welche die Staatsreligion aufgehoben hatte, und der La Mennais die Unabhängigmachung der Geistlichkeit vom Staate gegenüberstellen wollte. Aber die katholischen Geistlichen selbst bezeigten sich damit keineswegs zufrieden, denn La Mennais, dieser Mann des kindlichen Gemüths, war so liebenswürdig gewesen, dabei zu gleicher Zeit die Armuth der Kirche zu predigen, und auch der Papst wollte sich dadurch nicht geschmeichelt fühlen, sondern erließ vielmehr das bekannte Rundschreiben gegen den Avenir. In dieser Zeitschrift hatte La Mennais allerdings eine sehr bestimmte Tendenz durchzuführen gesucht, wenn man Bestimmtheit nennen kann, was nichts als ein blendend combinirter Widerspruch ist. Es war die Tendenz gewesen, die Sache der Kirche, wie er es dort ausdrückte, mit der Sache der Völker und der Freiheit zu vereinigen, und somit auch das alte Bündniß

zwischen der Kirche und den weltlichen Souverainetäten, das jedoch immer mehr ein scheinbares als ein wirkliches gewesen, zu zerbrechen.

Es muß komisch gewesen sein, als nun diese Pilgrimme Gottes und der Freiheit — wie La Mennais sich und die ihn begleitenden Mitherausgeber am Avenir nannte — in Rom angelangt waren, als gehorsame Söhne zwar, denn sie hatten ja sogleich bei der ersten mißfälligen Aeußerung des Papstes die Fortsetzung ihrer Zeitschrift aufgeschoben, aber doch als Solche, die, indem sie Rechenschaft geben wollten, doch auch Rechenschaft zu verlangen schienen. Der Papst Gregor XVI. aber ließ anfangs die Abgesandten des Avenir gar nicht vor sich, und nachher gestattete er es nur unter der Bedingung, daß sie von dem eigentlichen Endzweck ihrer Wallfahrt nach Rom gar nicht zu reden anfangen sollten. War es nicht schrecklich, daß ihnen Gregor XVI. auch nicht ein Sterbenswörtlein sagte, während sie eine ganze und vollständige Auseinandersetzung ihrer Doctrinen auf der Zunge hatten? Aber der Papst ging dabei von der vollkommen richtigen Ansicht der römischen Kirche und seiner eigenen Stellvertreterschaft Christi aus. Denn was sollte aus ihm werden, wenn er sich auf

Erklärungen einlassen wollte! Nur über die Preßfreiheit, die auch im Avenir verfochten worden, soll er sich beiläufig geäußert und gemeint haben: wenn auch die Klugheit erfordere, sie als ein nothwendiges Uebel unter gewissen Umständen zu dulden, so dürfe sie doch niemals einem wahren Katholiken als ein wünschenswerthes Gut erscheinen! Von seinem Rundschreiben aber sind folgende allgemeine Sätze, die er bei dieser Gelegenheit wieder einschärfte, am bekanntesten geworden: daß es Wahnsinn sei, jedem Menschen Gewissensfreiheit zuzugestehen; daß Widersetzlichkeit selbst gegen Tyrannen verdammenswürdig sei; daß man nichts mehr verabscheuen müsse als Preßfreiheit; und daß es einen Hochmüthigen und Thoren verrathe, die Geheimnisse des christlichen Glaubens erforschen und dem Nachdenken unterwerfen zu wollen!

So viel Auskunft hatten nun die „pelerins de dieu et de la liberté“ der Vernunft der Gesammtheit abgewonnen, und damit zogen sie wieder nach Paris, wo sie in die dortigen Blätter die Erklärung einrücken ließen, daß sie außer Stande seien, ihre bisherigen literarischen Bestrebungen, namentlich im Avenir, fortzusetzen, weil sie dadurch mit dem Willen des von

chen Pantoffel zu stehen. Er schwatzte von Freiheit während er Knechtschaft des Geistes lehrte durch Unterwerfung der Vernunft unter die Vernunft der Gesammtheit. In der neuesten Zeit aber, wo er mannhafter, ritterlicher und praktischer auftreten wollte, schien er Alles das zur Drohung gegen den Papst zu benutzen, was er ihm in der früheren zärtlichen Periode zur Schmeichelei gesagt. Früher konnte die Freiheit nicht ohne den Papst bestehn. Jetzt, in den **Affaires de Rome**, kann der Papst nicht länger ohne die Freiheit bestehen. Früher ging er vom Papst aus und wollte damit zur Freiheit gelangen. Jetzt geht er von der Freiheit aus und will damit zum Papst gelangen. Es ist Alles Einunddasselbe bei ihm, immer kommt dasselbe Schauspiel heraus, daß er sich die geweihte Hostie als Freiheitskokarde vor die Jacobinermütze geklebt hat. Ist La Mennais nicht wirklich eine Carikatur? Er kommt mir vor wie ein mit Rousseau geschwängerter Kirchenvater, der Tagesschriftsteller geworden, und ich muß lachen über ihn. La Mennais hängt mit manchen Ideen und Richtungen der Gegenwart zusammen, wegen welcher es mir eine Zeitlang nützlich schien, daß er auch bei uns in Deutschland Einfluß gewann,

und man ihm Aufmerksamkeit schenkte. Aber was sollen wir länger mit seinen Schriften anfangen, in denen er sich aus seinen römisch katholischen Irrthümern gar nicht herausarbeiten kann, und welche die neuen Bestrebungen der Menschheit mehr verwirren als lösen helfen? —

Spätere Nachschrift. La Mennais hat sich von der Herausgabe des Monde zurückgezogen und sich wieder in die Einsamkeit begeben. Es gingen verschiedene Gerüchte über seine plötzliche Entfernung aus Paris, das er jedoch lediglich mit einem Landaufenthalt vertauscht hat, während ihn Einige Trappist werden, Andere zum dritten Mal gen Rom pilgern lassen. Zu dieser letzteren Vermuthung hat wohl das merkwürdige Schreiben Anlaß gegeben, welches der Trappistenbruder Maria Joseph von Geramb öffentlich an den Abbé de la Mennais gerichtet, um ihn zu bewegen, die Reise mit ihm nach Rom zu machen und sich zu den Füßen des heiligen Vaters niederzuwerfen, wegen der neuen Sünden, die er abermals durch die **Paroles d'un Croyant** und die **Affaires de Rome** auf sein Haupt geladen. Daraus scheint auch die Angabe entstanden zu sein, daß

La Mennais selbst das Trappistengelübde angenommen. Unsere Zeit, die das Reden nicht mehr ertragen kann, wäre reif genug dazu, Trappistenklöster für ihre großen Geister zu stiften, um das Schweigen vollständig zu organisiren. Aber ich glaube, daß La Mennais zu sehr Rhetoriker ist, um jemals Trappist werden zu können. —

5.

Das arme hungrige Volk und die höhere Gesellschaft in Paris.

— Die Verhältnisse der brotlosen Arbeiter in Lyon zeigen einen immer bedrohlicheren Charakter, und es gibt dort unter 160,000 Einwohnern in diesem Augenblicke 30,000, welche sich nicht ernähren können und von der Stadt versorgt werden müssen. Das Elend steigt täglich und scheint eine sehr gefährliche Wendung zu nehmen, da es auch auf die Stimmung der Armen in der Hauptstadt eine aufregende Rückwirkung äußert. Vor einigen Tagen las ich hier frühmorgens an den Mauern der Rue Beaubourg folgendes Placat: **Fraternité, égalité, indivisibilité! nebst einem Aufruf zu den Waffen an das französische Volk.** Diese Anschläge, die oft auch Aufforderungen zu Brandstiftungen enthalten, tragen gewöhnlich

das Zeichen: de l'imprimerie de la république! und können, von welcher Seite sie auch ausgehen mögen, als Vorboten der moralischen Verwilderung gelten, mit welcher der sociale Krieg zwischen Armuth und Reichthum seinen Anfang nimmt. Diese Entsittlichung zeigt sich auch in Lyon bereits im Gefolge der Armuth, und auf den Straßen, in denen man jetzt alle Morgen Verhungerte findet, laufen häufiger als jemals Frauen, Mädchen und Knaben umher, die sich aus Mangel dem Laster preisbieten. Die Demoralisation soll unter den jungen Frauen der Ouvriers besonders groß geworden sein, und es ist schrecklich, wenn die Armuth noch das Letzte und Höchste verliert, das sie besitzt, nämlich ihre Tugend. Aber erst die entsittlichte Armuth wird gefährlich, und ganz Paris hat in diesen Tagen zu zittern angefangen wegen der Gefahren, welche die Hungrigen den Gesättigten drohen. Die ganze höhere Gesellschaft von Paris ist nach den neuesten Nachrichten aus Lyon in Bewegung gerathen, und fängt jetzt an, zu tanzen und zu walzen, zu galoppiren und zu musiziren, Bälle zu geben und Concerte zu veranstalten, und das Alles zum Besten der armen Seidenarbeiter von Lyon und zum Besten aller übrigen Armenkategorien, die sich nur irgendwo in der Haupt-

stadt oder in der Provinz von Frankreich darbieten. Ich werde mir keine dieser singenden und tanzenden Wohlthätigkeitsvergnügungen hier entgehen lassen, denn es ist spaßhaft, die Reichen aus Todesangst tanzen zu sehen für die Armen, und während ich mir aus den Journalankündigungen sorgfältig jedes Fest dieser Art aufzeichne, um keines zu versäumen, stoße ich dabei sonderbarer Weise jedesmal auf die Anzeige der: **Pommade de Lyon!** die, als thue gerade bei der jetzigen Aufregung Pommade Noth, in allen Zeitungen ausgeboten wird und auch mit ellenlangen Buchstaben auf den Anschlagzetteln der Straßenecken prangt. —

Das arme Volk in Frankreich besitzt ein außerordentlich feines Ehrgefühl, und wird sich deshalb so lange, als es ihm irgend möglich ist, zu retten suchen ohne eine äußerste Gewaltthat. Die oft bewundernswürdige Ehrlichkeit, welche man hier bei den geringeren Klassen antrifft und die besonders bei den Cabrioletkutschern zuweilen auf eine merkwürdige Art hervorsticht, ist ebenfalls aus jenem Ehrgefühl und Ehrgeiz zu erklären, welche die eigentliche Moral im französischen Charakter ausmachen. Der Arme behilft sich in Frankreich bis auf den alleräußersten Punkt, um dem Rei-

chen gegenüber eine ehrenhafte Selbständigkeit zu bewahren; er haßt den Reichen, weil er reich ist, aber der Stolz des Armen ist hier noch größer als sein Haß, und erst wenn der Stolz, der gewissermaßen die Keuschheit seiner Armuth ist, an ihm niedergedrückt und gebeugt worden, wird er eine gewaltthätige Stellung zu dem Reichen annehmen. Alles, was jetzt von der höheren Gesellschaft in Paris zur Beschwichtigung und Linderung der Armuth ausgeht, verletzt den Stolz und nährt den Haß des Armen, weil die französischen Reichen zu sehr mit ihrer Mildthätigkeit prunken. Es ist in der That seit einigen Tagen ein Spectakel mit dieser Mildthätigkeit hier in Paris, daß es mir wie ein glänzender Carneval der Bettelei vorkommt, der lächerlich und widerwärtig zugleich erscheint. Dies rührt daher, weil man sehr wohl weiß, daß die Franzosen nicht aus Mitleid ihren Armen geben, denn Barmherzigkeit ist im Allgemeinen eine dem französischen Charakter durchaus fremde Tugend. Man gibt hier entweder aus Furcht, um ein so bedenkliches Elend loszuwerden und zu mäßigen, oder man benutzt seine Geschenke, die man austheilt, dazu, um ein prahlerisches Geräusch damit zu machen und die eigene Eitelkeit zu befriedigen, wie dies auf den Con-

certen und Bällen für die hungrigen Lyonner jetzt geschieht. Man kann den Franzosen daraus keinen moralischen Vorwurf machen, denn sie sind einmal in allen Dingen so, was sie auch thun oder treiben mögen, ihrem Naturell nach. Diese milden Gaben fallen aber wie kalte Wassertropfen in siedendes Oel, das sich nicht danach beruhigt, sondern nur um so heftiger zischt, sprüht und gährt.

Die bescheidene Industrie der Armuth, sich so lange als irgend möglich selbst fortzuhelfen, ist mir oft rührend gewesen, wenn ich mir das arme Volk auf den pariser Straßen und Plätzen betrachtet habe. Man sehe dort den kleinen Kram, der auf der Erde ausgebreitet ist und den der Wind jeden Augenblick in alle Lüfte zu zerstreuen droht, ein Magazin von Waaren, von denen die werthvollste zwei Sous kostet; man sehe, wie vergnügt der Mann davor steht, neben ihm seine arme Frau mit dem Kind an der Brust, wie sie um des kläglichen Verdienstes willen Wind und Wetter trotzen, und für jeden Sous, den sie lösen, dem Käufer Höflichkeiten sagen; man kann sich kaum der Thränen dabei erwehren. Und seht dort die arme alte Frau in einer Schmutzecke auf dem Platz vor dem Louvre, sie hat aus einigen

alten Brettern einen Tisch sich zusammengezimmert, einige fast schon verkommene Bücher aufgetrieben und handelt damit als Antiquarin, den Band zu wenigen Sous verkaufend. Gewiß, es ist bitter, arm zu sein, aber bitterer noch, den Hunger zu sehn und selbst gesättigt zu sein. Es scheint, daß die Demokratie sich an der Armuth ein neues Prinzip in der Geschichte gewinnen wird. Die Sache des Volkes hat allerdings in der letzten Zeit theils eine drohende Miene gemacht, theils so schmähliche Stöße und beschimpfendes Unglück erlitten, daß es Manchen, die früher sein Interesse verfochten, sicherer, schöner und bequemer geschienen hat, sich wieder zur Aristokratie hinzuwenden. Dies hat sich sowohl in Frankreich als in Deutschland letzthin bemerklich gemacht. Aber soll man das arme Volk verlassen, weil es Hunger hat, und soll man es noch gewaltsam zurückstoßen von dem ungewissen Ziel, zu dem die Geschichte es zu berufen scheint und zu dem es zitternden Trittes hinwankt? Soll man das arme Volk verlassen, weil seine Kleider nach den dunstigen Kellern und Hofwohnungen riechen, in denen es sein kümmerliches Dasein verbirgt? Einige junge Leute, die sich bei uns in Deutschland an den liberalen und volksthümli-

chen Interessen die Finger verbrannt, haben sich darauf in die Vornehmheit hineingerettet, und besorgen, ihre gelben Glacéhandschuhe zu beschmutzen, wenn sie länger noch das liberale Element, welches nichts weiter als das Element des Volkes ist, anfassen. Diese Helden, die früher große Namen für ihre Bestrebungen, wie „junges Deutschland" und „junges Europa", ausposaunt und sich damit in die Brust geworfen hatten, trösten sich jetzt mit der albernen Idee: „daß der Liberalismus bereits für die heutige Weltepoche veraltet sei!" Es ist ein Unglück, mit solchen Leuten in Reih' und Glied zu stehen, und viel lieber möcht' ich zu Fallstaff's Bande, sei es als Bullenkalb, Schatte, Schwächlich oder Warze, gehören, als zu einem jungen Deutschland, das schon einen grauen Kopf bekommt, noch eh' es in Ehren alt geworden! So geschwinde sind eure Volksideale veraltet? Was hat es denn zuwege gebracht, daß eine Knospe veralten kann, noch ehe die Blüthe aus ihr hervorgebrochen? Erst habt ihr mit dem Neuen coquettirt, ich glaubte gleich, es sei nichts Rechtes bei euch dahinter, aber es war doch der frohe Lerchenschlag des Neuen und wirbelte sich mit frischen Jugendtönen in die Lüfte, wenn der Gesang auch weder

Maß noch Inhalt hatte! Jetzt coquettirt ihr auf Einmal mit dem Alten, weil das Neue euch persönliches Unglück bereitet hat, und es gibt nichts Neues mehr für euch als das Veraltete!

Das Volk ist allerdings das vielköpfige Ungeheuer, wie man es oft mit Zagen und Beben genannt hat. Aber dies Ungeheuer bedarf entweder eines Despoten oder eines Lehrers. Da aber die sultanischen Illusionen von der Menschheit gewichen, so bedarf das Volk eines Lehrers, der ihm die Stätte bereitet, und der ihm das Wort gibt, dessen es nöthig hat, um sich von der dumpfen unfreien Gährung seiner Massen zu erlösen und den Bann abzuschütteln, der schwer über den Augen seines Bewußtseins liegt. Der Hunger trotzt freilich aller Erziehung und hat eine höhere Gewalt wie alle Vernunft, wenn er einmal mächtig geworden ist. Der Hunger des Volkes wird als diabolischer Stachel in der Geschichte wirken, aber man muß bei Zeiten dafür sorgen, durch Lehre und Wort, daß dieser Hunger nicht auch die guten Elemente verschlinge, die lebendig erhalten werden müssen. Darum ist es im Interesse aller Parteien, wenn die, welche dem Volke helfen können und ihm nahe stehen durch Sinn, Begabung und Abstam-

mung, nicht abtrünnig werden von ihm, denn man kann überzeugt sein, daß Gott und die Geschichte das Volk doch nie verlassen werden. Es ist besser zu denken, daß Gott mit dem Volke ist, als falsch zu spielen mit einem angenommenen Conservatismus, der am Ende auf keiner Seite Erfolg und Vertrauen findet. — —

Mit diesen Gedanken ungefähr begab ich mich in das erste Concert, das au profit des ouvriers de Lyon hier angekündigt wurde, und in dem es sehr tumultuarisch herging, da man nur die nachlässigsten Voranstalten dafür getroffen. Es waren die kleinen Säle des Prytanée dafür hergegeben, einer für Sprachcurse neugegründeten Anstalt, und man hatte dies schlechte Local wahrscheinlich aus dem Grunde gewählt, weil es nichts kostete. Wo kein Geld zu verdienen, sind die Künstler und Unternehmer in Paris lässig, und als das Publikum schon versammelt war, hatte man noch nicht einmal die Lichter angezündet. So saß man eine Zeitlang im Dunkeln, wobei mehrere Lächerlichkeiten vorfielen, so daß dies einer so unglücklichen Veranlassung wegen veranstaltete Concert durch eine ziemlich übermüthige Stimmung eingeleitet wurde. Es war im Saal so eng, daß man in die Verlegenheit hätte kommen kön-

nen, eine Duchesse auf seinen Schooß zu nehmen, wenn es deren in dieser Versammlung gegeben hätte, aber ich traute den meisten dieser fashionablen Gestalten nicht, die mich hier im Prytanée umgaben. Das Prytanée liegt in einer kleinen schmutzigen Straße, einige Damen, die vorgefahren kamen, wollten gar nicht erst aussteigen, und warfen die halbgeöffnete Wagenthür wieder hinter sich zu, mit der naserümpfenden Bemerkung: **il n'y a pas de file**, weil keine lange Wagenreihe vor dem Concerthause hielt und es ihnen deshalb entwürdigend scheinen mochte, in ein solches einzutreten. So ist hier die höhere Gesellschaft, und vielleicht ist sie überall mehr oder weniger von dieser Art. Was die angekündigten berühmten Künstler anbetraf, die in diesem Concert mitwirken sollten, so blieben auch diese zum Theil aus, und so lief diese erste Wohlthätigkeitsmusik ziemlich lächerlich ab, obwohl man einen sehr hohen Eintrittspreis hatte zahlen müssen. Doch will ich nicht vergessen, unter den Virtuosen, die sich wirklich hören ließen, des berühmten Klavierspielers Liszt zu erwähnen, der, wie immer, mit enthusiastischem Beifall begrüßt wurde, als er sich an sein Instrument setzte; mit fast abwehrend

stolzen Verbeugungen aber diese Bewillkommnung erwiederte, denn dies Publikum schien einem so großen Künstler nicht vornehm genug zu sein! Liszt ist ein Ungar von Geburt, ein junger Mann mit blondem Haar und idealen Gesichtszügen, die im Profil einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe Schillers darbieten. Er spielt mit einer außerordentlichen Gewalt und stolzen Ruhe zugleich, die Naturwirkungen, zu denen er sich in seinen Tönen erhebt, sind oft wahrhaft großartig, und es gibt gewisse Naturmalereien in seinem Spiel, in denen Liszt ebenso unbegreiflich als unerreichbar ist. Auch innerliche Wirkungen für das Sentiment vermag er hervorzubringen, aber, wie es mir wenigstens scheint, mehr künstlich, als daß sie aus der unwillkürlichen Neigung seines Talents hervorkämen. Er hat sich hier in Paris in der letzten Zeit einigermaßen geschadet durch seinen Streit mit Thalberg, der aus der Nebenbuhlerschaft dieser beiden Virtuosen hervorgegangen, und in dem Liszt selbst auf eine nicht zu billigende Weise zur Verkleinerung seines Rivalen in den Journalen mitgefochten. Nachdem Liszt sein Spiel beendigt, trat Jemand auf und hielt eine Rede über das gegenwärtige Elend von Lyon und die verzweiflungsvolle Lage

dieser Stadt, von der sich aber das modische Publikum sehr gelangweilt fühlte und sie lächerlich zu finden schien, denn dem Pariser ist es unangenehm, wenn man auf diese Weise zu seinem Mitleid sprechen will, während er nur sein Vergnügen gesucht hat; daß aber die Rede am Ende dennoch beklatscht wurde, versteht sich von selbst. Der Redner gab in einer einfachen, aus dem Herzen kommenden Sprache und in einem gefühlvollen Tone einen Abriß der Geschichte Lyons und seiner Bedeutsamkeit für Frankreich zu den verschiedenen Epochen, worauf er mit näheren Einzelnheiten den heutigen Zustand und die gegenwärtigen mercantilen Verhältnisse der Seide schilderte. Das Publikum ging fort, noch ehe das Concert ganz beendigt war, denn bei der Unordnung, die überall stattfand, wußte Niemand, ob noch andere Musikstücke nachfolgen würden. Das Unglück gehört nicht in die sogenannte gute Gesellschaft, es ist überhaupt nicht anständig, unglücklich im Leben zu sein, und insofern hatte jener Redner schon in der Absicht gefehlt, indem er eine elegante und geputzte Versammlung zur offenen Rührung bewegen wollte. Mit Theaterunglück auf den Brettern ist es eine andere Sache, da weint man hübsch in die gestickten Schnupf-

tücher hinein, weil es das Trauerspiel verlangt, sowie man lacht, wenn Lustspiel ist. Aber ein reelles Unglück, wie das von Lyon, geht schon über den Spaß hinaus, und die höhere Gesellschaft kann wohl etwas dafür thun und eine Steuer zahlen von ihrem gewöhnlichen Aufwand und Vergnügen, aber sie kann sich nicht mit dem Unglück als Gefühlsangelegenheit befassen. Wer dies verlangt, weiß nicht, was gute Gesellschaft ist. —

Dies Concert im Prytanée, obwohl es so geringen Erfolg gehabt und fast gar keine Aufmerksamkeit in der Stadt zu erregen schien, hatte doch das Verdienst, den Anfang solcher Unternehmungen gemacht zu haben. Nun folgten bald Andere nach, und auf Einmal ist es an der Tagesordnung in ganz Paris und ist Mode geworden, daß die Reichen, um den Armen etwas abzugeben, ihre glänzenden Lustbarkeiten — nicht etwa auf vierzehn Tage einstellen, sondern dieselben vielmehr verschwenderischer als je betreiben, aber dabei eine freiwillige Abgabe von ihrem eigenen Luxus erheben, die nun in die Büchse der Armuth fließt. Diese staatsökonomische Balancirung ist aber durchaus in der Ordnung, sie hat ihre dialektische Berechtigung in dem ganzen Gesellschafts-

zustande, und es würde thöricht sein, es anders zu verlangen. Die Eintrittspreise für diese Bälle und Concerte der Wohlthätigkeit werden jetzt außerordentlich hoch angesetzt, noch mehr Glanz und Pracht aber zeigt sich dabei in den aufgewandten Costümen und Toiletten, und es ließe sich allerdings die Frage aufstellen, ob nicht für die Armen noch mehr herauskommen würde, wenn die Reichen diese Wohlthätigkeitsbälle nicht veranstalteten, und statt der Eintrittspreise lieber die Kosten der Toilette ihnen aufopferten? aber diese Frage ist nur scheinbar statthaft, denn einmal ist sie indiscret, und dann ist es, wie schon vorhin bemerkt, staatsökonomisch ganz richtig, daß der Arme nicht an der Aufopferung des Reichen, sondern an dem Luxus desselben seine Unterstützung findet. Ob die Geschichte fortfahren wird, die Richtigkeit dieses staatsökonomischen Grundsatzes anzuerkennen, ist eine andere Sache, über die man nicht nöthig hat, auf einem Ball nachzudenken. Mich umgibt der hochschimmernde Saal der **Académie royale de musique**, Louis-Philipp selbst hat ihn auf Kosten seiner Civilliste mit den reichsten Tapisserieen und Festguirlanden neu behängen lassen, Musard führt das Orchester, viele tausend Kerzen brennen feenhaft in dem unermeßlichen

Saal, das glänzende Gewühl schöner Frauen im herrlichsten Schmuck wogt aufundnieder und läßt eine Zaubernacht träumen, wie man sie nur in Märchen kennt. Da zeigt sich ganz Paris im glänzendsten Wohlthätigkeits-Luxus, denn die Contretänze und Galoppaden dieses Balls rauschen nur deshalb so eifrig an mir vorüber, um den armen Lyonnern Brot zu tanzen! Das ist ein lobenswerthes Stück Arbeit, und wer ein gutes Herz im Leibe hat, muß tanzen! Aber es wird für die tanzende Philanthropie, die so athemlos dahinfegt, fast zu enge in dem großen Saal. Immer mehr Gäste strömen hinzu, man sieht hier alle Notabilitäten der Politik, der Kunst und der Mode sich drängen, alle Berühmtheiten, Schönheiten und Eleganzen der Hauptstadt wetteifern sich zu zeigen und bemerkt zu werden, und das wachsende Getümmel benimmt zuletzt jeden Raum für die Tanzenden. Aus dem Tanzen wird ein allgemeines Spazierengehen, eine elegante Völkerwanderung schiebt sich in allen diesen bunten Massen durch den Saal, das Orchester Musard's spielt dazu eine beliebte Cavatine aus dem Postillon von Lonjumeau, und am Ende ist auch jede schrittweise Bewegung gehemmt, es entsteht einen Augenblick lang eine stille Pause, während

welcher man Zeit hat, über das Unglück der Uebervölkerung zu seufzen, das in demselben Moment, wo wir hier für die Armuth tanzen, als die zweite Gefahr des modernen Gesellschaftszustandes sich uns lästig genug aufdrängt! —

Einen anderen Ball, der später hier stattfand, muß ich noch erwähnen, indem er deshalb merkwürdig ist, weil er ausschließlich von der Haute-Volée von Paris ausging und zum Besten der Pensionnaire der ehemaligen Civilliste, in dem Salle Ventadour, veranstaltet wurde. Dies war ein ächt legitimistisches Tanzen, wo man alle Pracht und alle hohe Grazie des Faubourg St. Germain bewundern konnte. Auf diesem hocharistokratischen Ball sah ich auch die Tänzerin Taglioni; und eine der ehrwürdigen Patronessen des Festes, bei der ich mein Eintrittsbillet gelöst hatte, flüsterte mir in die Ohren, daß nur eine so chaste et noble danseuse, wie die Taglioni, eine Ausnahme machen dürfe von ihren Standesgenossinnen, um auf einem solchen Ball der höheren Gesellschaft zu erscheinen. In dieser Erläuterung selbst drückte sich freilich noch immer etwas Befremdliches aus, aber nur wer die höhere französische Gesellschaft nicht kennt, wird sich darüber verwundern, denn das Gesellschaftsleben ist nirgends so

streng gesondert und namentlich gegen die Aufnahme von Schauspielern, Künstlern und allen einer schwankenden Kategorie zugehörigen Personen abgesperrt als in Paris, wo nur Der auf eine gesellschaftliche Ebenbürtigkeit Anspruch machen kann, der völlig unabhängig in seinen Verhältnissen und sich seine Erscheinung niemals bezahlen läßt. Die Taglioni hat übrigens noch von einer andern Seite her gewisse Ausnahme-Anrechte an die höhere Gesellschaft, denn sie ist seit zwei Jahren verheirathete Gräfin Gilbert des Voisins und hat nur als Künstlerin ihren Namen Marie Taglioni beibehalten. Aber sie tanzte dennoch mitten unter diesem französischen Hochtorythum nur ein einziges Mal, und zwar mit ihrem — Vater. Es war mir interessant, diese Grazie in der Nähe betrachten zu dürfen. Sie hat ernste Augen, eine sehr stark gewölbte, aber schöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gedrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper ist zart, dünn, ätherisch, durchsichtig. Marie Taglioni ist gütig und einfach in ihrem Wesen. Sie ist sehr gebildet, und soll sich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit so ciceronianischer Beredtsamkeit, als in der ihrer Füße.

Auf diesem Ball verabredeten die hohen Da-

men des Faubourg St. Germain das Concert für die Lyonner, das bald darauf im Saal des Vauxhall stattfand und wo der Eintritt zu 20 Frcs. angesetzt war. Wie man in dem Saal Ventadour getanzt, so wurde hier im Vauxhall gesungen, nur mit dem Unterschied, daß die Aristokratie besser tanzt als singt, besonders wenn sie aus so großer Angst singt, wie es hier Lyons wegen geschah. Für einen Pensionnair der alten Civilliste legitimistisch zu tanzen, ist keine so große Kunst für den Faubourg St. Germain, denn diese Pensionnaire sind nie gefährlich gewesen; aber für die halbverhungerten Seidenarbeiter von Lyon, welche die reiche Aristokratie aus dem Takt zu bringen drohen, noch mit den richtigen Takten zu singen, muß eine schwierige Aufgabe sein. Daraus erkläre ich mir wenigstens, daß es mit der Musik der Haute-Volée auf diesem Concert so schlecht ging, denn man hörte nur wenige gute und sichere Stimmen darunter, und die meisten detonirten auf eine Weise, daß man hätte denken sollen, die ganze Aristokratie würde auf der Stelle umschlagen. Die Aristokratie hat lange genug in der Weltgeschichte Falsett gesungen, hier im Saal des Vauxhall aber that sie es zum Besten des hungrigen Volkes, und da mußte man schon klatschen.

Die interessante und geistreiche Gräfin Merlin und ihr Salon sind der eigentliche Mittelpunkt der vornehmen musikalischen Welt von Paris, und das Vauxhall-Concert ist seinen Virtuosen nach aus diesem Salon hervorgegangen. Die Gesellschaft der Gräfin Merlin beabsichtigt jetzt, ihre Privataufführungen zu einer Reihe von öffentlichen Concerten für die Armen zu machen, und das für die Lyonner, das 80,000 Frcs. eingebracht haben soll, war das erste dieser Art gewesen. Ich hatte noch nie einen solchen Reichthum von natürlicher Schönheit und glänzenden Toiletten auf einem Raum vereinigt gesehen, als in dem Concert des Vauxhall, in welchem die schöngeschmückte Gräfin Merlin, deren Stirn mit Rosen gekrönt war, was man in den diesjährigen Frühjahrsalons häufiger bemerkt, sowie Frau von Sparre und Dubignon nebst Duprez, der seit Kurzem bei der großen Oper angetreten ist, die hauptsächlichsten Solos übernommen hatten. Unser lieber und guter Landsmann Meyerbeer saß am Fortepiano.

Volk und Aristokratie haben lange in der Geschichte gewetteifert, wer die erste Stimme singen solle, und es schien vergeblich, ein harmonisches Concert beider Elemente zu Stande zu

bringen. Jetzt, wo das Volk die Magenstimme zu singen anhebt, fängt die Aristokratie an, sich einen Ton tiefer herabzulassen und, wenn auch nicht mit dem Volke, doch für das Volk zu singen. Als musikalische Herablassung wirkte diese Tonveränderung unharmonisch, da, wie schon bemerkt, so viele Detonirungen dabei vorfielen; ob aber eine politische Harmonie herauskommen werde, hängt von den weitern Modulationen der Magenstimme des Volkes ab. —

6.

Das Foyer der großen Oper und die großen Geister von Paris.

(22. April 1837.)

— Herrn Meyerbeer, der so liebenswürdig und gefällig gegen seine deutschen Landsleute in Paris ist, verdankte ich einen guten Logenplatz bei der neulichen Aufführung seiner Huguenotten, in welcher Duprez als Raoul seine Antrittsrolle an der Academie Royale de Musique sang. Dieser ungeheure und prachtvolle Opernsaal gewährt bei solchen Gelegenheiten, wo man nur mit den größten Schwierigkeiten einen Platz erlangt, einen merkwürdigen Glanzanblick und erscheint wie eine Ausstellung der ganzen fashionablen Bevölkerung von Paris. Die Damen zeigen sich hier nur in der ausgesuchtesten Toilette, das Colorit des Saals

verlangt helle Farben und reichen Schmuck, und so schimmert und funkelt Alles darin von natürlicher und künstlicher Schönheit. Während der Zwischenacte tummelt man sich in den schönen geräumigen Corridors der Logen und im Foyer herum, das bei der großen Oper glänzender eingerichtet ist als in allen übrigen Theatern, und in der bunten Durcheinanderbewegung von allerlei Gruppen und Gestalten ein besonderes Interesse darbietet.

Die Musik von Meyerbeer's Huguenotten steht seinem Robert dem Teufel in gewisser Hinsicht nach, indem sie nicht so gediegen verarbeitet ist wie dieser, aber es ist in den Huguenotten ein unverarbeiteter Reichthum von bedeutenden Ideen, durch die sich der Componist zum Theil auf einen höheren und reineren Standpunkt zu schwingen sucht, als in seinen früheren Leistungen. Dieser Standpunkt scheint mir besonders darin ein eigenthümlicher, daß sich Meyerbeer in den Huguenotten zum ersten Mal von dem italienischen Opernstil loszusagen und auf eine selbständige Manier hinzuwenden strebt. Was aber dieser Musik noch fehlt, ist die künstlerische Einheit und ein vollendet ausgesprochener Gesammtcharakter. Man stößt in den Huguenotten auf ein Chaos von lauter einzelnen musikalischen Sätzen, die wie von allen

Winden und aus allen Weltgegenden zusammengeweht erscheinen, und mit denen ein seltsamer Wucher getrieben wird. Es ist bald ein Maskenball, bald ein Trödelmarkt, bald ein Schlachtgewühl, bald ein feierliches Hochamt von Tönen. Es ist eine, ich weiß nicht ob absichtliche, Unruhe in Meyerbeer's Musik, die sich noch immer nicht setzen kann, er schlägt tausend reichhaltige Themen an, führt kein einziges durch, läßt plötzlich Alles liegen, und überrascht am Ende durch eine ungeahnte Wendung, die an sich vortrefflich ist, aber keinen Frieden gibt. Man wälzt sich in seiner Musik wie im Fieber herum, man wird geküßt und umarmt, aber auch gestoßen und geprügelt von ihr, man muß mit ihr durch Feuer rennen und durch Wasser schwimmen und Alles in Einem Athem und athemlos. Kein Glied ist vor Anfechtung sicher, wenn Meyerbeer Musik macht. Seine Töne packen uns vor die Brust, schleifen uns bei den Haaren, kratzen uns die Augen aus, saugen sich mit Leidenschaft an unser Herz an, trinken unser Blut und entzünden eine krampfhafte Wonne in unsern Nerven. Sie buhlen sich mit unserer ganzen Reizbarkeit zu Tode. Ueberdruß und Erschöpfung balgen sich mit dem Entzücken, ein schöner Engel spielt die Orgel und

ein Teufel schneidet Gesichter und Capriolen dazu. Ein göttlicher Vogel schwingt sich prachtvoll in die Lüfte, und eine wilde Katze jagt ihm nach, während ihr in demselben Augenblick ein Affe in den Schwanz beißt, daß sie laut aufkreischt. Geister lassen sich auf die Erde hernieder, fangen einen ungeheuern Tumult an, es entsteht eine große Schlägerei, man ruft die Polizei hinzu, murmelnde Chöre, wie von bärtigen Propheten und Richtern gesprochen, fallen besänftigend und scheltend dazwischen, dann schreit Einer: Feuer! man eilt mit Sprützen, Pieken, Haaken und Löscheimern herbei, es ergibt sich, daß Alles nur blinder Lärm war, und endlich geht die Sonne auf, auf Einmal sitzt man in der Kirche, man weiß selbst nicht wie, erst war großes Ballet und dann ist plötzlich Kirche, gewöhnlich ist es eine herrliche Decoration, und Meyerbeer entfaltet in diesen letzten Triumphaufzügen seiner Töne eine großartige Benutzung und Kenntniß aller Instrumente. Dieser tumultuarische Mischcharakter seiner Compositionen ist jedoch nicht das Werk einer überkühnen Phantasie und Genialität bei Meyerbeer, die ihn wie eine Windsbraut fortrisse, sondern es erscheint dies Alles durch Studium zusammengesucht nnd selbst die Anarchie daran ist ausge=

klügelt. Meyerbeer ist der Eklektiker in der Musik, und macht als solcher eine zeitgemäße Wirkung auf die blasirten französischen Nerven, die mit Reizmitteln überschüttet werden müssen. Man kann nicht sagen, daß die Sirenenstimme der Sinnlichkeit in Meyerbeer's Musik überwiegend sei, wie es bei Rossini ist, dessen Pauken und Blechinstrumente sich plötzlich wie von selbst in berauschende Opiate verwandeln, die uns in einen himmlischen Leichtsinn versetzen; bei Meyerbeer ist der Verstand das erste, und die Sinnlichkeit macht bei ihm den Umweg durch den Verstand, der mit Absicht sinnliche Wirkungen hervorzurufen und ausfündig zu machen strebt. Aber ihm ist noch nicht diese künstlerische Verschmelzung beider Elemente gelungen, durch welche sich zum Beispiel Halévy in der letzten Zeit ausgezeichnet hat, obwohl dieser von den Franzosen bei weitem weniger geschätzt wird als Meyerbeer.

Nachdem ich die meisterhafte und eigenthümlich gearbeitete Ouverture der Huguenotten bewundert, und von dem ersten Act so vielerlei Anregungen durch einander erhalten hatte, daß mir der Kopf zu springen drohte, stürzte ich im Zwischenact in das Foyer hinaus und fand hier einen durchein-

andergewirrten Knäuel der allerverschiedenartigsten Gestalten. Am darangränzenden Corridor des ersten Ranges sah ich auch Herrn Jules Janin wieder, den ich einige Tage zuvor besucht hatte, und der mir hier am Arm seiner hübschen und chinesisch frisirten Marquise begegnete. Herr Janin genießt einer großen Popularität in Paris, und wenn er in den Foyers der Theater in den Zwischenacten sich ergeht, erlebt er jeden Augenblick das horazische digito monstrari, und man sieht es ihm an, daß er in seinem großen Ruhm glückselig plätschernd umherschwimmt, wie der Fisch im Wasser. Er ist ein junger fettgenährter Mann, mit einer außerordentlichen Legerität des Betragens, die zuweilen liebenswürdig, zuweilen unausstehlich ist. Er hat ein Gesicht, wie Murillos seine Bauerjungen so unnachahmlich originell zu malen pflegt, auch in demselben Colorit, und dieselbe Schalkhaftigkeit und Naivetät verrathend. Was an seinem Stil, wenn er schreibt, oft etwas Reizendes hat, kann man anders dies behagliche und coquette Sich-ausstrecken auf dem Faul- und Lotterbette einen Stil nennen, Das wiederholt sich an seiner eigenen Persönlichkeit weniger anziehend, und erscheint in dieser entweder als Mangel an Le-

bensart oder verräth noch den aus der Provinz gekommenen Schriftsteller. Vor mehreren Jahren erinnere ich mich eine sehr liebenswürdige biographische Skizze von Janin gelesen zu haben, die er selbst über sich geschrieben und seinen hoffmannisirenden Contes fantastiques et littéraires, die an sich wenig taugten, vorgesetzt hat. Da thut Janin naive Geständnisse über das Glück eines jungen Mannes, der plötzlich aus seinem freudlosen Departement mitten unter die glänzenden und feenhaften Genüsse der Hauptstadt, in Theater, Oper, Concert und Salon sich versetzt sieht, der durch den Reiz und Stachel aller dieser Herrlichkeiten zum Schriftsteller und Recensenten wird, dessen Stimme immer mehr als eine entscheidende sich geltend macht in dem modischen Kunstleben von Paris, der endlich als berühmter Kritiker seine eigene Loge im Theater hat und Abends am Arme einer schönen Dame hineinwandelt, um gesehen, beneidet, gefürchtet und in seiner Miene, was sie wohl urtheile, belauscht zu werden. Alles dies und noch mehr hat Herr Jules Janin nun erreicht, er ist ein großer Feuilletonist geworden, bezieht 30,000 Frcs. jährliche Einkünfte blos für seine Montagsartikel im Journal des Débats, hat im Theater seine Loge, und dazu eine wunderschöne Marquise, die er

Abends an seinem Arm in diese Loge führt. Der Glückliche, hat er nicht Alles, was er sich mit so reizenden Farben ausgemalt? Ich könnte ihn beneiden, um sein Feuilleton, um seine Honorare, um seine Loge und um seine Marquise, wenn er nicht nebenbei noch Jules Janin wäre! Auch beklagte er es einmal gegen mich, daß er unglücklicherweise kein Wort Deutsch verstände! Nun möchte ich gar nicht Jules Janin sein, und bekäme ich auch sein Feuilleton, seine Honorare, seine Theaterloge und seine Marquise! Das bischen Deutsch, das man versteht, wenn man auch in Deutschland selbst viel Unglück damit haben kann, ist doch immer etwas werth, und wer hat nicht in Frankreich seine deutsche Sprache neu liebgewonnen, sollte er auch in seinem Vaterlande daheim besser thun, als Schriftsteller karaibisch zu schreiben denn deutsch, um weniger Argwohn zu erregen. Aber was ich im Französischen weltmännisch und conventionnell ausdrücken muß, dem verschaffe ich im Deutschen eine reinere und vollere menschliche Genugthuung, und selbst das vielverschrieene deutsche Herz und die sehr berüchtigte deutsche Geduld, insofern sie dem deutschen Ausdruck immer unverkennbar anhaften, erscheinen mir in der Fremde wie Familienmaale

und Leberflecke, an denen man gerade seine theuersten Verwandten erkennt.

Dies dachte ich ungefähr, als Herr Janin gegen mich bedauerte, daß er kein Deutsch verstände, und deshalb eine Reise nach Deutschland, welche man ihn in unsern Journalen schon so oft hat antreten lassen, einigermaßen scheue; was sonst eben die Franzosen nicht abzuhalten pflegt uns zu besuchen. Ich betrachtete mir dabei die Marquise Lacarte, die an seinem Arm wandelte und als einschmeichelnde Grazie neben dem gefürchtetsten Kritiker von Paris herging. Sie ist die Tochter eines bekannten Bildhauers, hat sich einer früheren unglücklichen Ehe durch Jules Janin entführen lassen, und macht jetzt mit ihm Menage, auf einem sehr glänzend eingerichteten Fuß. Da es schon etwas Gewöhnliches geworden, die prachtvollen Haushalte der französischen Modeliteraten zu beschreiben, so habe ich darüber gar nichts in meinem Tagebuche angemerkt, als ich von Herrn Jules Janin kam; nur auf seinem Flur fiel mir ein ruhender Amor auf, dem aber ein Finger abgeschlagen worden, und zwar, als ich näher zusah, gerade der Schreibfinger. Dies war so sonderbar und ominös, daß man dabei auf verschiedenerlei Gedanken kommen konnte, namentlich aber auf den, daß der Schreib-

finger, der in seiner unversehrten Gestalt der Finger eines Gottes ist, abgehauen zu werden verdient, sobald er sich für Geld krümmt und statt der freien Feder eine bestochene führt. In der That hat Janin's Ruf in der letzten Zeit sehr gelitten, weil sein Schreibfinger käuflich geworden und nicht mehr der Finger des unschuldigen Amor ist, der sonst in seinen Schriften so harmlos gaukelte. Janin schreibt jetzt für Geld, aber für vieles Geld, Alles, was man von ihm verlangt, und macht auch selbst in seiner offenen Weise kaum ein Hehl davon. Er ist der bezahlte Gelegenheitskritiker von ganz Paris geworden und weiß jedes Ding gleich hübsch herauszustellen, mag es nun Tragödie oder Lustspiel, eine Hochzeit oder eine Leichenfeier, eine industrielle Unternehmung, ein philosophisches System, ein diabolischer Roman, eine Hofceremonie oder ein Vaudeville sein, für Alles hat er seinen gewandten und gleißnerischen Stil in Bereitschaft, der mit ganz Frankreich lustig zu buhlen versteht. Es ist in der That ein Unglück, einen so gewandten Stil zu haben, denn nichts verführt leichter zur Grundsatzlosigkeit als der Stil, wenn dieser nicht selbst schon aus einem grundsatzfesten Charakter hervorging. Janin's Stil ist die leichtgeschürzte und

leichtfüßige Schöne, die im Rausch ihrer eigenen verführerischen Bewegungen ihre ganze Reputation vertanzt, die im Ballsaal bis auf den letzten Mann aushält und zuletzt mit den Laquaien walzt, wenn kein anderer mehr da ist zu ihrem Willen. Auch in der Politik ist ihm Alles gleich, Jules Janin's Stil walzt jetzt mit allen Parteien, obwohl er ursprünglich einige carlistische Sympathieen zur Schau getragen hatte.

Hier im Foyer der großen Oper fiel das Gespräch mit Janin zufällig auf Heine, den er sehr lobte als einen distinguirten Geist. Man hat in Deutschland wo überhaupt Herr Jules Janin einen unnöthigen Ruhm genießt, ihm die Ehre angethan, ihn mit Heine zu vergleichen, was aber, trotz mancher verwandten Charakterzüge, im Ganzen ein zu großer Gesichtspunkt für den stilgewandten Feuilletonschreiber ist. Indeß urtheilt Jules Janin selbst über seine eigenen Leistungen bescheiden, und eine gewisse Offenherzigkeit und Naivetät über sich selbst, die bei dem aus der Provinz gekommenen jungen Schriftsteller zuerst anzog, ist ihm auch auf seiner jetzigen Stufe des Glanzes und der innern Ueberlebtheit noch treu geblieben. Er sagte mir, er halte sich selbst nur für einen Autor „**du troisième ordre,**“ und es gebe viele große

Geister der französischen Literatur über ihm, wie namentlich Lamartine und Madame Sand, die er außerordentlich verehre und niemals erreichen werde. Ich bestätigte ihm dies, so viel es französische Höflichkeit und deutsche Gutmüthigkeit erlauben wollten, und erzählte ihm nur noch von dem bedeutenden Erfolg, den sein Barnave in Deutschland gehabt, wo es seltsamer Weise einige Bewunderer dieses Romans gibt, die denselben über Alles stellen, was in neuester Zeit hervorgebracht worden. Herr Janin mochte damit zufrieden sein, obwohl ihm an deutschem Ruhm wenig gelegen scheint, da ihm derselbe kein Geld einbringen kann. Der deutsche Schriftstellerruhm ist in der That eine rumford'sche Hunger- und Knochensuppe gegen den französischen; deutscher Schriftstellerruhm bringt wenig Geld, verschafft keine Marquise, und höchstens eine freie Wohnung an einem unwillkommenen Ort. Jules Janin beschäftigt sich fast gar nicht mehr mit größeren Werken, zu denen auch sein aphoristisches Talent, worin er allerdings eine Aehnlichkeit mit Heine hat, nicht ausreichen mag; und er denkt auch inskünftige alle Productionen, die einen längeren Athem erfordern, zu meiden. Er steht des Morgens um elf Uhr auf und schreibt dann seine

kleinen piquanten Feuilletonartikel, deren Manier sich freilich mit der Zeit immer mehr abstumpft und ziemlich matt und alltäglich zu werden anfängt. Aber es gefällt ihm besser, sich als Schriftsteller in dieser losen und gelegenheitlichen Art zu ergehen, als Pirouette des pariser Tagestreibens, und er gesteht selbst, daß dies seiner Faulheit und Bequemlichkeit, aber auch seiner Gewinnlust am meisten zusage. Dabei lächelte er ganz allerliebst und schalkhaft. Es ist jetzt in der Welt bei vielen Leuten eine gewisse Offenheit Mode geworden, die man zuweilen auch noch bei einem andern Namen nennen könnte, die aber doch einen sehr originellen Zug hat. Man legt nämlich selbst ein offenes Geständniß seiner Nichtigkeit oder Verlorenheit ab, mit etwas Witz und guter Laune gewürzt, und glaubt dadurch nicht nur sich über sich selbst zu erheben und frei auszugehn, sondern auch noch obenein zu dem höchsten Standpunkt der Genialität, den es gibt, sich aufgeschwungen zu haben. Herr Janin ist aber nicht nur als großer Feuilletonschreiber, sondern auch als großer Esser in Paris berühmt. —

Doch auf Wiedersehen, Herr Jules Janin! Es ist Zeit, daß ich wieder in meine Loge zurückgehe, der zweite Act der Huguenotten nimmt

seinen Anfang, und wir dürfen Beide keine Note von Duprez versäumen, Sie aus Rücksicht auf Ihr Feuilleton, und ich aus Rücksicht für meine Reisebeschreibung, von der ich Ihnen ein Exemplar zur Beurtheilung in Ihrem Feuilleton zusenden werde! Duprez hat in der That eine wunderbare Stimme und ich habe noch von keinem Tenor ein so schönes Adagio vernommen, in welchem dieser Sänger das Ausgezeichnetste hören läßt. Man war im Publikum sehr gespannt, ob Duprez in dieser Rolle des Raoul genügen werde, da seine vorzüglichsten Leistungen bisher nur dem entschiedenen italienischen Gesange angehört hatten, aber jetzt wogt der unermeßliche Saal fast von Enthusiasmus über und man kann sich selbst nicht genug thun in Beifallsbezeugungen. Das französische Theaterpublikum ist so feuerfangend, daß es, einmal aufgeregt, kaum das Ende einer Arie erwarten kann, um seinen fürchterlichen Beifallssturm loszulassen, es unterbricht damit rücksichtslos die Scene und allen Zusammenhang, und verdirbt sich selbst durch seinen Enthusiasmus den eigentlichen Kunstgenuß, auf den es ihm freilich bei einer Oper weniger ankommt. Das französische Publikum hat im Allgemeinen keinen gebildeten Sinn für Musik, es folgt überhaupt bei

Kunstgenüssen nur einem nicht immer allzuglücklichen Instinct, oder es läßt sich durch seine eigenthümliche Rage leiten, die meistentheils die Stelle der Begeisterung bei ihm vertritt. Meyerbeer könnte jetzt einen wichtigen Durchgangspunkt für die musikalische Bildung der Franzosen abgeben, wenn er die bedeutsame Aufgabe, die ihm in Frankreich zu Theil geworden scheint, richtig ins Auge faßt und verfolgt. Er hat sich jetzt einen Ruhm in der pariser Kunstwelt erworben, den man einen herrschenden nennen kann, da man hier in der Musik fast nichts mehr als Meyerbeer zu kennen scheint, und seinem Genius, der sich allerdings nicht ohne Gewaltsamkeit so geltend machen konnte, überall die größten Huldigungen entgegenkommen. Nachdem er aber nun einmal festen Fuß gefaßt, sollte er rasch durch einen genialen Wurf die Sache umkehren und es mit den Franzosen so machen, wie ein großer und großmüthiger Feldherr, der die Barbaren nur deshalb mit Feuer und Schwert besiegt hat, um ihnen unter seinem Scepter die mildere Cultur beizubringen. Nachdem Meyerbeer durch manche Gräuel seiner bisherigen Musik die Franzosen sich unterworfen, nachdem seine Töne durch Feuer, Schwert und grausames Ket-

tengerassel den französischen Geschmack besiegt und ihn vor ihren Triumphwagen gespannt haben, ist es nun Zeit für ihn, sich als den wahren Friedensgott in der Musik zu demaskiren. Jetzt ist es Zeit für Meyerbeer, ein milderes Weltalter seiner Töne regieren zu lassen. Nachdem er bisher in seinen Opern nur Krieg geführt, und in der That einen Krieg gegen die Barbaren, denn nur gegen solche bietet man diese Bomben, Böller und Höllenmörser auf, muß er jetzt darauf bedacht sein, Frieden mit den Musen zu schließen, oder vielmehr das Reich der wahren Musen in Frankreich zu begründen. Es fragt sich, ob er nun im Stande sein wird, einen einfachen, seelenhaften, deutschen Ton in der Musik anzuschlagen, um dadurch den französischen Kunstgeschmack zu läutern und gediegen zu machen? Diesen letzteren Einfluß auszuüben, käme, wie es mir scheint, nur auf Meyerbeer an, da das Bessere hier, wenn auch nicht durch die Sache selbst, doch durch seinen Namen in die Mode gebracht werden könnte! Mitunter scheint es wirklich in den Huguenotten, als sei Meyerbeer im Begriff, eine Metamorphose seiner Manier vorzunehmen, oder er setzt wenigstens darin zu einem Stil an, der eine Anwartschaft auf eine höhere

Kunstvollendung gibt. Sind nicht in diesen Hugenotten oft die wunderbarsten Sachen, von denen man überrascht und hingerissen wird, aber es fehlt allem diesem Reichthum meistentheils die Einfachheit, die ihm einen größeren künstlerischen Werth verleihen würde, oder vielmehr alle diese Schlacken und Klumpen sind noch nicht in dem Schmelzfeuer der Kunst gehörig ausgeschmolzen und dadurch geläutert. Und doch ist auf der andern Seite wieder nur zu viel Kunst daran sichtbar. Aus allen in den Huguenotten angeklungenen Themen hätte der Componist recht gut drei Opern schreiben können. Meyerbeer verwendet auf seine Werke so ungeheure Arbeit, daß man wünschen könnte, er möchte sich dieselbe vereinfachen und etwas leichter machen, um auch seinen Zuhörern das Leben leichter werden zu lassen. Aber man sieht es zugleich seiner Musik an ihren Ausdehnungen an, daß sie ein französisches Theaterpublikum vor Augen hat, dem in dem Raum eines Abends nicht genug für sein Geld geboten werden kann, und das an seinen endlos langen Theaterabenden seine Künstler gewissermaßen bis auf den letzten Rock ausplündert. Indeß meint es Meyerbeer, bei allen irreleitenden Anlockungen, denen er hier an Ort und Stelle ausgesetzt ist, doch zu

treu und gut mit der Kunst selbst, als daß er nicht seine wichtige Stellung, zu der er jetzt in der Musik durchgedrungen, lieber zu dauernden Einwirkungen, als zu bloßen Tagestriumphen benutzen sollte. Freilich darf man sich nicht verhehlen, wie gewagt es sein muß, dem größeren pariser Publikum etwas Besseres zu geben, als es haben mag und aufzunehmen versteht. Aber es finden sich so viel halsbrechende Wagestücke in Meyerbeer's Musik, daß er wohl auch noch das Wagestück mit dem guten Geschmack hier in Paris versuchen könnte! Das Publikum zeigt hier einen großen Musikenthusiasmus, es ist wahr, aber man sehe die beiden schön costumirten Damen auf der Vorderbank meiner Loge, und gebe Acht, bei welchen Stellen sie ihr: c'est très bien! c'est beau! c'est admirable! ausrufen und wie sie mitten in einer Arie klatschen, als wenn sie besessen wären! Mir wurde dieser Enthusiasmus allmälig so lästig, daß ich froh war, als am Ende des zweiten Aufzugs der Vorhang fiel und ich wieder hinaus eilen konnte auf die Corridors. —

Draußen traf ich wieder Herrn Janin mit seiner Marquise, aber ich stürzte mich diesmal eiligst in das Gewühl des Foyer, um anderer Gestalten habhaft zu werden. Hier begegnete ich Herrn

Eugène Scribe, dessen persönliche Bekanntschaft ich Herrn Meyerbeer zu verdanken habe, da dieser allezeit beschäftigte und im Gebären begriffene Schriftsteller sonst nicht leicht einen Fremden in seinem Hause empfängt. Scribe ist jetzt offenbar der geldreichste Schriftsteller in ganz Europa und hat an seinen zahllosen Werken ein laufendes Capital, das sich ihm täglich verzinst, da er für jede Aufführung seiner Stücke auch auf der kleinsten Winkelbühne Frankreichs bei der Einnahme betheiligt ist. Ich betrachtete mir diesen Crösus der Schreibfeder mit einem aufrichtigen Staunen, und auch jetzt, als ich ihn das zweite Mal sah, hätte ich ihn gern nach dem gegenwärtigen Cours seiner Papiere gefragt, denn er kam mir wie ein Banquier vor, und in der That erscheinen die meisten der heutigen französischen Literaten mehr wie Banquiers ihres Talents, denn wie Schriftsteller. In ihren prächtig eingerichteten Wohnungen sitzen sie gewöhnlich wie in einem glanzvollen Kaufmannsgewölbe zur Schau und vermehren durch dies aufsehenerregende Gepränge, wie jeder kluge Kaufmann, ohne Zweifel noch ihre guten Geschäfte. Wenn in den Journalen steht, daß sich dieser oder jener Literat von seinen Honoraren ein Landgut gekauft oder einen goldenen

Stiefelknecht, ein perlenbesponnenes Sopha und einen mit Diamanten besetzten Schreibtisch angeschafft hat, so steigt dadurch sein nächsterscheinendes Werk gewiß bedeutend im Preise. Herrn Scribe aber kann man mindestens nicht vorwerfen, daß er aus wenigem Geist vieles Geld zu machen verstanden, denn ursprünglich liegt seiner leichtsinnigen und frivolen Schöpferkraft sogar viel Geist zu Grunde, aber man kann dennoch nicht läugnen, daß ihn das Geld mehr treibt als der Geist. Der Geist vermehrt in der Welt bei weitem nicht so stark und so schnell seine Capitalien, und die ganze Geschichte beweist, wie langsam es geht, ehe der Geist seine Procente einbekommt. Herr Scribe konnte sich nur dadurch Landgüter erwerben, daß er auf einen schnelleren Umsatz seiner Capitalien bedacht war, und so machte er bei Zeiten seinen Geist gänzlich zu Papiergeld und zog in kurzer Frist unermeßliche Zinsen davon zusammen. So faßte er in seinen Stücken den Zeitgeist richtig auf, indem er ihn zu Geld machte, und gewiß hat aus allen Parteiwirren dieses Jahrhunderts Niemand einen so reellen Vortheil gezogen als Scribe. Selbst die Weltgeschichte wird sich nicht rühmen können, soviel dabei verdient zu haben. —

Als ich jetzt mit Herrn Scribe das Gedränge des Foyer durchlief, fragte er mich nach den Eigenthumsverhältnissen der dramatischen Schriftsteller in Deutschland, da er gehört, daß ein dasselbe betreffendes und schützendes Gesetz auch bei uns im Werke sei. Ich erwiederte ihm, wie ich nicht glaubte, daß etwas Erhebliches dafür in Deutschland geschehen würde, weil man in unserm Vaterlande Literatur und Kunst nicht unterstützt, sondern immer entweder eine feindliche Stellung zu den geistigen Hervorbringungen der Nation angenommen oder sie ihrem eigenen precären Schicksal überlassen hat. Ist man doch noch nicht einmal über die unbedingte Unzulässigkeit des Nachdrucks bei uns im Klaren. Geschieht aber etwas für diese Sache wie überhaupt für die Sicherstellung des literarischen Eigenthums in Deutschland, so kommt es gewiß aus Preußen, wo man darüber die edelsten und liberalsten Grundsätze hegt. In der That, es wäre recht hübsch, Herr Scribe, wenn Sie auch von jeder Uebersetzung, die von Ihren Stücken auf einer deutschen Bühne gegeben wird, eine Steuer erheben könnten! Ihre Capitalien würden sich zwar dadurch nur um ein sehr Geringes vermehren, aber wenn sich dies immer weiter ausdehnt, dürften Sie bald, wie

Philipp II., sagen, daß in Ihrem Reich die Sonne nicht untergeht. Denn gibt es wohl einen nur irgend theatralisch bewohnten Welttheil ohne Scribe, und nun an allen diesen Weltenden bei der Einnahme betheiligt zu sein, — mir schwindelt der Kopf, Herr Scribe!

Eugène Scribe ist noch ein Schriftsteller im rüstigsten und lebhaftesten Mannesalter, und bei der reißenden Geschwindigkeit, mit der er seine Arbeiten von sich schleudert, kann er seine Capitalien noch unendlich vermehren. Seltsam, ich hatte mir unter Scribe einen steinalten Mann vorgestellt, da seine ungeheuere Nachkommenschaft, in der er es noch viel weiter gebracht als Vater Priamus in Troja, mir längst auf ein patriarchalisches Alter hinzudeuten schien, denn wer kann seine Stücke zählen, ohne diese Fruchtbarkeit mit ehrfürchtigem Staunen zu bedenken! Freilich steht er zu vielen seiner Stücke nur im Verhältniß einer solidarischen Vaterschaft, indem er sie mit seinen sogenannten Collaborateurs gemeinsam verfertigt, und diese oder jene von den unter seinem Namen erschienenen Komödien, die beim Billardspiel entstanden, weiß vielleicht gar nicht, wem sie ihre arme Seele zu verdanken hat. Es ist ein Glück für diese Bagatellen, daß sie nicht un-

sterblich sind, sonst würden sie nach ihrem Tode in die größte Verlegenheit gerathen, ob sie sich der Monade des Herrn Scribe oder des Herrn Melesville oder des Herrn Desaugiers zurechnen sollen. Scribe hat eine interessante und scharfpointirte Persönlichkeit, die dem schnellen, belebten, gesellschaftlich gewandten und stechenden Wesen seiner Stücke entspricht, und in seinem Gesicht gibt es einen etwas maliciösen Zug, der auch an die Pointe in einigen seiner Komödien erinnert, z. B. an: **Une chaumière et son coeur**, worin mit einer geistreichen Satire aller Idealität der Gefühle Krieg erklärt und Hohn gesprochen wird. Herr Scribe macht sich darin lustig über den süßen Hang der Liebe nach Absonderung von der Wirklichkeit, über jenen Idealismus der zärtlichen Seele, die nichts begehrt als eine niedrige Hütte, grobes Brot und ein geliebtes Herz, um glücklich zu sein. Diesen Idealismus eines edlen weiblichen Gemüths, wie schneidend hat ihn Scribe in seinem Drama zu erniedrigen verstanden! Es ist eine Blasphemie gegen jede empfindsame Seele, aber das Allerschlimmste ist noch dabei, daß Scribe — Recht hat, oder daß wenigstens die Wirklichkeit ihm Recht gibt! Um so weniger aber gefiel mir der Zug in seinem Gesicht, der **Une chaumière**

et son coeur geschrieben. Es war sonst eine Favoritphrase der französischen Sentimentalität: une chaumière et son coeur! An die Stelle von Herz und Hütte sind aber in der heutigen Welt Esprit und Salon getreten, das Herz ist aus der Mode gekommen, und die Liebe accommodirt sich der guten Gesellschaft. Der fatale Scribe, wie Recht er hat, daß er Herz und Hütte lächerlich macht!

Herr Scribe hat sehr oft in seinen Stücken Recht, weil er niemals in irgend einer einseitigen Richtung des Gemüths oder einer Parteiansicht befangen ist, sondern es stets vorgezogen hat, sich über alle Richtungen und Parteien zusammengenommen zu moquiren. Dadurch besonders hat er in Paris, wo man überall Stichwörter des Tages herauszuhören sucht, eine solche fast universalistische Wirkung gehabt, da sich in seinen Stücken ein satirisches Volksbewußtsein darzustellen schien, das alle Parteien neckt, jede beobachtet und von keiner sich imponiren läßt. Nur das Justemilieu fährt geradezu schlecht in seinem Monsieur Cagnard, und bekommt in diesem artigen Vaudeville von der linken Seite sowohl als von der rechten Prügel, indem sich dabei auf eine handgreifliche Weise seine eigene Vielseitigkeit an ihm rächt. Dies ironische Darüberstehen über allen

Parteien, das allerdings der Komödie geziemt, ist jedoch bei Scribe, wie es mir scheint, nicht das Werk eines höheren Bewußtseins, sondern lediglich das Thun des geistreichen Modeschriftstellers, der das prickelnde und reizende Prinzip in der Gesellschaft abgibt. Wirklich repräsentirt vielleicht kein Schriftsteller so treu als Scribe die heutige pariser Gesellschaft, ihre geniale Gemüthlosigkeit, ihre lachende Zerfallenheit mit den Prinzipien, jene glänzend schimmernde Humanität, die Alles gewährt und Nichts, und jene penetrirende und zersetzende Säure, die überall Parteiungen bildet und doch auch wieder jede Partei in sich selbst paralysirt.

Das neueste Stück von Scribe ist jetzt: **La Camaraderie**, das auf dem Theatre français unaufhörliche Aufführungen und mit beständigem Beifall erlebt. In dieser Komödie hat Scribe wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen, um die Charlatanerie heimischer Lebenszustände nach einer gewissen Richtung hin zu bezeichnen. Hier haben wir eine ächt moderne Komödie, die ganz auf politischen und realbürgerlichen Interessen gegründet ist, eine zeitgemäße Gattung, die, wenn es einmal gelingen sollte, sie nach Deutschland zu verpflanzen und in die höhere poetische Sphäre

des deutschen Tiefsinns hineinzuheben, dort einen großartigen Umschwung der ganzen Nationalliteratur hervorrufen würde. Dieser Camaraderie von Scribe aber gebricht die innere Macht der Poesie, es muß diese satirische Behandlung der bürgerlichen Verhältnisse auch etwas dichterischen Morgenthau und feuchten Schmelz haben, sonst steht sie gar zu frostig und schneidend auf der Bühne da. Scribe behandelt sein Thema, wie immer, mit eleganter Leichtigkeit und einer gewissen Symmetrie, mit durchdringendem Scharfblick und einer kurzangebundenen Abfertigung der Charaktere und Verhältnisse, aber es macht mehr den Eindruck eines dramatisirten Journalartikels oder einer theatralischen Gelegenheitsschrift, als einer poetischen Gattung, welches die Komödie ungeachtet aller ihrer bürgerlichen Freiheiten immer bleiben muß. Die neuere französische Poesie hat aber darin einen unglücklichen Takt bewiesen, daß, während sie im Trauerspiel zu bizarren und phantastischen Mißgeburten einer der Wirklichkeit nicht gemäßen Schrecklichkeit sich verirrte, sie dagegen in der Komödie an das Gewühl des Alltagslebens sich verloren hat, dessen Gestalten sie unmittelbar von der Straße aufrafft, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, ihnen zuvor ein hochzeitliches

Kleid anzuthun. Die Komödie soll natürlich nicht idealisiren, aber sie soll, wenn sie auch die baarste Stubenwirklichkeit wiedergibt, dieselbe doch mit einigen Sonnenstäubchen poetischer Intention besprengen. Was aber die zeitgemäße Bedeutung von Scribe's Camaraderie anbetrifft, so ist besonders diejenige Gruppe, welche in seinem Stück die Association der Mittelmäßigen bildet, von einer stechenden und höchst beziehungsreichen Wirkung. Dieser Grundgedanke ist geistreich, auf die Association der Mittelmäßigen in dem heutigen Gesellschaftszustande hinzuweisen, und zu beschreiben, wie diese durch ein enges und auf Gegenseitigkeit gegründetes Bündniß Bedeutung und Ansehen, Deputirtensitze und Ehrenstellen erlangen, indem sie in ihren Erfolgen sogar das Talent zu überflügeln wissen. Zwar bleibt von dem scribe'schen Stücke am Ende die Moral übrig, daß das, wodurch man sich in der Welt halte, doch nur das Talent sei, aber er hat die außerordentliche Macht, welche die Mittelmäßigkeit bereits in der Welt gewonnen, nicht minder in großen und eindringlichen Zügen hingestellt, denn die Mittelmäßigkeit ist es hier, die alle diese Intriguen und Verwickelungen angezettelt und eine Bewegung verursacht hat, wie sie das Talent durch sich

selbst und zu seinen Gunsten nicht hervorbringen konnte, wenigstens nicht in diesem gegenwärtigen Moment der politischen und socialen Verhältnisse. Ich glaube, man kann in dieser Anschauung noch weiter gehen, und behaupten, daß es einen Augenblick lang einen Triumph der Mittelmäßigkeit in der heutigen Weltepoche geben wird. Freilich nur einen Augenblick lang, aber einen schrecklichen, peinlichen, langweiligen Augenblick. Dieser Augenblick kann vielleicht mehr an der Menschheit verwüsten, als alle Anarchie und aller Despotismus früherer Zeiten, als alle Ausschweifungen de r genialeren Epochen. Alle Anstalten zu diesem Augenblick sind in den Combinationen der heutigen Zustände getroffen. Louis-Philipp hat zuallererst ein solches Weltalter entschieden angedeutet, indem er eifersüchtig den Einfluß der Talente von seinem Cabinet zu entfernen suchte, indem er sich immer mehr bemühte, sich mit soliden Mittelmäßigkeiten in seinem Regierungsrath zu umgeben. Nur diejenigen Combinationen des Ministeriums, die fast aus lauter mittelmäßigen Köpfen zusammengesetzt sind, erweisen sich jetzt als dauernde Umgebungen des Julikönigthums, und mit ihnen versteht Louis-Philipp einträchtig zu haushalten, während er mit den früheren großen

Talenten, die sich im Dienst der Juliregierung hervorthaten, weder regieren noch verwalten konnte, obwohl das Verwalten an sich schon den Prinzipien des Julikönigthums zuwiderläuft. Louis-Philipp selbst ist ohne Zweifel ein Talent, aber man muß ein Genie sein, um mit Talenten regieren zu können. Louis-Philipp besitzt das Talent der Abdämpfung aller Zustände, es gibt kaum eine Richtung mehr in Paris, die nicht abgedämpft wäre, und die ganze Opposition hat gegenwärtig den Einschläferungsopiaten der Mittelmäßigkeit nicht länger widerstehen können. In der heutigen Deputirtenkammer hat die Mittelmäßigkeit eine glänzende Majorität über die Talente davongetragen, die Deputirtenkammer von 1837 gleicht fast einer zur Corporation erhobenen Camaraderie der Mittelmäßigen. —

Ich drückte Herrn Scribe meine Bewunderung aus für Das, was an seinem Stück wirklich zu bewundern ist, und hätte mich gern gegen ihn über einige deutsche Analogieen ausgesprochen, die bei uns die Epoche der Mittelmäßigkeit bezeichnen, aber Herr Scribe wußte gar nichts von Deutschland, und scheint sich sehr wohl dabei zu befinden. Er kennt von Deutschland nichts als Herrn Meyerbeer, für den er wieder einen neuen

Operntext schreibt, und Herrn — Theodor Hell, dessen Name wirklich zu ihm gedrungen und den er auch ziemlich richtig auszusprechen wußte. Diese unermüdliche deutsche Uebersetzungsfirma seiner Stücke muß Herrn Scribe in der That gerührt haben und er sprach mit vieler Anerkennung von diesem Mann. Herr Scribe ist übrigens im Begriff, seine Capitalien noch durch einen neuen Anlagefonds bedeutend zu vermehren, indem er bisher eiu noch nicht rentbar gewesenes Talent in sich flüssig gemacht hat, nämlich das, Romane zu schreiben. Seine Novelle: la loge d'Opéra, in dem Journal La Presse, in der sie gegenwärtig fortgeht, hat einen außerordentlichen Erfolg hier in Paris, und diese neugegründete Zeitschrift soll seitdem um einige tausend Abonnenten zugenommen haben. —

Doch ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Herr Scribe, es ist Zeit, zu den Huguenotten zurückzukehren! — Je mehr ich von dieser Musik höre, je mehr bewundere ich die reiche und geniale Arbeit daran, aber ich kann vor all dieser Arbeit nicht recht zu der eigentlichen Musik durchdringen. Die Musik erscheint mir als Arbeit, aber die Arbeit will mir nicht wieder zur Musik werden. Vielleicht verstehe ich aber auch diese Oper noch

gar nicht, oder es ist vielmehr die Musik darin auf einer höchsten und noch unbekannten Stufe der Vollendung angelangt, auf einer Stufe, wo sie gar nicht mehr Musik ist, und das ist eben das Eigenthümliche einer völlig neuen und höchst glänzenden Manier, die dem Temperament der Franzosen sehr zusagt, deren Erfolg aber in Deutschland noch keineswegs entschieden ist. Meyerbeer's Musik ist eine ächte pariser Musik, Meyerbeer hat sich in seiner Musik das Bürgerrecht von Paris erworben. Diese Musik ist Paris selbst, mit allem seinem ungeheuern Gewühl und großartigen Trödelkram, mit seinen labyrinthischen Lebenskrümmungen, vulcanischen Eruptionen, albernen Stutzersprüngen und hochtragischen Gespensterlarven; und da Meyerbeer mit Recht Paris als den Ausgangspunkt seiner europäischen Reputation genommen — denn wo sollte man in der Welt noch eine Reputation herbekommen, wenn nicht hier — so machte es sich wie von selbst, daß er die ganze Lebens- und Modestimmung von Paris in seiner Musik ausdrückte und wiedergab. Es kommt nun Alles darauf an, ob und wie Meyerbeer seine europäische Reputation, die er doch ja jetzt sicher hat, mit dem deutschen Künstler aussöhnen und in Einklang setzen werde, denn

da er alle Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit des deutschen Menschen an sich behalten, so glaube ich auch noch an den deutschen Künstler in ihm. Voraussehen läßt es sich nicht, welche Bahnen sein reichbegabter Genius noch einschlagen wird, da er für so viele Richtungen zugleich empfänglich und angelegt scheint. Sehr viel erfinderischen Geist hat Meyerbeer in der Balletmusik gezeigt, und auch in der heutigen Aufführung der Huguenotten waren wieder mehrere neue Tänze von ihm eingelegt. Nur in seinen Chören muß er sich oft vor einem ganz seltsamen Typus in Acht nehmen. —

7.

Besuch bei Victor Hugo.

(27. April 1837.)

— In Paris gewesen, und Herrn Victor Hugo ohne Besuch vorübergegangen zu sein, hätte ich mir niemals vergeben können! Ich schlenderte daher heut die Boulevards entlang bis zum Bastilleplatz, und ließ mich dann nach dem Marais hinweisen, welches ein ganz eigenthümliches Stadtviertel von Paris ist. In demselben wohnt Victor Hugo, auf dem stillen, abgeschiedenen Place Royale, in einem alten Hause, das noch aus dem siebzehnten Jahrhundert herstammen soll. Ich hatte an ihn einen Empfehlungsbrief seines genauen Freundes, des Herrn Marquis von Custine, in der Tasche, und so durfte ich mir auf diese Einführung eine freundliche Aufnahme bei dem Oberhaupt der französischen Romantik versprechen, die

mir denn auch zu Theil wurde. Es thut mir jedesmal selbst leid, wenn ich einem großen Mann auf die Stube gedrungen bin, aber was kann ich dafür, daß diese französischen Literaten alle so berühmt sind und so sehr Epoche gemacht haben, daß man sie nothwendig gesehen haben muß! Die französischen Schriftsteller werden von Besuchern aus allen Weltgegenden so überlaufen, jeder will einige Seiten seines Reisejournals mit ihnen ausfüllen, daß man es nicht verdenken kann, wenn sie so viel als möglich gegen Fremde sich absperren, und nur ausnahmsweise einen freundlichen Empfang mit herablassenden Magnatengesichtern bewilligen. Mancher, der sich in unserm armen Deutschland seinen Scheffel Lobsprüche eingesammelt und nun auch ein berühmter Mann zu sein glaubt, verlangt vielleicht noch gar, daß Victor Hugo, Lamartine oder Chateaubriand ihn kennen sollen, wenn er zu ihnen ins Zimmer tritt; der bedenkt nicht, daß ein Deutscher, der bei den Franzosen berühmt werden will, in Paris gänzlich von vorn anfangen muß! Ich glaube aber, daß viele mißliebige Urtheile in neuester Zeit wegen schlechter Aufnahme, die man hier fand oder gefunden zu haben glaubte, entstanden sind. Man muß nur den französischen Charakter nehmen, wie

er ist, und wird sich dann gewiß bei weitem weniger verletzt hier fühlen. Der Franzose sieht es recht gern, wenn man aus weiter Ferne angereist kommt, um ihm zu huldigen, er ist sogar oft großsinnig genug, einen solchen Besuch unter dem höchsten Gesichtspunkt anzusehn und darin eine Repräsentation zweier Nationen zu erblicken, die sich einen Augenblick lang in Sympathie becomplimentiren, mag es auch immerhin nur schöne Rhetorik sein, was er dabei Euch äußert. Demgemäß benimmt er sich aber auch würdevoll, freilich kalt, doch immer mit Rücksicht; und in dem Gefühl, sich selbst und seine Nation dem Fremden gegenüber zu repräsentiren, überläßt er sich einer gewissen Grandezza, die ihm sonst im Leben nicht gerade eignet. Man wird mit der Aufnahme eines Franzosen jedes Mal zufrieden sein, wenn man nur keine Hingebung, keine gevatterschaftliche Vertraulichkeit und Mittheilsamkeit von ihm begehrt. Der Franzose ist abgemessen und spärlich in den Zugeständnissen, die er einer fremden Persönlichkeit macht.

Herr Victor Hugo war sehr liebenswürdig. Er ist in seiner Häuslichkeit vornehm und elegant eingerichtet, was jedoch bald nicht mehr ein ausschließlicher Ruhm der französischen Autoren sein

wird, denn seit einiger Zeit fangen auch unsere deutschen Berühmtheiten an, sich auf einen glänzenderen Fuß als sonst zu stellen und im Schaugepränge der häuslichen Einrichtung den Franzosen nachzuahmen, nachdem deren glänzende Menagen so viel Lärm in den Zeitungen gemacht haben. Die deutsche Schlafrock- und Pantoffelwirthschaft gab sonst ein idyllisches Schauspiel ab in der Häuslichkeit manches berühmten Deutschen, den man besuchte; jetzt kommt eine Literaturzeit, wo die deutschen Schriftsteller sich von der gemüthseligen Dachstube emancipirt haben und es dafür den Banquiers gleichzuthun oder selbst Banquiers und Geschäftsleute zu werden trachten.

Victor Hugo hat etwas in seinem Wesen, das ihn von dem gewöhnlichen Typus der meisten andern Franzosen unterscheidet und dieser Unterschied muß namentlich jeden Deutschen wohlthuend ansprechen. Es ist etwas Stilles, Gediegenes, Gehaltenes in ihm, das vielleicht auch auf dem Bewußtsein seiner Größe beruht, denn ich vermuthe, daß sich Victor Hugo jetzt für den größten Dichter nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's hält, und wenn man ihn sieht, scheint er sich immer wie auf dem Königsstuhl seines Dichterruhms zu schaukeln. Das Feierliche in seiner Erscheinung

ist aber auch als ein spanisches Element an ihm anzusehn, das ihm durch Einflüsse seiner Erziehung angeflogen sein mag, die er bekanntlich zum Theil in Madrid erhalten. Victor Hugo sieht jetzt etwas blaß aus und es tritt Anlage zum Fettwerden bei ihm hervor, was man seltsamer Weise öfter als Symptom alt werdender oder verfallender Notabilitäten beobachten kann, denn selbst die Freunde Victor Hugo's dürfen sich nicht läugnen, daß sein Dichterstern ziemlich aus dem Scheitelpunkte gewichen und andere Gestirne ihn in der letzten Zeit am Himmel Frankreichs überstrahlt haben. Victor Hugo ist zu sehr ein Dichter des bloßen Gefühls, der lyrischen Schönheit, der phantasievollen Anschauung, als daß er für die in der letzten Zeit so bedeutend gestiegenen und noch immer steigenden Geistesbedürfnisse der Franzosen nachhaltig ausreichen könnte. Frankreich bedurfte der lyrischen Jugendkraft, der naturfrischen Phantasie dieses Dichters, um sich daran sein poetisches Leben zu erneuern und den Klassicismus, der starr und hart wie der Winter auf ihm gelegen, in einen neuen Frühling aufzulösen. Diesen Frühling empfand der junge Victor Hugo am stürmischsten in seiner Brust und bot gewaltig alle Frühlingsblumen und alle Frühlingskobolde auf, um den klas=

sischen Winter zu verscheuchen. Es war damals ein großes Leben, und der Romanticismus rief selbst vom deutschen Mai einige Blocksbergsfrazzen herüber, um hoffmannische Gespenster gegen die Gespenster des Klassicismus zu hetzen. Aber das französische Leben dreht sich so mächtig schnell um seine eigene Axe, daß ein Zustand immer sogleich einen andern bei ihm hervorbringt, und so hatte Victor Hugo kaum sein Blüthenfüllhorn ausgeschüttet, als auch schon die Zeit des Frühlings wieder vorüber war und andere Geister und Dämonen in Frankreich regierten. Denn die romantischen Bewegungsschauer waren nur eine rasche Durchgangsperiode für den französischen Geist. Der Romanticismus hatte die Nationalpoesie wieder auf eine reale Lebenswirklichkeit hinzuwenden gesucht, aber die Tiefen und Dimensionen, der eigentliche Inhalt dieser Wirklichkeit waren noch nicht von Victor Hugo und seinen Mitstrebenden ergriffen. Weit größer als Erscheinung und Leistung sind daher die Schriften von George Sand, die, wenn auch mit skeptischer Speculation, doch das ganze Wesen der Lebensrealität in der Poesie aufgenommen haben, während Victor Hugo meistens nur in lyrischen Formen und Allgemeinheiten die Wirklichkeit umschreibt. Victor Hugo ist

ein schöner Nachtfalter, der mit den Frühlingslüften kost und spielt, bald auch mit grauen Nachtgespenstern buhlt, aber in die tieferen Nachtgeheimnisse des Lebens ist er nicht eingedrungen.

Ein Kreis von jungen Leuten, die ihm ihren unbedingten Weihrauch zufächeln, bildet jetzt meistentheils die Umgebung dieses Großmeisters der neufranzösischen Poesie. Victor Hugo will aber nun zu seinem Ruhm noch einen neuen Thurm anbauen, indem er auf das Gebiet der Politik und der Tagesdebatte hinauszutreten beabsichtigt, und mit diesem zerbrechlichen Thurm könnte sein ganzer Ruhm leicht vollends zusammenstürzen. Als ich ihn sprach, machte er sich Rechnung darauf, in die Deputirtenkammer einzutreten, und erging sich viel in Aeußerungen, welche feste und entschiedene Stellung er darin einzunehmen gedenke. Soviel ich jetzt von der Sache verstehe, muß ich glauben, daß diese parlamentarische Stellung Victor Hugo's doch am Ende nur ein schönes rhetorisches Justemilieu abgeben würde. Die raisonnirenden Artikel, welche er in der letzten Zeit zuweilen für das Journal **La Paix** geschrieben, tragen eine sehr schillernde Farbe an sich, es ist ein doctrinairer Verstand und ein royalistisches Herz darin, denn man darf nicht glau-

ben, daß dies letztere gänzlich aufgehört hätte, in Victor Hugo's Brust zu schlagen. Dies royalistische Herz, mit welchem der französische Romanticismus zuerst in die Schranken trat, hatte bei Hugo gewiß die größte Aechtheit gehabt, denn seine Königssympathieen waren ihm schon mit der Milch seiner Mutter eingeflößt. Es lag freilich in der Natur der Sache, daß die romantische Bewegungspartei bald eine liberale Wendung nehmen mußte, da ihre Wirkung an sich schon für die Freiheit war und auf eine Erlösung der Gesinnung zielte. Bei Victor Hugo selbst traten zuerst statt der königlichen Sympathieen kaiserliche ein, indem er sich, wie er es selbst damals ausdrückte, zum Memnon der Sonne Napoleons in seinen Gedichten machte. Mit der Julirevolution ging aber alle und jede politische Bedeutung des Romanticismus verloren, und es gab keinen Romanticismus mehr, der theils als Dünger der Zeiten verbraucht worden war, theils mit dem Positiven, das er wirklich an sich hatte, in die Gewohnheit des Lebens und der Nation überging. Victor Hugo, der jetzt kein Romantiker mehr ist, wird vielleicht ein Doctrinair werden, der zuweilen alte royalistische Herzensbeklemmungen hat.

Von der Politik kamen wir auf den gegen-

wärtigen Einfluß der Poesie zu sprechen, und Herr Victor Hugo behauptete, daß noch zu keiner Epoche der Einfluß der Poesie auf die Zeitverhältnisse so groß und bedeutend gewesen sei als in der unsrigen, was für Frankreich — und ein Franzose denkt immer nur an Frankreich bei allen seinen historischen Anschauungen — gewiß eine unläugbare Richtigkeit hat. Denn wenn ein Poet jetzt lediglich wegen seines Dichteransehens hoffen darf, in die Deputirtenkammer gesetzt zu werden, so stellt sich ihm ein doppelter Einfluß dar, den er durch sein Talent gewinnt, indem er nicht nur durch den Zauber seiner Dichtungen gewaltig auf die Stimmung seiner Nation einwirken kann, sondern auch auf dem praktischen und bürgerlichen Wege die unmittelbare Wirksamkeit auf den Staat sich ihm eröffnet. In der That, die Dichter haben jetzt in Frankreich eine bedeutende Stellung gewonnen, und während sie Ludwig dem Vierzehnten noch unterwürfig schmeichelten und um sein Lächeln buhlten, bekümmert sich jetzt Louis-Philipp ängstlich um das Lächeln der Dichter und möchte wohl gern Schildwachten an den Rändern ihrer Tintenfässer aufstellen. Louis-Philipp versteht sich aber auch auf seinen Vortheil, und er läßt

manchen Dichter ruhig in die Deputirtenkammer gelangen, denn diese ist jetzt eine Anstalt, wo die schönsten Talente unschädlich gemacht werden. Aber trotz aller gegenwärtigen Paralysirungen der Verhältnisse in Frankreich läßt es sich doch nicht läugnen, daß Victor Hugo mit seiner Behauptung Recht behält, denn die öffentliche Meinung ist in diesem Lande außerordentlich empfänglich und geschmeidig dafür, sich nach poetischen und literarischen Einflüssen zu bewegen. Einem Deutschen dreht sich dabei das Herz im Leibe um, vor Neid und Wehmuth. Früher war der Literat in Deutschland ein verachteter armer Teufel und das war noch seine schönste und blühendste Periode. Jetzt, wo der Literat bei uns zu größerem Ansehn gelangt ist und man ihn nicht mehr für einen armen Teufel hält, hält man ihn für einen wahren Teufel und für den leibhaften Beelzebub selbst, der nichts Geringeres im Sinne hat, als mit seinen Schriften die Religion, die guten Sitten und die Ordnung des Staats zu zerstören. Und doch wird die Literatur, die so verdächtig sein soll, nur unter Aufsicht des Staats bei dieser Nation gedruckt, und hat für sich selbst gar keine eigene Stätte und Heimath. Die schöne Literatur hat aber in Deutschland noch einen andern Feind, der

zu ihrer Verachtung beiträgt, dies ist seltsamer Weise die Fachgelehrsamkeit. Ihr glaubt nicht, gute Franzosen, wie sehr erhaben sich bei uns in Deutschland ein großer Fachgelehrter, hätte er auch sein Lebelang nur lateinische Partikeln mit seinen Elephantenfüßen getreten, über einen Dichter dünkt! Bei Euch in Frankreich wendet sich auch die Gelehrsamkeit bei weitem mehr zur schönen Literatur, um von deren Schönheit der Darstellung auch für die Wissenschaft etwas zu gewinnen, und das ist beiden Theilen vortheilhaft und gibt eine heilsame Mischung für die ganze Nationalbildung.

Victor Hugo sprach viel mit mir über den deutschen Charakter und drückte seine Vorliebe für denselben auf eine sehr schöne Weise aus. Er sagte auch, was mir auffiel, daß das französische Wesen ihm oft gar zu frivol und leger vorkomme, und er vermisse zuweilen schmerzhaft den tiefern Ernst in seiner Nation, den er für etwas Großes und Heiliges halte an Deutschland. — Es wäre doch wahrhaftig ein Spaß, wenn auch die Franzosen einmal sich in den Kopf setzten, daß sie zu frivol und leichtsinnig wären, sowie sich auch neuerdings thörichter Weise manche Deutsche in den Kopf gesetzt haben, daß der deutsche Na-

tionalcharakter zu ernst und idealistisch sei. Was gibt es denn noch Idealistisches in Deutschland? Wir haben im Gegentheil alle Ideale bei uns aufgegeben und sind mit dem Allergemeinsten und Alltäglichsten um uns her zufrieden. Eine so schneidende Bewußtwerdung der eigenen Widersprüche, wie sie in der deutschen Nationalität sich geltend gemacht hat, wird aber schwerlich in der französischen jemals aufkommen, die Franzosen müßten denn aufhören, Franzosen zu sein, wozu sie sich aber wohl nicht so leicht verstehen werden wie die Deutschen, die aus Irrthum und mancherlei Nöthen wohl von Zeit zu Zeit sich wünschen, keine Deutschen zu sein.

Victor Hugo hat schon oft eine Reise nach Deutschland machen wollen, und denkt nächstens wenigstens bis an den Rhein zu gehen, zu einer **voyage de fantaisie**, wie er es nannte. Dieser sinnige Dichter liebt sehr unsre deutschen Bauwerke und schwärmt für den wunderbaren Geist dieser mittelalterlichen Architektur, zu deren wahrer Auffassung er in der That unter allen Franzosen die größte Befähigung der Phantasie hat. Seine Notre-Dame de Paris ist eine Architekturdichtung im erhabensten Stil, und ich sagte ihm, er möchte einen Roman, wie Notre Dame, auch

für die deutschen Bauwerke schreiben. Ich machte mir den Spaß, ihn zu fragen, ob ihm nicht der deutsche Roman: Erwin von Steinbach, von Theodor Melas, bekannt sei, in welchem bereits etwas Aehnliches geleistet worden? Denn da wir jeden schlechten Roman, der in Frankreich erscheint, kennen und lesen, so wäre es ja nicht unmöglich gewesen, daß Victor Hugo von diesem guten, der in Deutschland erschienen, wenigstens gehört hätte, denn man sagt ja jetzt allgemein, daß die deutsche Literatur in Frankreich große Fortschritte mache! Es kann aber nichts Komischeres geben, als einen deutschen Diogenes, der in Paris die deutsche Literatur mit der Laterne sucht. Ich erzählte Herrn Victor Hugo, daß der Verfasser des Erwin von Steinbach eigentlich Theodor Schwarz heiße, daß dieser Schriftsteller die liebenswürdigste deutsche Persönlichkeit habe, voll edler Einfachheit und kraftvoll ausgedrückter Gemüthlichkeit, mit einer Gestalt, wie sie nur in unserm Deutschland zu Hause gehöre; daß er Landprediger sei zu Wiek in Wittow auf der schönen ossianischen Insel Rügen. Victor Hugo wußte ebenso wenig etwas vom Erwin von Steinbach, als von Wiek in Wittow auf Rügen, und nachher sagte ich ihm, daß es nur ein Scherz von mir gewesen, ihm alles dies zu erzählen,

um zu sehen, wie die deutsche Literatur einen der größten Franzosen, der bei uns in Deutschland ebenso populair sei als in Frankreich, langweile! —

Herr Victor Hugo besitzt das größte Glück, das einem Poeten eigen sein kann, eine herrliche Frau. Sein häusliches Verhältniß, das eine Zeitlang gestört war, ist jetzt wieder vollkommen hergestellt, und Victor Hugo hat sich mit seiner Gattin durch das schöne Gedicht: **Date Lilia**, welches sich in seinen **Chants du crépuscule** findet (**Oeuvres complètes de V. Hugo, Tom. V. p. 325**) versöhnt. Diese lyrisch-gemüthliche Wiedereinrichtung einer gebrochenen französischen Ehe ist gewiß nicht häufig in Paris und bezeichnet den liebenswürdigen Sinn dieses Dichters, dem nur einige Schauspielerinnen am Theatre français gefährlich geworden waren, darunter die verführerische Madame Dorval, die auch in der That eine gar zu üppige Gestalt hat. Victor Hugo's Gattin ist eine geborne Foucher, eine Schwester des bekannten Paul Foucher, und war schon eine Gespielin und Jugendgeliebte ihres Dichters im Kloster der Feuillantiner, in dem Hugo als Kind wohnte. —

8.

Salon und Theater

(28. April 1837.)

— In Paris läßt es die eigenthümliche Art der Geselligkeit zu, Gesellschaft und Theater bequem an einem Abend zu vereinigen, so daß man aus den Theatern in die Salons, und aus den Salons wieder in die Theater fährt, ohne weder hier noch da das Ende abzuwarten, und ein fashionabler Mensch besucht in der Regel an einem Abend mehrere Gesellschaften und mehrere Theater zugleich. Diese Vielthuerei des gesellschaftlichen Lebens ist nur in Paris möglich. In England wäre eine solche Allerweltsgesellschaftlichkeit gewissermaßen gegen die Keuschheit und Strenge des Familienumgangs, und der freie französische

Verkehr, dies improvisirte Zusammenkommen und Auseinandergehen, wird dort niemals in Aufnahme gerathen, denn die Engländer lieben keine ungebetenen Gäste in ihren Salons, und schon dadurch, daß man bei ihnen in einer Gesellschaft der Einladung für werth gehalten worden, bringt man eine Garantie mit und einen Stempel, unter dem man mit einer gewissen Gültigkeit auftritt, während man sich in einer französischen Gesellschaft jede Geltung erst durch sein Auftreten erobern muß. In Deutschland ist jene Vielgesellschaftlichkeit, die aus einem Salon in den andern läuft, noch weniger an ihrer Stelle, das tägliche Dasein zeigt sich hier zu arm an Stoffen und die Mittel des Verkehrs sind zu beschränkt, um einen so schnellbeweglichen Umsatz des Tagescapitals nöthig und möglich zu machen, denn in Paris ist es das wuchernde Capital des Tages, das sich mit dieser reißenden Geschäftigkeit vertheilt, es sind die Dröhnungen der ganzen öffentlichen Lebensbewegung, die in den Gruppen der Salons unaufhörlich nachzittern. Die deutsche Gesellschaft ist charakterlos, weil sie keine Stoffe hat, die englische gleicht einer Freimaurerloge, wo man erst geprüft, verbrieft und versiegelt sein muß, um Zutritt zu haben, aber die französische Salongesellschaft hört

auf eine Gesellschaft zu sein und nähert sich in der Regel, indem sie keine umschlossenen Gränzen und gar keine Beziehung auf die Häuslichkeit hat, einer öffentlichen Versammlung an. Die politischen Formen und Bedürfnisse Frankreichs haben ohne Zweifel auch auf sein Gesellschaftsleben den größten Einfluß geübt, und um die Losungen der Tagesdebatte auswechseln, behorchen und vertheilen zu können, schlagen sich diese Salons wie offene und leichte Zelte auf, in denen man ohne Vorbereitung und mit schneller Berührung zusammen- und auseinanderstiebt. Man fährt an einem Abend in sechs Salons, kann in wenigen Stunden alle seine Freunde, Bekannte und Parteigänger sprechen, gewinnt einen raschen Ueberblick über den Stand der Dinge nach einer ganzen Richtung hin, und trifft noch gegen elf Uhr zu rechter Zeit in einem Theater ein, um das letzte Stück mitanzusehn und am andern Tage von dessen Erfolg reden zu können. Bequemlichkeit, Nutzen und Behagen an der Ungebundenheit sind bei dieser Geselligkeitsweise in die Augen springend, nicht minder anzuschlagen ist aber die Zeitersparniß, die sich dadurch ergibt. Die deutsche Geselligkeit ist auch hinsichtlich des Zeitaufwandes viel kostspieliger als die französische, welche letztere

bei weitem nicht so anspruchsvoll ist, indem ihr die Wichtigkeit des Inhalts durchaus über die ceremonielle Form geht. Die lästigen und philisterhaften Vormittagsvisiten nehmen in Deutschland so viel schöne Zeit weg und sind doch dort so nöthig, daß jeder Freigeist, der sich darüber hinwegsetzt, allmälig aus dem socialen Verbande herausfällt und als ein Abtrünniger und Ausgestoßener niemals wieder zum Thee eingeladen wird. Der Pariser erweist seine groß- und weltstädtische Natur zuerst dadurch, daß er alle diese lächerlichen Verpflichtungen, mit welchen der Deutsche sein Gesellschaftsleben belastet hat, gar nicht kennt, und es gibt im Grunde keine gesellschaftliche Verpflichtung in Paris. Man wird im Salon zum ersten Mal vorgestellt, man erscheint im Salon wieder an dem anempfohlenen Tage, wo Salon ist, man wird zu besonderen Gesellschaften besonders eingeladen, aber der Franzose ist nie so kleinlich, Euch nachzurechnen, ob Ihr ihm eine Visite schuldig seid, denn er selbst glaubt Euch keine schuldig zu sein. Wenn man einen treuherzigen Deutschen sieht, wie er in seiner heimischen Gewohnheit den Franzosen mit Vormittagsvisiten angestürmt kommt, so muß man ihn und die Franzosen beklagen. Denn

um die Zeit, wo sich ein redlicher Deutscher bei sich zu Hause in Frack wirft, um im Schweiß seines Angesichtes auf Visiten auszuziehen, ist der Franzose gewöhnlich beschäftigt und arbeitet ämsig, denn an keinem Ort in der Welt wird vielleicht so viel gearbeitet als in Paris, und wer kann auch zu etwas kommen, ohne zu arbeiten? Der Deutsche ist auch ein fleißiges Volk, aber es arbeitet sich immer zur unrechten Stunde und am unrechten Orte ab, das beweist seine ganze Geschichte. Der Deutsche verbringt zu viel Zeit mit seinen conventionnellen Morgenvisiten, darum hält man ihn vielleicht am Abende aller Geschichte für einen Tagedieb, der nichts gethan und nichts geleistet. Was er bei der Nachtlampe Mühsames und Großes zusammenstudirt, wird am Ende gar nicht angenommen. Dann wird er sich auf alle die Häuser berufen, in denen er eingeführt war, und wo auf jede Tasse Thee, die er erhielt, drei freiwillige Vormittagsvisiten kamen. In Paris ist es aber beim besten und redlichsten Willen schwer, seine Frühbesuche an den Mann sowohl wie an die Frau zu bringen, und mancher Deutsche mag sich schon in Verzweiflung von dieser gesellschaftlichen Barbarei abgewandt haben, denn als solche erscheint es ihm anfangs. Ein Franzose ist selten

für solche Gäste zu Hause, manche haben bestimmte Sprechstunden, gewöhnlich zu einer sehr unbequemen Zeit, und von andern, wenn man den Portier fragt, heißt es sogar: Monsieur n'a pas d'heures. Bei Damen Visite zu machen, ist noch schwieriger, die meisten nehmen grundsätzlich gar keine Vormittagsbesuche an, einige lassen sich um elf Uhr sprechen, sind aber schon zwei Minuten nach Elf ausgefahren.

Der Pariser spart und nutzt unendlich viel Zeit durch die zweckmäßige Tageseinrichtung, die er getroffen! Man hat in Paris sehr viel Zeit, weil man durchaus an keine Bedingung der Stunde gebunden ist, indem man, wenn man will, frühmorgens zu Mittag essen und Abends frühstücken kann, und überall Alles zu jeder Tageszeit bereit findet. So nur ist es möglich, daß der Zeitgeist hier ungestört und unaufhaltsam seinen beständigen Geschäften und Tumulten nachgehen kann, weil er nicht nöthig hat, wie in Deutschland, zu einer bestimmten Stunde zu Mittag zu essen und dann das träge Verdauungsfieber zu bekommen. Von einer Siesta bemerkt man zu keiner Stunde des Tages etwas auf den Straßen von Paris, es ist immer dasselbe Gewühl der Massen, sie mögen sich nun mit leerem oder gefülltem Magen

dahinschieben. Charakteristisch scheint es zu sein, daß vor der Revolution die Tageszeiten in Paris verändert waren. Man speiste unter dem alten Regime früher zu Mittag, die Gesellschaften und Theater nahmen früher ihren Anfang, und selbst die große Oper begann schon bald nach fünf Uhr. Der Zeitgeist konnte damals eher den Tag vertrödeln, er wirthschaftete nicht so im Großen und hatte nicht alle Hände voll zu thun, wie jetzt. Seitdem aber die Revolutionen in Frankreich ein ganz anderes politisches und öffentliches Leben geschaffen haben, bedarf dieser ungeheure Prozeß, der sich täglich in Paris vollbringen muß, einer willkürlicheren Ausdehnung der Stunden, und die Existenz muß sich nun hier bis spät in die Nacht verlängern, um mit Allem fertig werden zu können. Die große Oper und die italienische Oper beginnen jetzt um 8 Uhr, das Theatre français gegen 7 Uhr, die Opera-Comique um 6½, die vornehmeren Boulevards- und Vaudeville-Theater nicht vor 6, die Porte- St. Martin, ihrer endlosen Schauderstücke wegen, gewöhnlich bald nach 5, und selbst die kleinsten Winkeltheater für das arme Vorstadtvolk haben heutzutage ihre Anfangszeit in der Regel nicht früher, als unter dem alten Regime die große Oper. Indeß steht zu

erwarten, daß durch das Julikönigthum, das sich in so manchen Dingen der alten Zeit Frankreichs wieder angenähert hat, auch in den Tageszeiten von Paris wieder Aenderungen eintreten werden, und die Theater dürften wieder genöthigt sein, früher anzufangen, weil man ihnen wahrscheinlich verbieten wird, so spät in die Nacht hinein zu spielen, was auch in der That die Nerven der ganzen Beölkerung zu zerstören droht*).

Paris könnte jedoch ohne seine Theater ebenso wenig bestehen wie ohne seine Salons. Die Theater sind die Abzugscanäle, durch welche das pariser Leben mit seinen tausend verschiedenartigen Elementen sich ergießt und in diesen Röhren abläuft, um nicht an seiner eigenen Massenhaftigkeit sich zu verstopfen. Die pariser Theater sind die beständig bewegten Blasebälge, durch welche die athemlose Stadt sich in ruhigeren Zwischenpausen Luft zufächelt und zur Besinnung zu bringen sucht. Sie sind die Poren und Schwitzlöcher, durch welche der große Riese Paris seine Transpiration vollbringt, um leichteren Blutumlauf danach zu haben. Sie sind Rettungsanstalten für die Gesellschaft, indem sie den Leichtsinn, den

*) Der Polizei-Präfect von Paris hat seitdem wirklich ein solches Verbot erlassen.

Müßiggang, die Leidenschaften und das Verbrechen mehrere Stunden lang unschädlich machen oder ihm Zerstreuung verschaffen. Sie sind Tempel eines künstlichen Friedens, worin die kranken Gewissen sich einen Augenblick hindurch beschwichtigen, wo das Unglück sich eine Ecke zum Ausruhen und Vergessen sucht, und die Liederlichkeit einen schönen Vorwand findet, um die Zeit hinzutäuschen. Die Theater sind auch hier alle, bis auf das kleinste und erbärmlichste, jeden Abend so angefüllt, daß selbst bei unbedeutenderen Gelegenheiten oft ihre Räume nicht ausreichen, trotzdem, daß die Zahl der pariser Theater jetzt mehrere zwanzig beträgt. Schon dadurch erweisen sie sich als das nothwendigste Auskunftsmittel, dessen die einheimische Bevölkerung sowohl als die Uebermasse der Fremden bedarf, um sich zu sondern, zu vertheilen, und für das Tagesleben eine bestimmte Pointe zu gewinnen. Sind die Theater gegenwärtig die Abzugscanäle, so sind dagegen die Salons die Springröhren des öffentlichen und politischen Lebens von Paris. In ihnen sprudelt oft aus der ersten Quelle das Wasser, welches nachher zur Woge des Tages wird und meist gerade Die verschlingt, welche es mit ihrem Zauberstab aus dem Felsen herausgeschlagen

haben. Die Salons sind das Uhrzifferblatt des Staatslebens, worauf man sehen kann, was es geschlagen hat und schlagen wird, noch ehe der Pendel der großen Glocke selbst laut geworden. Die Salons haben aber in diesem Augenblick mehr ein theatralisches als ein politisches Interesse, indem die Parteinüancen, deren positive Aeußerungen fast gänzlich gelähmt sind, mehr in einem ceremoniellen Gepränge darin aufmarschiren, um wenigstens durch Repräsentation zu zeigen, daß sie noch da sind. Die verschiedenen Meinungen befinden sich nur wie auf der Lauer, selbst bei verwandten Richtungen belauscht eine Gruppe mißtrauisch die andere, aber keine einzige Nüance zeigt sich in einer thatsächlichen Bewegung, und selbst die Verabredungen, die getroffen werden, richten das Handeln nach diplomatischer Beobachtung der Gegenmeinungen ein. Der gegenwärtige Zeitpunkt der Politik, die Wintersonne Louis-Philipp im Zeichen des Ministeriums Molé, hat alles Leben der Parteien erstarren und einfrieren lassen, aus den Meinungen ist ein Glatteis geworden, auf dem es unangenehm ist große Sprünge zu machen, und nur der Bürgerkönig selbst versteht es, geschickt darüber hinzugleiten wie ein großer Schlittschuhläufer. —

Bei aller Freiheit des französischen Salonlebens fehlt ihm jedoch auch keineswegs jene gesellschaftliche Pruderie, ohne welche die Formen des geselligen Verkehrs nirgend bestehen können, die aber in Paris mit einer strengeren Ausschließlichkeit auftritt als man vielleicht, wenn man nicht in diesen Sphären gelebt hat, sich vorstellen mag. Die pariser Gesellschaft ist nichts weniger als ein freier Tummelplatz willkürlich zusammengeschobener Elemente, und wie elastisch sie auch sein mag, auf die ungezwungenste Weise alle möglichen Bestandtheile in sich aufzunehmen, um so hartnäckiger und peinlicher ist sie auch wieder in der Ausschließung solcher Gestalten, die vor dem Richterstuhl der gesellschaftlichen Pruderie nicht bestehen können. Die höhere pariser Gesellschaft will nur Personen in ihrem Kreise sehn, die wenigstens den Schein der Makellosigkeit als einen glänzenden Firniß aufzulegen wissen, mögen sie auch sonst in ihren verborgenen Verhältnissen der allgemeinen Depravation hingegeben sein, auf welche Weise sie wollen. Wer aber jemals auf eine auffallende Art mit der sogenannten öffentlichen Moral oder der traditionnellen Sitte gebrochen hat, ist hier für die Gesellschaft so gut wie abgethan und man läßt ihn nicht mehr in das Allerheiligste des

pariser Lebens, den Salon, eintreten. Eine Frau, die sich einmal hat entführen lassen, die offenkundig in einem ungesetzmäßigen Verhältniß lebt oder der irgend eine sociale Lächerlichkeit und Unregelmäßigkeit anhaftet, ist in Paris keine geeignete gesellschaftliche Erscheinung mehr, mag sie auch noch so geistreich, liebenswürdig und trefflich von Charakter sein. Es ist selbst möglich, daß man außerhalb der Gesellschaft mit ihr umgeht, daß man sie sucht und mit ihr in freundschaftlicher Beziehung steht, aber man wird sie niemals einladen, wenn man Gesellschaft bei sich hat. Herr Jules Janin ist für seine Person gewiß in jedem Salon willkommen, nur nicht am Arm seiner schönen Marquise, die wieder für ihre eigene Person alle Achtung verdient, aber ihres Verhältnisses wegen nicht in den Salons erscheinen kann. Ein berühmter deutscher Arzt, der seit elf Jahren in Paris lebt und mit seiner Praxis fast nur in den höchsten Zirkeln sich bewegt, darf nicht einmal seine eigene Frau in die Gesellschaft führen, und diese wird in den vornehmeren Salons niemals miteingeladen, weil auf dieser bekannten Heirathsgeschichte eine gewisse Lächerlichkeit ruht. Madame Dudevant, der die naseweise Ethik des jungen Nisard und neuerdings

die aristokratische Pedanterie eines Comte Walsh gewissermaßen einen moralischen Steckbrief vor aller Welt ausgefertigt, hat ihre Person mit einem eigenen interessanten Kreis umgeben, der aus den glänzendsten Geistern und Talenten besteht, aber mit Dem, was man hier in Paris die Gesellschaft nennt, lebt sie ebenfalls auf einem gespannten Fuße. Indessen spricht man jetzt viel von ihrer gänzlichen Bekehrung, die durch ihren Umgang mit dem Abbé de la Mennais bewerkstelligt worden sein soll und welche sich, wie man sagt, gegenwärtig in einer bestimmten christlichen und christkatholischen Richtung bei ihr verräth. Die Spuren davon sind auch in der That unverkennbar in den fünf Briefen, welche sie neuerdings in des Abbé de la Mennais Journal: Le Monde mitgetheilt hat, und schon in der Erzählung: le dieu inconnu, welche die Andeutung einer solchen Wendung ist, scheint dieser Einfluß bei ihr zu beginnen. Dies Trachten nach Versöhnung, in welchem ihre gesellschaftlichen Zerwürfnisse jetzt Frieden zu schließen sich sehnen, ist gewiß keine Schwäche, sondern es entspringt aus einer liebenswürdigen Eigenschaft, die man oft an dem Schriftsteller George Sand verkannt, nämlich aus dem ächt weiblichen Gemüth, das allen ihren

Darstellungen und ihrer ganzen Weltansicht immer zum Grunde gelegen, und das vorhanden ist trotz der Beinkleider und der Redingote, in denen sie zuweilen am Arme eines Freundes in das Boulevardsgetümmel sich mischt. Ihre Weiblichkeit ist es, die sie jetzt zur Versöhnung hindrängt, denn auch das heldenmüthigste Weib weiß zuletzt nichts Schöneres als den Frieden, und gibt sich gefangen an den Zauber der Ruhe. Sie muß immer eine Brust haben, an die sie sich mit aller Gewalt ihrer Seele anklammern und festhängen kann. Die Dudevant hatte erst ihre Schmerzen und Zweifel, an deren Brust sie sich mit Leidenschaft geworfen, es war ihre erste Liebesinbrunst, mit der sie ihre schöne Stirn gegen die Dornen des Lebens drückte. Jetzt, nachdem das Feuer ihrer Jugendschmerzen erkaltet, fängt ihr die Dornenkrone vielleicht an langweilig zu werden, oder ihr Blick fällt plötzlich wie erstaunt auf die Rosen, die neben den Dornen hängen und die sie bis dahin gar nicht beachtet hatte. Es sind die Rosen der Gläubigkeit und Harmlosigkeit, mit denen sie sich jetzt freudig schmückt, und wer möchte sie darüber tadeln, daß sie auf Einmal glücklich wird? In ihren neuesten Romanen hat sie die socialen Kämpfe ganz unterlassen, sie will

mit ihren Darstellungen sich selbst und die Andern geistreich und anmuthig unterhalten, sie will weiter nichts und sie hat Recht. Jetzt wird man vielleicht in der Gesellschaft ihre neubeginnende Ungefährlichkeit ebenso belächeln, wie man früher die Gefährlichkeit ihrer Schriften und ihres persönlichen Beispiels rügte, und beidemal verübt man Unrecht an ihr. Wer könnte aber auch mit der Gesellschaft so stehen, daß man Recht in ihr behielte? Man wird sich gegen die Gesellschaft immer im Nachtheil befinden mit seinem individuellen Recht, denn die Gesellschaft darf von der Persönlichkeit Opfer verlangen, welche diese nicht verweigern kann, ohne sich in einen Bann zu begeben. —

Die Absperrung der höheren französischen Salonwelt ist besonders für Reisende, die nur kurze Zeit verweilen, empfindlich, denn es ist durchaus nicht Stil, viele Fremde in den hiesigen Gesellschaften zu haben, und für einen Ankömmling, den nicht eine besondere Stellung auszeichnet, ist es in der Regel besser, an irgend einen Epicier oder kleinen Gewürzkrämer empfohlen zu sein, der alle seine Gastfreundlichkeit aufbieten wird, um Euch in einem großen Lichte zu erscheinen, als an eine pariser Celebrität, in deren Kreise es

nicht Mode ist, sich viel mit Fremden zu befassen. Engländer und vornehme Russen sind diejenigen ausländischen Gestalten, welchen man am häufigsten in den Salons begegnet, und besonders sind die Russen jetzt sehr bevorzugt in der hiesigen höheren Gesellschaft, der sie sich mit ebenbürtiger Eleganz angeschmiegt haben. Es zeigt sich also, daß man auch in Paris keineswegs über gesellschaftliche Vorurtheile erhaben ist, und man wird deren immer mehrere hier entdecken, je länger man dies Leben und Treiben nach allen seinen Richtungen hin verfolgt. Gerade je mehr das französische Leben zu einer kopfüber schlagenden Vermischung aller Elemente hingedrängt hat, um so eifersüchtiger hütete die Gesellschaft ihre Gränzen und wehrte sich gegen jede Zumuthung, durch die sie in den chaotischen Strudel mitfortgerissen werden könnte. Auf die Gemäldeausstellung im Louvre begebe ich mich oft, um mich an dieser bunten Combination aller Stände, die sich hier durcheinander tummelt, zu ergötzen, aber ich schlage diese brüderliche Ständevermischung jetzt nicht mehr so hoch an, seitdem ich weiß, daß es einen Tag in der Woche gibt, wo der Salon keineswegs jedem Fiacrekutscher und jeder Duchesse mit gleichem Recht und zu gleicher Zeit offensteht. Den Sonn=

abend in jeder Woche hat sich die ausgewähltere Gesellschaft für ihre Gemäldeschau vorzugsweise freibehalten, und man kann an diesem Tage nur gegen eine Karte eintreten, die man sich vorher verschaffen muß und die freilich ebenfalls unentgeldlich ausgegeben wird, wenn auch durchaus nicht an Jedermann. An diesen Sonnabenden aber trifft man dann die fashionablesten Gestalten von Paris in dem Salon des Louvre, und sucht vergeblich das arme Gesindel, das sich sonst in der Woche auch schaulustig vor diesen Bildern drängt. —

Man spricht davon, daß die spanischen Tänze, die jetzt hier so beliebt geworden, aus den Theatern in die Salons übergehen sollen und in einigen der eleganteſten Zirkel ist, wie man sagt, bereits die Cachucha als Gesellschaftstanz eingeführt. Ein schöner spanischer Tanz sind auch **Las Manchegas di Lapia**, ein Madrider Hoftanz, den ich neulich von der Spanierin Dolorès-Serral auf dem Theater ausführen sah, und dessen Pointe darin besteht, daß sich am Schluß desselben endlich die Geliebte ihrem Freunde ergibt, nachdem sich beide in allen Stellungen lange herumgehascht, gesucht und gemieden haben. Sie ergibt sich kniend und er umfängt sie mit einem

graciösen Pas. Nur die spanischen Tänze sind wahrhafter Tanz, weil sie immer ein charakteristisches Verhältniß der Tanzenden zu einander ausdrücken und auf einer eigenthümlichen Gegenseitigkeit der Geschlechter beruhen, aus der im Grunde alles Tanzen entstanden ist. Die spanischen Tänze sind Tänze der Liebe, und darum kann ich mir gar nicht denken, daß selbst die harmlosesten derselben hier oder anderswo in der Gesellschaft eingebürgert werden könnten. Fanny Elsler hat nicht nur in der großen Oper, sondern auch auf einigen Privatbällen die Cachucha mit wahrhaft spanischem Blut getanzt, aber Eure ganze mühsam zusammengehaltene Gesellschaftsordnung müßte ja zusammenbrechen, wenn Ihr das spanische Tanzen auf Euern Dielen heimisch machen wollt! Kommt dies von hier aus in Mode, so wird es der spanische Tanz sein, welcher eine gesellschaftliche Revolution zu Stande bringt, die dem St. Simonismus nicht gelingen konnte. Wenn man aber sieht, wie die Französinnen tanzen, so wird man nicht daran glauben, daß sie es jemals dem Tanz verstatten werden, die kalte gesellschaftliche Convenienz zu überschreiten. Die Französinnen repräsentiren sich im Tanze mehr als daß sie wirklich tanzen, sie repräsentiren sich mit der feinsten Grazie, aber sie

meiden jede Leidenschaft und Gluth der Bewegung mit frostiger Etiquette. In Deutschland könnte der spanische Tanz eher auch in die Gesellschaft verpflanzt werden, weil die Deutschen mit einer Inbrunst und Hingebung zu tanzen verstehn, von der die Franzosen in der Regel keinen Begriff haben. Es gibt deutsche Mädchen, die im Stande sind, sich zu Tode zu tanzen, was einer Französin nicht so leicht begegnen wird. Die deutschen Frauen deuten oft nur im Tanz die ganze Gluth an, deren ihre Seele fähig ist, und die sie in der gewöhnlichen Lebensbewegung sorgfältig hüten; darum zeigt sich auch Jede in der Art und Weise des Tanzes von einem verschiedenen und individuellen Ausdruck, während es in der französischen Damenwelt mehr einen allgemeinen Typus gibt, nach dem sich Jede bewegt. Die Franzosen würden den Tanz gänzlich entbehren können und ihr gesellschaftliches Leben bliebe dasselbe, ebenso arm und ebenso reich, ebenso bewegt und ebenso heiter. Man könnte vielleicht in Paris selbst Bälle ohne Tanz veranstalten. In Deutschland aber würde eine große Veränderung der Gesellschaft vorgehen, wenn es keinen Tanz gäbe; in vielen deutschen Städten ist es nur der Walzer, der die Menschen und Geschlechter einigermaßen aneinan-

der kettet, und den deutschen Mädchen und Frauen wäre fast der einzige Schauplatz ihrer Thaten, auf dem sie sich bewegen können, genommen. Die Ressourcen- und Gesellschafts-Bälle, die Kirchweihfeste und Volksbälle sind daher in Deutschland vorzugsweise ein nationales Hab und Gut, und es gibt außer diesen wenig Nationalbewegungen mehr, die eine so nothwendige Stelle in der Gesellschaft hätten. In Frankreich ist es nur die Provinz, welche einigermaßen eine charakteristische Bedeutung der Volksfeste aufbewahrt hat; was man in Paris selbst von Volksbällen sieht, ist nüchtern, bedeutungslos oder raffinirt genug. Neulich wagte ich mich hier auf einen der niedrigsten Volksbälle, die es in Paris gibt, in der Rue St. Honoré Nr. 216, gegenüber dem Palais-Royal, wo man das Sonntagsvergnügen der niedrigsten und ärmsten Klassen der hiesigen Bevölkerung beobachten konnte. Denn der Zutritt kostet in diesem Tanzsalon nur 50 Centimes, wovon noch die Hälfte en consommation gegeben wird, wie es auch in Berlin an solchen geringeren Volksörtern der Fall ist, doch sind in Paris außerdem noch die Tänze frei, während ein armer deutscher Handwerksbursche, der sich mit seiner Liebsten im Walzer oder Galopp dreht,

jeden Augenblick nach der verhängnißvollen Klingel hören muß, die ihn an das Bezahlen seines Tanzes mahnt. Hier in der Rue St. Honoré gab es gewissermaßen ein Oberhaus und ein Unterhaus des Tanzes, indem nämlich im obern und untern Stockwerke zugleich getanzt wurde, wie man es in Süddeutschland, namentlich in München, häufig an solchen Vergnügungsörtern antrifft. Im Oberhause ging es etwas fashionabler her; ein Buckliger bewegte sich hier im Contretanz mit der bewundernswürdigsten Zierlichkeit und trug offenbar, was den Anstand betraf, den Sieg über alle Andern davon. Arme Handarbeiterinnen im bescheidensten Putz drehten sich um ihn her, und zwei Tanzmeister, mit scharlachrothen Bändern geziert, vertheilten an die Schönen Preise, welche hier von einer noch mit dem Eintrittsgelde verbundenen Lotterie gewonnen worden. Es war dies jedoch der letzte Ball, der in dieser Saison hier stattfand, aber gegen den Schluß trat noch der Wirth auf und hielt eine Rede, um seine Gäste noch zu einem feierlichen Schlußbanquet auf Subscription zu veranlassen. Dies wurde einstimmig genehmigt. Einer der Gäste, ein wahrer Lump, der mit einem erbärmlichen Rock angethan war, erhob sich jedoch

noch und machte die Proposition, daß man zu diesem Banquet nicht anders als im Costüm zugelassen werden solle. Dies wurde ebenfalls genehmigt. Uebrigens ist das Benehmen der pariser Volksklassen gegen Fremde, die sich bei solchen Gelegenheiten als Zuschauer eingemischt haben, sehr lobenswerth und beweist einen außerordentlichen Takt, welcher den gemeinen Mann in Frankreich überhaupt auszeichnet. Sie scheinen einen solchen Zuschauer gar nicht zu bemerken, oder es kommt ihnen darauf an, gerade ihm zu zeigen, daß sie so viel gute Lebensart verstehen, um einen Fremden auch nicht durch einen Blick zu belästigen. —

Jemehr sich in neuester Zeit die sogenannte gebildete Gesellschaft von dem Volksleben abgekehrt und getrennt hat, je ehrgeiziger scheint das Volk selbst geworden, und dieser Ehrgeiz verschuldet leider den immer mehr sichtbar werdenden Verfall aller Volksthümlichkeit im modernen Leben. Was sonst das Poetische am Volksleben war, diese Abgränzung auf einem eigenthümlich für sich bestehenden Gebiet von Ideen, Gewohnheiten und Sitten, wird jetzt vom Volke selbst nur als Schranke empfunden, die es von den Genüssen und Vortheilen der bevorzugten Gesellschaft

trennt, und statt der poetischen Seite des Volksthümlichen fängt allmälig eine politische Frage daraus zu entstehen an. Die höhere Gesellschaft ist jetzt eine ganz eigene Welt für sich, die sich in allen Ländern und unter allen Verhältnissen ziemlich ähnlich sieht, weil sie überall dasselbe conventionnelle Uebereinkommen, dem Volksleben gegenüber, getroffen hat. Das Volk dagegen beginnt seine Volksthümlichkeit als eine Zurücksetzung und Ausschliessung sich zum Bewußtsein zu bringen, und trachtet danach, dasjenige loszuwerden, wodurch es auf diese Weise gesondert und bezeichnet dasteht. Dies kann man jetzt namentlich in Paris vielfältig beobachten, wo z. B. die kleinen Volkstheater, welche das interessanteste Bild gewähren könnten, blos deshalb so schlecht sind, weil sie es den großen Theatern gleich zu thun suchen, statt lediglich Stücke für das Volk und aus den Sphären desselben aufzuführen. Die Theater des Luxembourg, der Vorstadt St. Antoine, die Folies-dramatiques und viele andere dieser Art würden Volkstheater sein, wenn sie mit ihren Darstellungen mehr im Kreise des bürgerlichen und örtlichen Lebens verweilten, statt es auf große Spectakelstücke und Schauermelodramen abzusehen. Auch in das Am-

bigu=Comique, wo es einige gute Sänger für das Vaudeville gibt, ist jetzt der dumpfe geschraubte Ton von der benachbarten Porte St. Martin eingedrungen. Parterre und Logen sind in diesen Theatern gewöhnlich von der ärmeren Bevölkerung dieser Stadttheile besetzt, doch in der Avantscene und den Sperrsitzen des ersten Ranges findet sich zuweilen ein vornehmeres Publikum ein, das aber in der Regel nur hiehergeht, um sich zu moquiren und lustig zu machen, und den harten provinziellen Dialekt, den diese aus der Provinz gekommenen Schauspieler und Schauspielerinnen meistentheils noch an sich tragen, fast laut nachzuschnarren, worin sich besonders der pariser Kleinkrämerdandy aus der Straße St. Denis, der mit seiner Maitresse im ersten Rang sitzt, auszeichnen wird. Wie aber das arme Volk in seinen Theatern sich gewissermaßen über seine eigene Sphäre zu erheben sucht, so zeigt es auch bei allen andern Gelegenheiten einen ähnlichen Hang, so viel wie möglich das Vornehmere sich anzueignen. In seinen kleinen Winkelrestaurants macht es für wenige Sous dieselben Gänge und Schüsseln nach, die in der fashionablen Welt üblich sind, und es muß auf seiner Speisecarte Beefsteak, Volauvents, Pasteten und dergleichen haben, aus

wie jämmerlichen Stoffen diese auch zusammengebacken sein mögen. So verdirbt sich das pariser Volk vorläufig noch den Magen an diesen Versuchen, es der höheren Gesellschaft gleich zu thun; es wird schlimm sein, wenn es einmal heftiges Magenweh danach bekommt.

9.

Pariser Parterre

(30. April 1837.)

— In Deutschland wie in Frankreich sind in neuester Zeit Theatersucht und Gesellschaftssucht beide zu einem Gipfel gestiegen, auf dem sie sich meines Wissens vorher noch nie in der Welt befunden haben; und dies ist ein um so merkwürdigeres Symptom, da es weder für die Höhe der theatralischen Kunst noch für den fortschreitenden Geist der Gesellschaft etwas beweist. Im Gegentheil ist die Gesellschaft mehr als je zur abstracten Form geworden, und die Theater sind immer mehr zu einem blos gesellschaftlichen Interesse herabgesunken, das mit den eigentlichen Musen wenig mehr gemein hat. Es wäre daher zu wünschen, daß auf der Stufe, wo die Theater gegenwärtig bei uns stehen, sie sich völlig gesellschaftlich einrichten möchten, wie in Italien,

wo man in den Theaterlogen mit seinen Freunden zusammentrifft und seine Soiréen hält. Die deutsche Bühne wenigstens dürfte auf diese Weise um Vieles erträglicher gemacht werden, sobald man nicht nöthig hat, immerfort nur nach den Schauspielern zu sehn, und es würde längst dahin gekommen sein, wenn der Deutsche reicher wäre, aber bis jetzt liegt es in seiner Natur, redlich auszuhalten für sein Geld und kein Wort von dem Stück zu verlieren, wie sehr es ihn auch langweilen mag. Dennoch ist auch in Deutschland das Theaterinteresse nur ein gesellschaftliches; es ist ein gesellschaftliches Mittel, die Zeit hinzubringen, in einer homöopathischen Anwendung der Langenweile gegen die Langeweile. So sind es auch jetzt mehr die Persönlichkeiten der Schauspieler und Schauspielerinnen, die ein Band zwischen ihnen und dem Publikum unterhalten, als strenggenommen ihre Kunstleistung selbst. Die Griechen, die als rückwärts liegende Ideale in jeder Art der Bildung so unerreichbar hinter uns stehen, kannten weder Theatersucht noch Gesellschaftssucht in ihrem Leben, obwohl sie zuweilen ganze Tage lang Tragödie und Komödie spielten und in ihren Symposien stundenlange Reden gehalten haben. Die Griechen kannten aber auch das moderne Bedürfniß nach Zerstreuung nicht, das bei uns unbewußt aus einer Un-

ruhe und einem Schmerz und aus dem Nichthaben jenes Mittelpunktes hervorgeht, der dem antiken Dasein in allen seinen Ausstrahlungen eine nationale Fülle und Inhalt verlieh. Wir laufen heut wie besessen durch alle unsere Theater und Gesellschaften, wir wissen was uns fehlt, aber wir verstehen weder das Suchen noch das Finden, und so bleibt es bei der geschäftigen Langenweile, bei dieser Vielthuerei des Nichts, die uns verzehrt. Die Alten waren besonders dadurch groß, daß sie Alles das nicht hatten, was wir haben. —

Wer sich gesellschaftlich zerstreuen will, kann es aber nicht besser thun, als in der bunten Welt eines pariser Parterre. Dies Getümmel gewährt zugleich einen treuen Abdruck der jedesmaligen Tagesstimmung, wenn dieselbe nicht etwa so charakterlos ist, wie es gegenwärtig der Fall. Jetzt erregen die Abendjournale, die gegen acht Uhr im Parterre der Theater ausgerufen werden, wohl noch eine augenblickliche Bewegung, man zahlt die wenigen Sous dafür, liest sie herzlich gähnend während des Zwischenacts durch, lorgnettirt dabei abwechselnd nach den schönen Damenköpfen in den Logenreihen, zerknittert das Blatt endlich ärgerlich in seiner Tasche, und dreht sich ungeduldig nach dem Vorhang um, dessen Wiederaufgehen stürmisch gefordert wird.

Wenn die schnarrenden Ausrufer der Zeitungen, der kleinen Theaterblätter und der Piece selbst, die aufgeführt wird, einen Augenblick verstummt sind, kommen die Verkäufer von Erfrischungen, die mit gellender Stimme ihre Waaren ausschreien und wie geschickte Seiltänzer über die Bänke weghüpfen, oder es entsteht auf einmal ein Jubel und Gelächter im ganzen Publikum, Alle sehen auf einen Punkt hin, und endlich gewahrt man einen Mann, der sich aus einer der mittlern Logen herausgelegt hat und Gesichter schneidet, die in der That merkwürdig sind. Es gibt solcher Grimassiers von Profession eine ziemliche Anzahl in Paris, sie zeigen ihre ordentlichen Vorstellungen gewöhnlich Sonntags in den Champs=Elisées, und suchen zuweilen das Theater-Publikum in den Zwischenacten freiwillig zu unterhalten. Es war in dem Theater des Palais=Royal, wo ich einen solchen Gesichterschneider plötzlich die wunderbarsten Frazzen in das Publikum hineinwerfen sah, so daß man meinen konnte, Visionen des französischen Zeitgeistes zu haben; aber ich glaube, daß in den größeren und vornehmern Theatern dergleichen nicht leicht vorkommen wird.

Das französische Parterre hat aber noch bestimmte Sympathieen, die ehrenwerth sind und es in einer gewissen Verbindung mit dem guten Geschmack er-

halten. Diese Sympathieen sind freilich jetzt nur noch überlieferte und halb verblaßte Erinnerungen aus der glorreichen Vergangenheit des französischen Theaters, aber sie bestehen doch noch als Denkmäler derselben und wirken bei manchen Gelegenheiten wieder frisch lebendig. Das Theatre français ist freilich in der letzten Zeit ziemlich in Verfall gerathen, seine großartigen Kräfte für die Tragödie sind theils ausgestorben, theils alt geworden, und für die Komödie haben sich nur wenige bedeutende und jugendliche Talente neu hinzugefunden. Nichtsdestoweniger kann man zuweilen noch vortrefflichen Darstellungen des Molière auf dieser Bühne beiwohnen, und Molière ist die eine jener Sympathieen, durch welche der Geschmack des heutigen pariser Parterres sich noch merkwürdig auszeichnet. Ich sah eine meisterhafte Vorstellung des Tartuffe, die so gelungen, abgerundet und genial durchdacht erschien, wie ich bis dahin noch nie etwas Aehnliches auf einer Bühne erlebt. Hr. Périer gab den Tartuffe, diesen Urtypus aller Heuchelei und des Muckerthums der modernen Zeitgeschichte, mit einer außerordentlichen Vollendung bis auf die kleinste Gebärde herab. Dieser ausgezeichnete Schauspieler schien wie zu seiner Rolle geboren, und man hätte schwören können, nur eine solche Gestalt, nur

ein solches Gesicht, nur einen solchen Blick und nur einen solchen Ton der Stimme kann ein Tartuffe gehabt haben. Périer gab den Tartuffe zugleich mit einer gewissen modernen Anmuth, die durchaus an ihrer Stelle war, denn es ist zugleich nicht zu verkennen, auf welche merkwürdige Weise Molière selbst ein großes Interesse für den Tartuffe zu erregen gesucht hat. Dies Stück ist unsterblich, und wird nie veralten, weil der moderne Tartuffismus selbst sich beständig neu hervorbringt von Geschlecht zu Geschlecht. Jede Zeit hat eine Richtung, in der Tartuffe wiedererscheint, und gewöhnlich kommt er in unsern heutigen Zuständen keineswegs so schlecht fort, wie bei Molière, der ihn mit naiver Gerechtigkeit der Polizei überliefert. Im Gegentheil lebt er bei uns heutzutage meist in sehr bedeutenden Verbindungen, was in der Regel daran hindert, ihn zu demaskiren. Tartuffe ist ein ächt modernes Individuum, die Alten kannten ihn ebenso wenig, wie sie unser Gesellschaftswesen kannten, und Molière hat ihn gar nicht national, sondern so allgemein menschlich gehalten, als wäre er dabei von einer prophetischen Ahnung über die welthistorische Bedeutung dieser Figur befallen gewesen. Merkwürdig ist aber ebenfalls das Bezeigen des französischen Publikums bei solchen Vorstellungen, und Molière wird wie ein

ganz neuer und frischer Dichter von seinen heutigen Zuschauern aufgenommen. Besonders seit Kurzem ist er gewissermaßen von Neuem in die Mode gekommen, das große Haus ist jedesmal überfüllt bei seinen Stücken, und jede Pointe, jeder launige Vers, jede scharftreffende Naivetät, woran dieser unerschöpfliche Dichter so reich ist, werden mit den lebhaftesten Aeußerungen des Enthusiasmus begleitet. Es beweist sowohl für die Franzosen als für Molière, daß er noch immer der Lieblingsdichter seiner Nation ist, und daß seine heutigen Landsleute sich keineswegs gestört fühlen durch manches Altfränkische in seiner Manier und Behandlungsweise. Dies Altfränkische, wenn man Einiges in Molière so nennen will, macht aber meistentheils gerade einen Bestandtheil der eigenthümlichen Grazie und Naivetät dieses Dichters aus, und muß in dieser Art als eine Würze seiner Laune genossen werden. Molière's komischer Genius ist von Natur einfach und sucht auch immer einfach zu wirken, indem er sich jedesmal ein bestimmtes Thema zu behandeln vorsetzt, in dessen Gränzen er sich mit einer symmetrischen Abgemessenheit bewegt, das er nie überschreitet, aber in allen Theilen möglichst erschöpft. Er zeigt es sichtlich, daß er sich in seinem Stück ein festes Thema genommen, von dem er ausgeht, und man sieht ihm

gespannt zu, mit welcher schalkhaften Anmuth und klassischen Einfalt er die Fäden verschlingt, wieder einige Gestalten und Carricaturen seiner Zeit hineinsetzt, und mit einer den Nagel auf den Kopf treffenden, obwohl in der Erfindung nicht sehr ingeniösen Pointe schließt. —

Die andere Sympathie, von welcher das französische Parterre noch lebhaft erfüllt wird, ist die alte Tragödie, und es ist hier Mode, noch immer in ein Stück von Corneille und Racine zu gehen, obwohl die Darstellung derselben auf dem Théatre français nichts weniger mehr als den frühern Glanz dabei aufweist. Die großartige Pedanterie der alten französischen Tragödie erscheint jedoch in diesem Augenblick dem Leben entrückter als jemals, und wie pedantisch uns auch ebenfalls jetzt Manches an Molière's Naivetäten vorkommen mag, so sind die Beziehungen seiner Komödie doch noch frischer und weniger veraltet, als der auf hohen Wolken wandelnde Paradeschritt jener tragischen Muse. Diese Tragödie liegt wie eine erhabene Ruine da, unter deren Riesenpfeilern man mit Staunen verweilt, die alten wunderbaren Geister gehen noch unter den Trümmern auf und ab spazieren, doch in unsere Geisterschauer mischt sich ein modernes Lächeln, das uns in der wahren Andacht stören will. Aber die Franzosen sitzen vor

ihrer alten Tragödie mit nationalen Sympathieen da, und betrachten sie als ein Monument ihrer Geschichte, zu dem ihr Stolz ebenso gern wallfahrtet als zu jedem andern Triumphbogen, den Siege und Schlachten ihres Volkes sich errichtet. So langweilt man sich hier im Théatre français des Nationalruhms wegen fürchterlich, und selbst der zerstreute Dandy findet sich regelmäßig vor Corneille und Racine ein, um gähnend den Stolz jener großen Glanzepoche seines Volks zu genießen, die sich ihm hier noch einmal repräsentirt. Diese Darstellungen würden aber noch mehr lebendiges Interesse auch für den Augenblick darbieten, wenn die jetzt darin beschäftigten Schauspieler bedeutender und dafür geeigneter wären. Der leider schon hochbejahrte Joanny ist fast noch der einzige, der die alte Tragödienaufführung würdig und in manchen Momenten wahrhaft großartig vertritt. Es ist aber seit langer Zeit im Parterre des Théatre français hergebracht, gewisse Stellen in Corneille und Racine mit dem äußersten Enthusiasmus zu beklatschen, und so bringt das Publikum an solchen Abenden, wo der Kunstgenuß überhaupt mit der Tradition gemischt ist, auch für den Beifall, den es an den Tag legt, schon eine gewisse Ueberlieferung mit. Ein solches Stichwort für den Beifall ist z. B. im Cinna die berühmte

Stelle: soyons amis, Cinna! die jedoch Joanny nichts weniger als ausgezeichnet sprach, wie denn auch die ganze Vorstellung dieser Tragödie sehr mittelmäßig ablief. Joanny gab überhaupt seinen August etwas zu salopp und benutzte in seiner Erscheinung allzuwenig die Draperie, die zum Ceremoniell der alten Tragödie nothwendig gehört. Ein merkwürdiges Schauspiel wird es aber immer bleiben, bei solchen Gelegenheiten den hohen Kothurngang der französischen Sprache von der Bühne herab zu vernehmen. Sie klingt den Franzosen noch immer mit einer besondern Feierlichkeit in die Ohren, und gleicht einer erhaben dahinrauschenden Gewitternacht, durch welche Löwen brüllen, Wölfe heulen, und Marionetten mit wackelnden Peruquenköpfen sich hin und her schieben.

Ich will heut nicht auf die Einzelnheiten einer tragischen oder komischen Aufführung im Théatre français eingehen, sondern über eine andere Art von Theatern etwas bemerken, die Paris vielleicht einzig und allein aufzuweisen hat. Dies sind die Kindertheater, deren es vornehmlich zwei hier gibt, das Theater des jeunes élèves in der Passage Choiseul, und das Gymnase enfantin in der Passage d'Opéra. Diese Theater, in denen nur Kinder

spielen, sollen eigentlich Schulen zur Heranbildung von Schauspielern sein, aber die Speculation der Unternehmer ist wohl die Hauptsache dabei, denn aus den armen Geschöpfen, die hier ihre Kinderzeit zum Opfer bringen müssen, mag wohl selten etwas Tüchtiges und Ausgezeichnetes hervorgehen, weil die Schule sie schon zu Grunde richten muß, noch ehe sie Meister werden können. Die Mehrzahl wird hier schon im Kindesalter in ihren jungen Kräften so verbraucht und abgerieben, daß kaum noch Etwas an ihnen übrig bleiben kann, um sich später als herangewachsene Künstler auszuzeichnen, aber das Publikum, das in der ganzen Welt, besonders jedoch in Paris, eine Hinneigung zur Grausamkeit verräth, erfreut sich an diesen Spielen der lieben Unschuld, die in der That oft überraschend gut ausfallen. Diese Bühnen bilden eine Art dramatisches Findelhaus, und wenn man bedenkt, daß die hier zusammengerafften Kinder vielleicht größtentheils als Vagabunden auf den Straßen umherlaufen und betteln würden, so läßt sich der Sache außer dem ästhetischen allerdings noch ein anderer Gesichtspunkt abgewinnen. Wie man in unserm Vaterlande Anstalten zur Besserung sittlich verwahrloseter Kinder gegründet hat, so sind aber diese Theater, wie es mir

scheint, Anstalten zu einer sittlichen und physischen Verderbniß der Kinder, die dort zu Schauspielern gebildet werden schon in der ersten sonnigen Frühe ihres Lebens. Man sieht oft sehr schöne und liebenswürdige Kinder beiderlei Geschlechts darunter, in einem Alter von vier, fünf bis zu neunzehn Jahren, auch noch ältere, da einige Rollen immer von Erwachsenen gespielt werden. Aber schon die Theaterschminke auf den Wangen der sechsjährigen Unschuld zu sehen, ist ein widerwärtiger und ekelhafter Anblick, und nimmt gegen diese ganze Unternehmung ein. Die Wahl der Stücke, welche man gibt, ist sonst insofern vernünftig, als sie immer dem kindlichen Alter angemessen sind und meistentheils auf Verhältnisse aus der Kinderwelt sich beziehen. Ich sah auf dem Theater in der Passage Choiseul ein Stück, le Mari de cinq ans, das sehr artig gespielt wurde. Zwei Kleinen, die sich lieb haben, sehen nicht ein, warum man nicht auch Kinder mit einander verheirathe, und wenden sich deshalb an ihren Großvater, der mit einer weisen Laune darauf eingeht, mit der Bitte, sie beide zu Eheleuten zu machen, sowie es die großen Leute untereinander thun. Der Großvater veranstaltet ihnen also ein förmliches Hochzeitsfest, alle Kinder der Nachbar-

schaft werden dazu eingeladen, man beglückwünscht sie als Mann und Frau, und nach vollzogener Feier läßt man sie miteinander allein. Die Kleinen sehen sich verwundert an und fragen sich, warum man sie allein gelassen. In dieser Scene fallen, wie man sich denken kann, einige choquante Anspielungen vor. Sie wissen endlich gar nicht, was sie anfangen sollen, und gähnen herzlich. Da werden ihnen Rechnungen gebracht, das Hochzeitsfest, das ordentlich mit einem Balle gefeiert worden, hat sehr viel Geld gekostet, und sie sollen so und so viel hundert Francs dafür bezahlen. Vergeblich verweisen sie die Schuldner an ihren Großvater. Dieser bezahlt nur so lange, als der kleine Mann noch Garçon war, aber für den Verheiratheten, für den mari, weigert er sich auch der geringsten Auslage. Das junge Ehepaar ist in der größten Verlegenheit und Rathlosigkeit, und sagt endlich, es werde später bezahlen. Man läßt es nun wieder miteinander allein. Der fünfjährige Ehemann schlägt vor, einen Spaziergang in einen öffentlichen Garten zu unternehmen, um sich zu zerstreuen, aber die junge Frau meint, das werde aller Welt verrathen, daß sie sich schon am ersten Tage der Ehe so schrecklich mitsammen langweilten. Sie

nehmen darauf die Puppe vor, entzweien sich über dieselbe, und prügeln sich am Ende tüchtig ab. Der Großvater kommt dazu und trennt ihre Ehe wieder, indem er sie belehrt, warum Kinder noch nicht heirathen können. Diese Moral fällt freilich sehr lahm aus; der gute Großvater meint: weil sie ihre Schulden noch nicht selbst bezahlen können, indem sie noch nichts zu erwerben im Stande seien. Nach einigen andern Stücken folgte an demselben Abend noch ein Ballet, denn auch zu einem Ballet enfantin haben es schon diese Theater gebracht, in welchem man alle Pirouetten und Entrechats des großen Opernballets in einer Miniaturüppigkeit wiedergenießen kann. Besonders ist auf dem Théatre des jeunes élèves die kleine Beatrice als Tänzerin berühmt, und sie wird auf dem Anschlagezettel gewöhnlich als „Taglioni de six ans“ angekündigt. In diesem Ballet enfantin geht doch wohl Alles verloren, was man aus einem philanthropischen Gesichtspunkte zur Entschuldigung dieser pariser Kindertheater sagen könnte! Im Privatleben Kinderbälle zu geben, was neuerdings auch in Deutschland sehr in Mode gekommen, mag eher hingehen, obwohl es widerwärtig und dem kindlichen Lebensalter unangemessen genug ist. In einer Zeit, wo es so viel abstracte und hoch-

müthige Moral gibt, daß man selbst einer kräftigen und natürlichen Sinnlichkeit sich schämt, sollte man doch diese Kinderbreisinnlichkeit mindestens ekelhaft finden. Vielleicht habe ich aber auch diese ganze Sache zu ernsthaft genommen.

In diese Kindertheater gehen aber die pariser Mütter und Gouvernanten, meistentheils der Bourgeoisie angehörig, mit ihren Kindern, um ihnen eine Freude zu machen. Wie in Paris Alle Alles haben können, so haben auch die Kinder hier ihre Kinder-Primadonna, ihr Kinder-Ballet, ihr Kinder-Vaudeville und ihre Taglioni von sechs Jahren! —

* * *

— Ich werde kein besonderes Tagebuch mehr führen, und wenn Sie wissen wollen, theuerste ***, was mir in Paris den Monat Mai über an seltsamen Begebenheiten und Gestalten vorgekommen, so lesen Sie die Briefe, die ich an meinen Freund, den deutschen Kleinstädter, während jener Zeit geschrieben und worin ich getreulich Alles niedergelegt habe. Ich werde sie Ihnen nächstens übersenden, und bitte

Sie im Voraus um Entschuldigung, wenn es in diesem Mai von Paris noch stark hagelt und schneit, denn ich habe das Wetter nicht gemacht und es ist jetzt in der ganzen Welt verdorben. **God bless you!** —

Druckfehler.

S. 99. Z. 8. v. u. lies: Murillos statt Murillo.
S. 209. Z. 10. v. u. lies: Pantheon st. Panthon.
S. 232. Z. 7. v. o. in einigen Exempl. lies: sie st. sich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Neueste Unterhaltungs-Schriften!

So eben sind bei mir erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz u. s. w. zu bekommen:

DER DELPHIN.
1838.
Almanach
von
Th. Mundt.

elegant gebunden 1 Rthlr. 12 Gr.

Th. Mundt, der gefeierte Schriftsteller, liefert hier den ersten Jahrgang eines Taschenbuches, das unter der großen Zahl der Erscheinenden bald einen ehrenwerthen Platz einnehmen wird.

E. Souvestre's Schriften,

übersetzt von

J. Schoppe.

1 — 6. Band. 8. elegant geh.

Der 1. und 2. Band enthält unter dem Titel:

Frauenloos

eine Sammlung von 4 Erzählungen: die Frau aus dem Volke, — Die Bürgerin, — Die Grisette, — Die Dame, welche sich durch treue Schilderung der verschiedenen Stände, durch interessante Scenen und eine blühende und ergreifende Sprache ganz besonders auszeichnen. Beide Bände kosten 2 Rthlr. 8 Gr.

Der 3. und 4. Band enthält den in Frankreich mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Roman:

Reich und Arm

(Preis 2 Rthlr. 8 Gr.) und wird hiermit allen denen, welche eine geistreiche und unterhaltende Lectüre wünschen, dringend empfohlen, da in neuester Zeit nichts Aehnliches erschienen ist.

Der 5. und 6. Band enthält:

Das rothe Haus

2 Bände

von höchst interessantem Inhalte.

Eine Fortsetzung von E. Souvestre's Schriften folgt ehestens, da die günstige Aufnahme unserer Uebersetzung dazu auffordert.

Die typographische Ausstattung kann wohl mit Recht ausgezeichnet genannt werden.

Erinnerungen

aus meinem Leben

in kleinen Bildern

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

2 Bände. 8. geh. 3 Thlr.

Wer wäre nicht begierig auf die Erinnerungen aus dem Leben einer unserer beliebtesten Schriftstellerinnen? Amalie Schoppe hat durch ihre zahlreichen Schriften sich in allen Theilen Deutschlands Freunde und Verehrer erworben und sie wird der kleinen Zahl talentvoller und geistreicher Schriftstellerinnen zugezählt. Die jetzt erschienenen Erinnerungen verdienen die ganze Aufmerksamkeit des lesenden Publicums; die trefflichsten Schilderungen von Ereignissen und merkwürdigen Charakteren reihen sich an einander, und geben von Neuem ein Zeugniß von der großen Welt- und Seelenkenntniß der Verfasserin. Die gewandte einfach schöne Sprache beurkundet das vortreffliche Talent der Erzählerinn und fesseln den Leser bis zu Ende. Die Ausstattung ist schön zu nennen.